Quintilianus.

Ein

Lehrerleben aus der römischen Kaiserzeit.

Nach

Wahrheit und Dichtung entworfen

und

allen Volks-, Schul- und Erziehungsfreunden

gewidmet von

Dr. Carl Pilz.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1863.

Quintilianus.

Ein

Lehrerleben aus der römischen Kaiserzeit.

Nach

Wahrheit und Dichtung entworfen

und

allen Volks-, Schul- und Erziehungsfreunden

gewidmet von

Dr. Carl Pilz.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1863.

An die Lehrer und Erzieher unserer Zeit!

Euch, ihr lieben theuren Arbeiter auf dem Felde der Volksbildung, habe ich dies Büchlein gewidmet. Nehmt es freundlich auf! Es ist kein gelehrtes Werk, welches etwa neue Resultate auf dem Gebiete der Alterthumsforschung brächte; es soll auch kein organisch und künstlich zusammengefügter Roman sein; es bringt eben nur einzelne Bilder aus einem Lehrerleben der Vorzeit, wie ich sie aus Geschichte und Phantasie geschöpft habe. Sie sind aber insofern nicht ganz ohne Zusammenhang, als sie ja alle die Entwickelung eines einzigen Lebenslaufes nachweisen. Fragt ihr mich, warum ich gerade den Römer Quintilianus mir zum Helden auserkoren, so antworte ich darauf, weil ich in der ganzen alten Welt keine Persönlichkeit gefunden habe, welche als Lehrer (nicht etwa als Philosoph) ehrwürdiger und liebenswürdiger daſtände als dieser große römische Pädagog. Dann habe ich ihn aber auch deshalb gewählt, weil die Zeit, in welcher er lebte, der unsrigen in mehr als einer Hinsicht ähnlich sieht, und als ein Warnungsbild oder auch Spiegelbild für uns sich erweist. Es ist wohl wahr, unser deutsches Volk hat Regenten, die den römischen Tyrannen nicht gleichen, die mit ächt

christlichem Geiste regieren, die mit der Gerechtigkeit die Milde verbinden, und das Wohl der Unterthanen ernstlich wollen; es ist wahr, ein Geist der Kraft und des Muthes wohnt noch im Volke, noch hat es seine Ideale nicht ganz weggeworfen und dies giebt Hoffnung, daß es sich nicht tiefer erniedrigen, sondern mehr und mehr heben und veredeln werde. Aber wer möchte es leugnen, daß auch Anzeichen da sind, die auf einen Untergang des deutschen Volkes (wenn auch auf einen, der erst in Jahrhunderten erfolgen wird) hinweisen. Betrachten wir nur die Verweichlichung, die durch tausend Ausschweifungen veranlaßte Entkräftung der Jugend; den schalen Materialismus, der Alles aus der Menschenbrust herausreißen will, was ihr irgend wie heilig und theuer ist; den furchtbaren Luxus, der die Menschen zu Verbrechen aller Art führt; die Vernachlässigung aller häuslichen Erziehung, die da und dort recht sichtbar zu Tage tritt; die Uneinigkeit und Eifersucht der deutschen Stämme, die durch Interessen, Vorurtheile und Abneigungen aller Art mehr als je getrennt sind; die Mißachtung, welche die erfahren, welche in ernster Weise die höchsten Güter der Menschheit nicht untergehen lassen wollen; die Trennungen und Verketzerungen in religiöser Hinsicht, die selbst in den Lagern der Orthodoxen ausbrechen und der Ungläubigkeit furchtbar in die Hände arbeiten! Muß uns dies Alles nicht sagen, daß auch unser Volk auf der Hut sein mag, wenn es nicht auf einen gleichen Weg wie das römische kommen will, welches, nachdem es seine aufrichtige Vaterlandsliebe, seine Sittlichkeit und Selbstständigkeit, seinen religiösen Geist weggeworfen und seine eigene Freiheit mit Füßen getreten hatte, sein Grab fand, aus welchem es sich nie

wieder erhob. Sollten nun diese Bilder aus der römischen Kaiserzeit hier und da einen aufmerksamen Blick auf unsere eigenen Verhältnisse veranlassen; sollten sie neben dem Danke für die Güter, die wir vor dem römischen Volke voraus haben, auch das Bestreben anregen, Alles zu thun, um Volk und Vaterland zu schützen und zu wahren, daß es nicht in Gefahr, sondern zu Ruhm und Ehre und zum wahren Wohle gelange, so würde ein inniger Wunsch des Verfassers sich erfüllen.

Wer kann sich aber verdienter um das Vaterland machen, als die Schule, wenn sie die Jugend zu tüchtigen Bürgern erzieht, wenn sie dem schlechten Zeitgeist widersteht, wenn sie lebenskräftig lehrt, wenn sie Eintracht und Frieden fördert, und wenn statt Heuchelei Wahrheit in ihr wohnt, wenn sie nicht als Mittel der Despotie (wie es in Rom war), sondern als eine freie Wohlthäterin ihres Volkes dasteht. Möchten daher die Winke, welche auch unsere Schule durch die Schilderungen des römischen Schulwesens erhält, auf guten und fruchtbaren Boden fallen.

Ein Lehrerleben ist ein schweres, ein saures Leben! Wenn nur Einer von Euch, ihr Theuren, dem das Leben Wunden schlug, der schnöden Undank beklagen mußte, der verketzert und verfolgt wurde, oder sonst mit Noth und Sorgen zu ringen hat, meine Bilder liest, und an der ehrwürdigen stoischen Gestalt des Quintilianus sich aufrichtet und mit neuer Frische an sein großes Werk geht, so ist der Hauptzweck meines Werkchens erreicht, und meine Mühe hat den reichsten und süßesten Lohn gefunden. Freilich hätten wohl viele lieber einen christlichen Lehrer als Musterbild gesehen! Nun, schenkt mir Gott Zeit und Gesundheit, so soll auch ein solches in späterer Zeit folgen!

Was ist Wahrheit, was ist Dichtung in diesem Lebensleben? könnte noch Jemand fragen. Die Hauptschicksale sind Wahrheit, Nebenpartien sind Dichtung. Aber es ist kein Bild darin, keine Schilderung, die nicht ihre Bestätigung durch Quellen finden könnte. Es ist Vieles von mir gesehen und durchforscht worden, was für jene Zeit Aufschlüsse geben kann, und ebenso habe ich den Verfassern [illegible] aus in den Mund gelegt, was wir in ihren Werken finden. Quinquillanus selbst ist theils rein nach dem Original, theils freier bearbeitet.

Doch, damit nicht der Leser schon in der Vorrede die Geduld verliere, will ich schließen.

Findet ihr, liebe Leser, Mängel am Werke, entdeckt ihr darin Fehler [illegible] gegen die Geschichte, nun, so werde ich euren Tadel, eure Belehrung ohne Groll entgegennehmen und euch gar dankbar sein. Euch selbst will ich dann mit dem Worte eines Heimgegangenen trösten:

> Ich hab' geirrt, wie es der Menschen Art,
> Doch hab' ich auch nicht Fleiß und Zeit gespart!

Und damit Gott befohlen!

Leipzig im November 1862.

Der Verfasser.

1. Capitel.

Dî me tuentur Dîs pietas mea
Et musa cordi est —
Horat.

Wir versetzen uns im Geiste in das Jahr 70 nach Christi Geburt und treten ein in ein Miethhaus auf der Straße Vialata in Rom. Zwei einfache Säulen zieren es und ein kleiner, aber freundlicher Garten schließt sich an dasselbe an. Wir steigen eine Treppe aufwärts und gelangen in das Arbeitszimmer eines jungen Römers. Quintilianus ist sein Name. In Rom geboren hatte er bald seine Vaterstadt verlassen, um nach Spanien nach Calagurris überzusiedeln. Doch bald kehrte er zurück, um sein Glück in seiner Vaterstadt weiter zu suchen. Wir treffen ihn am einfachen hölzernen Tische sitzend und ein Buch in der Hand haltend. Vor ihm an der Wand erblicken wir die Statue Ciceros, welche mit einem frischen Kranze geschmückt ist. Quintilian legt das Buch hinweg; er steht auf, um den Gedanken nachzuhängen, die seinen Geist, sein Herz mächtig bewegen.

Quintilian. „Da bin ich wieder einmal im Heiligthum der großen Geister unseres Volkes eingekehrt, und lauter schlägt mir das Herz, wenn ich an ihrem Edelsinne mich labe. Wie nahe führst du uns, mein Livius, die herrlichen Gestalten der alten Römer! Mit zauberhaftem Schwung des Geistes und doch mit treuer Wahrheitsliebe

schilderst du die Größe und Hohheit verdienter Männer; mit Anmuth malst du ihre milden Leidenschaften vor die Seele. O könnten wir diese Männer der That, die du zeichnest, aus dem Grabe auferwecken und wieder zurückführen in unser Erdenleben, welches träg und thatenlos dahin sich schleicht. Wir könnens nicht. Aber die Jugend der heutigen Zeit zu solchen Männern der Verehrung zu bilden, das können wir. Nun wohl, auch ich will meine Bahn verändern, will nicht mehr am Seile des Staates ziehen; ich will Steuermann edler jugendlicher Geister sein; will versuchen die Kraft, die in den Männern der Vorzeit lebte, zurückzuzaubern in das Herz unserer heutigen Jugend! Fürwahr! ein herrlich Ziel hab ich mir vorgesteckt!" In diesem Selbstgespräche ward Quintilian gestört durch den Besuch seines Freundes Martial, welcher in Spanien seine Heimath hatte, aber mit ihm nach Rom gereist war, um seinen Studien dort zu leben.

Martial. Sei herzlich mir gegrüßt, Quintilianus!

Quintil. Die Götter seien mit dir, geliebter Freund, ich freue mich, daß du einmal bei mir einkehrst; seit wir Spanien verlassen, habe ich noch nicht das Glück gehabt dich hier zu sehn.

Martial. Auch diesmal wäre ich vielleicht nicht gekommen, wenn nicht eine gewisse Unruhe mich getrieben hätte.

Quintil. Was ists, das dich verstimmt? Sei offen! Vielleicht gelingt es mir, die Schläge deines Herzens wieder zu beruhigen!

Martial. Du selbst bist der Gegenstand meiner Bekümmerniß. Ist es denn wahr, daß du deine mit Glück betretene Laufbahn ändern willst, eine Laufbahn, die dir hohe Aemter verschaffen, die dir Ehre, Glanz und Macht

nach allen Seiten hin ertheilen kann? Noch glaube ich es nicht!

Quintil. Es ist so. Aufgegeben habe ich das Amt eines Sachwalters. Was ist die Macht des Standes, was ist der Glanz des Amtes, wenn der rechte Einfluß des Geistes fehlt. Tausende genossen das Glück des Reichthums und das hohe Ansehen ihres Ranges; aber nie hat der breite Purpurstreifen sie wahrhaft zufrieden machen können, und ehe noch ein Halm um ihr Grabmal herum gewachsen ist, hat man ihr Leben mit ewiger Vergessenheit zugedeckt. Reich an segensvoller Wirksamkeit und an wahrem Glücke ist nur der, welcher sich selbst veredelt und dann durch Lehre und Muster in das Seelenleben seines Volkes eingreift.

Martial. Nun ist dir das in deinem jetzigen Amte etwa nicht möglich? Hast du mit deinen Reden, die du gehalten, nicht schon Gutes genug gestiftet? Kannst du nicht Licht verbreiten auf der Bahn der Gesetze; kannst du nicht als Anwalt die Geister leiten, Frieden und Eintracht befördern, Thränen über erlittenes Unrecht trocknen, den Unterdrückten beistehen, das Recht vertheidigen, die Wahrheit und Unschuld vor Tyrannei beschützen?

Quintil. O hätte ich recht viel des Schönen zu thun, was du mir nennst; meine Seele würde jubeln, und jeden Tag meines Lebens würde ich segnen, an dem ich eine solche That der Liebe gethan! Aber glaube mir, mein Valerius, die Wirksamkeit eines Sachwalters reicht nicht immer bis zum Herzen der Menschen, und die Meisten kommen auch erst in meine Hände, wenns nichts zu arbeiten mehr giebt an ihren Seelen.

Martial. Du wirst später einmal schwer den Schritt

bereuen, den du thun willst. Fordern wird man viel von dir, du magst als Grammatiker oder Rhetor auftreten. Alle Regeln will man von dir hergezählt haben, alle Geschichten, die neuen wie die alten, sollst du wissen; alle Schriftsteller sollst du kennen, sollst ihre Werke im Kopfe haben und sollst bei jeder Gelegenheit aus dem Stegreif antworten auf alle Fragen, die man an dich richtet. Zu diesem Allen sollst du noch ein Muster der Sitten sein, und deine Zöglinge väterlich und liebevoll leiten und führen, daß sie sich auszeichnen in Wissenschaft und Sitte. Und was ist dann dafür dein Geschick? Gering geachtet von den Patriziern, mit Undank belohnt von deinen Schülern wirst du später mühsam und elend dein Leben dahin schleppen und mit tiefem Schmerze an die Zeit zurück denken, in welcher es dir vergönnt war, eine glänzende und geehrte Stellung zu erreichen, eine Stellung, welche dir die Freundschaft und Achtung manches hohen Mannes gebracht hätte, der dich als Lehrer kaum eines Blickes würdigen wird.

Quintil. Du redest fast wie Einer, der vom Ehrgeiz tief verwundet nach hohem Rang wie auf zu einer Lebenssonne schaut. Noch kenn' ich diese Krankheit nicht. Mich locken keine Purpurstreifen, mich läßt sehr kalt der Hohen gnädig Lächeln; mein Stolz und meine Ehre wird es sein, ein wahrer Geistesbildner meines Volks zu werden. An die Seelen der Jugend will ich meinen Meisel setzen, ihre Begeisterung fürs Große und Erhabne nähren, ihren Abscheu vor Schlechtem und Gemeinem erregen, und die Sprache, das schöne Werkzeug des Geistes, ihnen unterthänig machen und ihnen beistehen, die schlummernden Gedanken zu wecken, zu schärfen und aufzuklären. Wenn

aus meiner Schule dann eine Elite hervorgeht, die dem Lande geachtete Notabilitäten, gewandte und rechtschaffne Richter und Beamte, frei- und edelsinnige Senatoren und weise und tapfere Feldherrn giebt, o Valerius, dann will ich den Göttern danken! Sie werden gnädig auch auf mich herabsehen und wen die Strahlen ihres Beifalls lohnen, dem ist sehr gleichgültig der Ruhm und die Ehre, die vom schwachen Geschlechte der Menschen ausgeht.

Martial. Mich rührt deine Begeisterung; aber wird sie auch in Flamme bleiben, wenn du sehen wirst, wie du aus dem Reiche der Penia nicht herauskommen kannst. Furchtbare Summen verschleudern die Vornehmen an Luxusgegenstände, an kostbares Hausgeräth, an reiche Mahlzeiten, an ein großes Bedientenpersonal, aber für Erziehung und Unterricht haben sie kein Geld und der beste Lehrer wird mit geringem Solde abgespeist. Ja sie handeln wohl gar mit ihm, wie mit einem Trödler, und wenn er sich mit der sauern Arbeit eine klägliche Summe verdient hat, so muß er sie sogar bisweilen noch gerichtlich eintreiben. Die Wissenschaften gelten einmal nichts mehr; Geld und Vergnügen ist das Losungswort unseres faulen Zeitalters; und ich gebe dir, mein Freund Quintilian, den gutgemeinten Rath, lieber das Gewerbe eines Sängers, oder Lautenschlägers, oder Schauspielers oder eines Fechters zu ergreifen, als den Beruf eines Lehrers, der dich selbst im günstigen Falle nicht weit vor dem Hungertode vorüberführt.

Quintil. In deinem Rathe liegt zu viel Ironie und Bitterkeit, als daß ich ganz mir ihn zu Herzen nehmen könnte. Wohl weiß ich, daß die Glücksgüter auf der

Bahn eines Lehrers gezählt sind. Aber grade weil das Amt Opfer und Entbehrung fordert, liebe ich es; mir gilt der Werth eines Amtes nur nach der Dienstleistung, welche es der Menschheit bringt. Es ist nichts Großes, gepriesen von der Menge, getragen von tausend Schmeicheleien, gereizt vom Glück und von der Anerkennung sein Werk zu treiben; aber es ist eines Mannes, eines Römers würdig das Gute zu thun im Kampfe mit Mängeln aller Art, die Fahne des Lichtes und der Wahrheit den finsteren Erdenmächten zum Trotze zu schwingen und als Lohn für eine Großthat das Gefühl nehmen, sie gethan zu haben. Den Mangel an Freunden und Freuden wird mir die stille, selige Arbeit ersetzen, welcher ich mich widmen werde. Denn rüstig werde ich arbeiten als Jugendbildner, nicht wie der bezahlte Miethling, dessen Flügel hängen, wenn Fortuna ihm den Rücken kehrt.

Martial. Versprich dir nicht zu viel von deiner Wirksamkeit! Die Ohren der Jugend sind taub geworden, und ihr Herz ist zu stumpf für deine Weisheit. Der größte Theil wird deine besten Lehren verlachen, und wird dem Geiste seiner Zeit folgen. Man wird dich zuletzt schelten uud sagen: Wer dem Geiste seiner Zeit sich widersetzt, verdient mit Recht das Gericht was ihn trifft.

Quintil. Mein theurer Valerius, wer über seiner Zeit steht mit seinen Bestrebungen, den darf die Zeit nicht richten. Ich will für die Nachwelt arbeiten, vielleicht gedenkt sie einmal meiner in Liebe. Und versteht mich auch nur ein kleiner Theil meiner Schüler, gelingt es mir ihnen die Augen zu öffnen, wie glücklich will ich mich preisen! Es jubelt der Arzt, wenn ein Blinder unter seiner sorgsamen Hand das Licht erhält, ich werde selig

sein, wenn ich hier und da einem Jünglinge das Licht des Geistes erhalten und wiedergegeben habe.

Martial. Ich sehe auf welchem Gipfel deine Begeisterung angelangt ist, aber um so mehr bedaure ich dich. Ich will noch einen Schatten dir an die Wand malen; wenn er dich nicht abschreckt von der Laufbahn eines Lehrers, dann wird es Nichts mehr thun. Gedenke daran, daß du dich deines Amtes niemals kannst so recht erfreuen, weil du alle deine Schritte ängstlich messen, weil du nach allen Seiten hin sehen mußt, daß nicht ein Wort aus deinem beredten Munde verletze, erbittere oder dich gar ins Netz der Feinde liefere. Genug der Späher wird es geben, die dir auflauern werden. Können nicht die Zeiten Caligulas wiederkehren, wo die Wände Ohren hatten, wo man bei jedem Worte sich scheu umsah und wo so viele Männer, die es treu und redlich mit der Volksbildung meinten, durch Spione in Kerker und Banden geriethen? Soll ich dich an Cassius Severus oder an Virginius Flavus erinnern, den Nero nur deshalb verfolgte, weil er zu beliebt bei der Jugend war? Gedenkst du nicht an Cremutius Cordus und andere Männer, welche oft durch ein einziges Wort, in welches man einen verdächtigen Sinn hineinlegte, um ihr Lebensglück kamen, oder wohl gar dem Henkertode sich überlieferten? Nicht alle Herrscher sind so großmüthig wie Cäsar und Augustus, die nicht Gefallen fanden an kleinlicher Verfolgung der Rede-Freiheit; die selbst Spöttern verziehen und gerecht noch gegen ihre erbittertsten Feinde waren. Obwohl Vespasianus nicht jenen römischen Wüthrigen gleicht, die im Blute ihres Volkes wühlten, so kann doch leicht auch unter seiner Regierung der Verdacht dich erreichen und

du kannst dein Leben im Kerker oder in der Verbannung beschließen. Dies mein letztes Wort! (er geht nach kurzem Gruße hinweg).

Quintil. (allein). Wohl hast du Recht alter Freund Valerius, so manches Ungemach steht an der Bahn eines Lehrers. Doch weicht zurück ihr schwarzen Schatten der Furcht und des Schreckens vor dem erhabnen Bilde meiner Sehnsucht, nie sollt ihr es aus meinem Herzen vertreiben! Ein redlicher Freund des Volkes will ich bleiben, ob auch tausend Netze mir gestellt würden und ich jeden Schritt dem Leben mit kühner That abkaufen müßte. Zu Euch, ihr guten Götter, rufe ich, schützt mich und laßt mich das Ziel erreichen, welches mein schönster Jugendtraum bis jetzt gewesen ist!

---

2. Capitel.

Aude, hospes, contemnere opes, et
te quoque dignum
Finge Deo. — *Virgil.*

Tief versunken in seinen Lebenstraum saß Quintilianus am andern Tage in seinem Zimmer und eine ernste Stimmung erfaßte ihn. Er gedachte der Lehrer, die vor ihm gewirkt hatten und ihrer Schicksale. Es fiel ihm ein, daß der gelehrte Valerius Cato, ein gewandter und edler Lehrer, sein Landgut bei Tusculum den Gläubigern überlassen und in einer entlegenen Bretterhütte wohnen mußte; er erinnerte sich an Orbilius, der zuletzt in einem Dachstübchen kümmerlich lebte und ein Buch schrieb über die Kränkungen, welche die Lehrer erführen. Unwillkührlich gedachte er auch der Ehrenbezeigungen, der Reich-

thümer, welche Leute erlangten, die blos sinnlichen Kitzel und flüchtigen Rausch den Menschen bereiteten, wie z. B. die Chithariden, die Schauspieler, die Tänzer und Andere. Es stimmte ihn wehmüthig, wenn er ferner daran dachte, daß Viele ihren Reichthum nur durch die Dummheit und den Aberglauben Anderer sich aneigneten, wie die vielen Hausastrologen, welchen namentlich die Frauen zugethan waren. Er wollte bitter werden in seinem Innern, als Cäcilius, ein Freund, von dem Imperator Vespasianus kam und ihm einen Wunsch desselben überbrachte.

Cäcilius. Vespasianus läßt dir melden, daß er gesonnen ist, das Amt eines Quästors dir zu übergeben, wenn du ihm Treue und Eifer geloben willst. Es ist die erste Stufe, die du zu deinem Glücke betreten wirst; aber die Gnade des Imperators kann sehr rasch dich weiter führen auf der betretenen Bahn!

Quintilian ging nach diesen Worten ans Fenster und verweilte dort sinnend einen Augenblick. Er hatte eine Prüfung zu bestehen. So nahe hatte er als Sachwalter sich nicht das Glück gedacht. Schon wollte dieser ehrenvolle Ruf des edeln Fürsten an seinem neuen Plane rütteln, als ein Blick auf die Statue des Sokrates, die in seinem Garten stand, ihn wieder fest und sicher machte in seinem Streben. Ein Traum war es, der ihm einfiel und ihn sofort aus seiner schwankenden Gemüthsstimmung riß. Es war ihm einst im frühen Jünglingsalter der Weise Sokrates erschienen, hatte ihm einen Knaben an die Hand gegeben und dabei gesagt: „Die Jugend sei dein Ziel, Quintilianus!“ Mit wunderbarem Zauber erfreute dieses Traumbild auch jetzt seine Seele. Er wandte sich zu dem Gesandten des Vespasianus mit entschloßnem Blick.

Quintil. Sage Dank, mein Theurer, dem Fürsten für seine hohe Güte; leid thut es mir, daß ich dem Rufe nicht folgen kann, da ich meine Laufbahn bereits geändert habe. Ich will fortan dem Berufe eines Lehrers leben und der Fürst wird mirs nicht übel deuten, daß ich dem Staate durch geistige Pflege des Volkes nützen will.

Cäcilius. Auch das neue Amt, welches dir der Kaiser anbietet, würde dir genug Gelegenheit zu edler Wirksamkeit geben, und steigst du später, was nicht fehlen wird, auf der Leiter des Staates höher und höher, wie manches Verdienst kannst du dir dann erringen, wie herrlich kannst du dann der Wahrheit und der Unschuld beistehen!

Quintil. Gewiß! Aber mein Sinn steht höher. Der Unschuld und der Wahrheit Kraft und Muth zu geben, die Geister so beredt zu machen, daß sie selbst ihre Sachen führen und vertheidigen können, das ist es, was ich will. Wohl ist es schön, zweckmäßige Einrichtungen zu treffen, aber segensreicher ists, den Geist des Volkes für diese Einrichtungen geschickt zu machen.

Cäcilius. Wenn aber der Imperator deinen Entschluß nicht billigt und dir seine Ungnade zuwendet?—

Quintil. Vespasianus ist ein Römer. Ein ächter Römer achtet immer den freien starken Geist, wo er ihn auch finden mag. Du kennst wohl das treffliche Wort, das er dem Apollonius von Tyana gegenüber gesprochen. Er hatte diesen gefragt: Was hast du von Neros Regierung gedacht? Apollonius antwortete: „Nero verstand es vielleicht eine Chithar zu stimmen; die Herrschaft aber hat er durch Spannen und Nachlassen befleckt.“ „Du forderst also,“ erwiderte Vespasian, „von dem Herrscher Gleichmäßigkeit?“ „Nicht ich, versetzte Apollonius, sondern Gott, der

die Gleichmäßigkeit in die Mitte gesetzt hat." Da erhob Vespasianus seine Hände, und rief aus: „O Zeus, möge ich über weise Männer und weise Männer über mich herrschen!" Wie nun wenn ich in meinem Berufe dafür sorgte, daß der weisen Männer immer mehr in Rom würden? Vespasianus ist auch viel zu sehr ein Freund der Schulen, als daß er meinen Schritt mißbilligen könnte.

Cäcilius. Ein wahrer Freund der Schulen ist Vespasianus sicherlich, aber eben so ist er ein Feind derer, die sich widersetzen, wenn er sie ruft. Er ist Soldat mit ganzem Blute, und der Gehorsam erscheint ihm als eine der ersten Bürgertugenden. Er hat schon längst einen Blick auf dich geworfen, er hält dich für einen geistvollen, aber auch braven und redlichen Römer, er glaubt daß du im neuen Amte gut aufgehoben bist, und es wird ihm wehe thun, wenn dein Ungehorsam ihm das freundliche Bild von dir zerstört.

Quintil. Aufgehoben, wohl aufgehoben ist der Mann nur in dem Amte, wozu sein Herz ihn treibt. Was sollten mir die Ehrenstellen des Staates, wenn ich nur als ein mechanischer Arbeiter sie inne hätte! O fände jeder seines Geistes rechte Sphäre im Leben, wir hätten nicht so viele mißvergnügte bittere Beamte, die sich und Andern nur zur Last und Qual sind, oder die nicht als Menschen, sondern nur als todte Maschinen arbeiten. Der Kaiser ist bei all seinen Forderungen des Gehorsams kein Tyrann, der die geistige Spannkraft seiner Bürger todtschlagen und sie an Blöcke schmieden könnte, wohin sie nimmer passen. Und wäre es so, keinen Augenblick würde die Furcht vor ihm mich in meinem Streben aufhalten; so wenig würde ich erzittern wie der Bergarbeiter, der das

schöne Metall ruhig aus der Erde holt, obgleich er keinen Augenblick sicher vor Gefahren ist.

Cäcilius. Ich ehre deinen Muth. Aber hast du auch berechnet, welcher Mangel mit dem Lehramte in dein Haus einziehen kann?

Quint. Glaube mir, mein Freund, eine schönere Schule als der Reichthum ist der Mangel. Wohl ist es eine Süßigkeit zu schwelgen und zu prassen, die seltensten Speisen zu genießen, bei allen Thiergefechten und Schauspielen sich in Glanz und Pracht zu zeigen und sich im Ueberfluß zu wiegen; aber diese Süßigkeit ist doch nicht die größte und furchtbare Gifttropfen fallen oft in sie hinein. Wie recht hat mein Freund Martial, wenn er spricht: „Was das Leben wahrhaft glücklich macht, ist ein durch Arbeit erworbener oder hinterlassener Besitz, ein fruchtbarer Acker, ein bleibender Heerd, niemals ein Rechtsstreit, stets ein ruhiges Gemüth, edle Kräfte, ein gesunder Körper, verständige Einfachheit, gleichdenkende Freunde, ein frugales Mahl, die Nächte frei von Trunkenheit und Sorgen, ein nicht freudloses aber keusches Ehebett und ein kurzer Schlaf.“ Ist nicht unter Bergen von Schätzen mancher kräftige Geist, manch edles Herz begraben worden? Schau hin auf den Lälius! Er hatte einen hellen Geist und berechtigte zu großen Hoffnungen. Aber der vom Vater geerbte Reichthum lehrte ihn gemein denken, die Vergnügungen machten ihn träge, weichlich und genußsüchtig. Als abgelebter Jüngling schleicht er einher, das Vaterland hat ihn verloren. Ein harter Erzieher freilich ist der Mangel; aber er hat Viele auf eine Höhe gehoben, wohin die nicht folgen könnten, welche im Ueberflusse saßen. Der Mangel, wenn er nicht zu drückend

ist, hält den Geist nüchtern, spannt seine Flügel an, macht erfinderisch, stärkt das Vertrauen zu den Göttern, und lehrt die Menschen die rechte stoische Weisheit. Wahrhaftig, Freund, der Mangel wird mir im Leben kein so arger Feind sein, wie er dir und Tausenden erscheint!

Cäcilius. Leb wohl! Ich wünsche nur, daß du deine stoische Weisheit niemals im Leben einbüßen magst. Dem Fürsten will ich jetzt deinen Entschluß melden, ich hoffe daß sein großmüthiges Herz dir nicht grollen wird. (Er geht hinweg.)

---

3. Capitel.

Animus debet esse alacer et fidens, et super omnia erectus.

Seneca.

Alle Hindernisse, welche sich vor Quintilian aufthürmten, um ihn in seinem Plane irre zu machen, überwand seine Begeisterung. Bald trat er auf als Lehrer der Beredsamkeit, und erfreute alle Hörer, so daß der Kreis seiner Schüler schnell sich erweiterte. Sein Lehramt war seine Seligkeit und die Unfälle des Lebens, von welcher Seite sie auch kommen mochten, waren nicht im Stande ein Stück von dieser Seligkeit loszubröckeln. Vertieft in einen Vortrag, den er zu halten gedachte, ging er eines Tages in seinem Gärtchen auf und ab, als ein Jugendfreund sich ihm nahte, welcher an seinem Schicksale großen Antheil nahm.

Cornelius. So eben komme ich aus dem Thiergefecht.

Quintil. Und was hast du da für dein Herz erbeutet?

Cornel. Du willst mich strafen. Nichts als Angst

und Zittern habe ich mir geholt. Es trat ein Mann als Kämpfer mit einem Bären auf. Du hättest die Angst auf den Gesichtern sehen sollen als der Kämpfer die Flucht ergriff, und ihm der Bär ganz nahe auf dem Leibe war, und wieder die Freude als der Flüchtling plötzlich die Wand emporkletterte. Ich selbst habe mehrere Wandläufer schon gesehen, doch keiner führte seine Sache so gut aus wie dieser. Unter den Zuschauern sah ich auch deine Braut, und mit Erstaunen, aber auch mit Betrübniß hörte ich in meiner Nähe flüstern, daß das Band, welches euch aneinander knüpfte, zerrissen sei. Ist es so, dann bedaure ich dich und dein Geschick!

Quintil. Es ist so; aber kein Bedauern! Wer eine Fessel überwunden hat, die sich um den freien Geist schlingen wollte, den muß man glücklich preisen!

Cornel. Aber Agrippina besitzt einen entzückenden Anstand; wie eine Göttin stand sie auf ihrem Platze, und manches Männer-Auge verlief sich zu ihr. Auch soll es ihr an Scharfsinn und Verstand nicht fehlen.

Quintil. Mein Freund, sie hat den Verstand, welchen ihr der Reichthum, der Glanz ihres Hauses und ihre schmeichlerische Umgebung verliehen haben. Ihr Denken ist ein Bewegen in lauter Vorurtheilen; und ihr Herz ist in tausend erkünstelte Gefühle und in Narrheiten aller Art verstrickt, so daß der gute Kern, der eigentlich in jeder Mädchenseele steckt, nicht wirken konnte. Ich sah bald ein, daß unsre Wege auseinander gingen, und daß sie mit ihrer Art zu denken und zu fühlen ein ewiges Feuer der Zwietracht zwischen uns beiden nähren könnte. Doch sie hat mit eigner Hand das Band zerschnitten, welches uns einigte. Der Vater hat meine Umkehr zum

Lehrfach arg gemißbilligt; auch Agrippina selbst will nicht eines Lehrers Frau sein. Sie hofft nun, daß ein reicher Patrizier kommen und sie glücklich machen werde. Als Staatsanwalt wollte sie mich, als Lehrer nicht. Also nicht den Menschen, nur den Rang und Stand liebten diese kalten Seelen. O wie freue ich mich, daß mich die guten Götter noch zeitig genug ihren Händen entrissen haben.

Cornel. Aber ihr schient anfangs recht glücklich zu sein. Wenn man dich sah in den Gärten von Tusculum an ihrer Seite lustwandeln, da wurdest du von vielen beneidet, die gern an deinem Platze gewesen wären.

Quintil. Ja, ja! Wir schienen glücklich! Freundlich ist die Welt des Scheins; und das Weib ist eine Königin in dieser Welt. Scheinen wollen daher die Menschen recht viel und oft um so mehr, je weniger sie sind. Wäre die Herzlichkeit Agrippina's, ihr ganzes anschmiegendes und freundliches Wesen nicht Schein gewesen, würden sie mich wohl so schnell den Launen und den Vorurtheilen geopfert haben? O mein Cornelius, wenn dich einmal die Liebesgötter mit der Freundschaft einer Geliebten segnen, so unterlasse nie, sie genau zu prüfen. Zerreiß die Scheingründe, die Vorurtheile, die Launen, an welchen sie lehnen könnte, und sieh ob sie auf eignen Füßen stehen kann. Dann wird sichs zeigen ob die Liebe vor den Sternenaugen der Alithea ihre Blicke niederschlagen muß oder ob sie vor ihrem Opferaltar sich verklärt emporrichtet.

(Ein Bedienter tritt ein, und überreicht dem Quintilianus einen Brief.)

Quintil. (Nachdem er den Brief gelesen.) Da sieh wie weit die Dreistigkeit unseres Patriziervolkes geht! Anbahnen wollen sich aufs Neue eine Verbindung zwischen mir und Agrippina, und den Verstoßnen wieder in Gnaden

annehmen. Sie erschöpfen sich in Schmeicheleien aller Art und klagen, daß sie sich übereilt hätten. O diese Krämerseelen, wie eine Waare betrachten sie die Liebe, mit welcher man Geschäfte macht und die man giebt und nimmt, je nachdem es paßt. Ein Spiel treiben sie mit dem Herzen, und wollte ich jetzt wieder ihren Lockungen folgen, so würde ich wohl bald ihren Wankelmuth zum zweiten Male erfahren. Die Treue ist bei ihnen nicht zu finden, die haben sie längst mit arger List und Schlauheit vertauscht, und ihre feierlichsten Eide und Schwüre sind nur die Zeichen der Verzweiflung an sich selbst.

Cornel. Du wirst sehr bitter!

Quint. Ja, und bei den Göttern, ich sollte es nicht! Tief habe ich zu meinem Vortheil gelesen in der Menschen Herzen, und auch manche schöne Stunde ist mir in Agrippinas Nähe vorüber geflogen. Wenn sie zu Hause behaglich auf dem Ruhebett hingestreckt lag, und ich ihr vorlas; wenn wir in dem nahen Haine lustwandelten und uns über Dichter und Redner unterhielten, wenn sie irgend einen griechischen Tanz aufführte mit aller Entfaltung ihrer Reize, oder wenn sie bei den Götterfesten im Kreise der dreimal neun Jungfrauen die Hymnen mitsang und in meinen Augen selbst zur Göttin wurde, o so waren das Stunden, die mit verführerischer Gewalt mich bezauberten; aber als ich eines Tages den Ovid unter ihrem Ruhekissen versteckt fand, als ich merkte, wie ein Ballet, welches mir des unkeuschen Auftretens wegen abscheulich schien, ihr über viele andere edlere Vergnügungen ging, als ich sah, wie sie bei all ihrer Jugend doch eine Meisterin in List und Ränken war, als ich wahrnehmen mußte, daß ihr der häusliche Heerd nicht gerade ein Para=

dies mehr war, da fiel ich aus den Höhen meiner Begeisterung unsanft herunter, und fand den Weg nicht wieder hinauf.

Cornel. Was gedenkst du jetzt zu thun?

Quintil. Eine feste Scheidewand will ich setzen zwischen mir und Agrippina. Befreit von ihren Fesseln werde ich ruhiger meinem Amte leben. Ein Mann, der für die erhabensten Güter der Menschheit wirkt, darf nicht von kleinlichem Geiste oder verblendeter Thorheit umgeben sein. Ja Cornelius, der Scheidetag, der mich von Agrippina trennt, soll mir ein Festtag sein, und ewig will ich den Göttern dafür danken.

Cornel. Ich sehe jetzt, wie wenig ich Ursache habe, dich zu beklagen. Mögen die Götter auch ferner dich schützen vor Allem, was deinen Frieden stören könnte. Leb wohl! (Er geht hinweg.)

4. Capitel.

Animus facit nobilem, cui ex quacunque conditione supra fortunam licet surgere.

Seneca.

Einige Jahre nach dieser Unterredung wanderten zwei junge Männer Namens Livius und Claudius die Straße Vialata hinauf. Sie sahen nachdenkend aus, und kümmerten sich nicht viel um den Troß der Tagediebe, die vorbei eilten, um entweder in den Circus oder zu andern Vergnügungen zu schreiten. „Hier, so nahm Claudius das Wort, „ist sein Haus, Du findest ihn gewiß am Arbeitstische!" — „Du kannst nicht glauben, erwiederte Livius, wie ich mich freue ihn zu sehen, ihn der so viel Liebe und Achtung in kurzer Zeit durch sein Auftreten als Lehrer

errungen hat; aber ich zittere wenn ich denke, daß er mir die Bitte abschlagen könnte.“ „Das wird er nicht, erwiederte der Freund, sein Herz läßt dies nicht zu. Doch sieh, da geht er ja in seinem Gärtchen auf und nieder. Geh hin zu ihm; ich verlasse dich.“ Die beiden Freunde küßten sich und Livius trat in den Garten Quintilians ein.

Livius. Verzeihe mir mein Theurer, wenn ich dich in deiner Stille störe, ich habe eine dringende Bitte auf dem Herzen.

Quintil. Vertraue mir sie an, steht es in meiner Macht sie zu erfüllen, so soll es mit Freude geschehen.

Liv. Ich bin entschlossen als Pädagogos*) in den römischen Familien mein Glück zu versuchen. Damit ich aber meine Geschäfte nicht so mechanisch und so unwissend betreibe, möchte ich mir einige Belehrung von dir ausbitten. Du sollst, wenn du dich meiner annehmen willst, keinen dankbarern Schüler als mich haben.

Quintil. Von Herzen gern will ich dir meinen Rath ertheilen; nur erlaube mir zuerst einige Fragen. Die erste ist: Hast du ein Herz? die zweite: Ist dieses Herz bereit zu schwerem Opfer? die dritte: Ist es reif zum Entbehren und Entsagen? Antworte mir auf diese Fragen!

Livius. Ich kann nur mit Ja! darauf antworten; aber was bewog dich, sie an mich zu richten?

Quintil. Ich kenne den Kreis des Wirkens genau, in welchen du eintreten willst, und das bewog mich, dich erst zu prüfen, und zu sehen ob du überhaupt hineinpassest.

---

*) In der Regel nahm man griechische Sclaven dazu, doch mitunter auch Römer.

Ein Pädagogos muß ein Herz haben, sagte ich. Er soll ja die Kleinen des Hauses leiten und führen; er soll sie auf dem Schulwege begleiten, er soll Aufsicht über ihre Arbeiten führen, er soll ihre Spiele ordnen, er hat zu lohnen und zu strafen. O dies Alles geht schlecht, wenns nicht von Herzen geht. Auf mechanische Weise kann man viel mit Kindern vornehmen, man kann sie unterrichten, einüben in allerhand Kenntnissen und Fertigkeiten; aber die ganze Arbeit bleibt matt, wenn sich die Herzen nicht berühren, wenn es nicht in der Kinderseele zu der Freudigkeit kommt, die das beste pädagogische Zaubermittel ist.

Livius. Ich habe von Jugend auf viel mit Kindern verkehrt. Ich war zum Theil Pfleger und Beschützer meiner jungen Geschwister und denke noch mit Freuden an die seelge Kinderzeit zurück, die ich unter ihnen verlebte. Glaube mir, der Umgang mit Kindern hat etwas Erhebendes, Erheiterndes, ja ich möchte sagen, Verjüngendes für mich; ich sehne mich nach den kleinen Herzen, die der Welt noch rein und froh entgegenschlagen.

Quintil. Ganz schön! Doch mußt du auch bedenken, daß gar Vieles dir diese Freudigkeit rauben kann. Roms Familien sind zum Theil sehr tief gesunken. Sie kümmern sich wenig um das heilige Amt der Erziehung. Mit schlechtem Geiste zeichnen sie ihren Kindern frühzeitig selbst eine schlüpfrige und gefährliche Bahn vor, und wählen sich auch die traurigsten Mitarbeiter dazu. Prächtige Häuser bauen sie, aber um die Erben derselben sind sie wenig besorgt; erfahrne Köche suchen sie auszuspähen und bezahlen sie oft sehr theuer, damit sie nur ja die schönsten Leckerbissen für ihren abgestumpften Magen bereiten; einen Magister der Vorschneidekunst, der nicht nur

geschickt und mit Anstand, sondern auch fein nach dem Takte der Musik schneidet, suchen sie mit großem Fleiße zu erwerben; aber zu einem Pädagogos nehmen sie, ohne weiter zu wählen, in der Regel den ersten besten Sclaven, und behandeln ihn schlechter als ihren geringsten Diener. Empören muß dies jeden denkenden Mann. Wirst du Kraft genug besitzen solcher schmachvollen Behandlung deine Begeisterung für Wohl der Kinder entgegen zu setzen?

Livius. Ich hoffe es. Mein Loos war von Jugend auf nicht beneidenswerth. Mein Vater war Bildhauer. Er starb zu früh für uns. Meine Mutter tödtete der Gram darüber; sie folgte ihm nach. Allein stand ich da mit meinen Schwestern; aber es nahm sich eine reiche Familie unsrer an, und ließ uns Unterricht geben. Mögen die Götter sie dafür segnen! Seit einigen Jahren habe ich mir durch Dienste aller Art einen kärglichen Lohn verschafft; aber ich verzage nicht, vielleicht gelingt mirs doch das Vertrauen und die Liebe der Familien zu erringen; dann hoffe ich nicht ganz unglücklich zu sein.

Quintil. Du hast eine edlere freiere Gesinnung wie jene Sclavenseelen. Grade dir wird die schnöde Behandlung sehr wehe thun. Die Sclaven, die natürlich nur wieder Sclavenseelen bilden, haben eine geringe Bildung, und sie fühlen die Zuchtruthe nicht so sehr, die über ihnen hängt. Du mein Livius hast, wie ich höre, deinen Geist mit einigen Kenntnissen schon geschmückt, du hast an deine Seele schon wie dein Vater an die Statuen den Meisel gesetzt, um sie zu vervollkommnen — dich wird es doppelt schmerzen wie ein Sclave behandelt zu werden. Und nun darfst du auch wirklich die Mühen und Entbehrungen, welche deiner warten, nicht zu gering

schätzen. Ueberall auf Wegen und Stegen mußt du um die Kinder sein, darfst keinen Augenblick ihre Hand los lassen und hast wenig Freude, wenig Ehre davon. Die allerniedrigsten Knechtsdienste wird man dir auflegen und mit gekrümmtem Rücken wirst du vom Morgen bis zum Abend die Unverschämtheit und den Muthwillen deines Herrn tragen müssen. Und hättest du auch zehnmal mehr Kenntnisse als dein Herr, er wird dich deshalb nicht um einen Grad höher schätzen. Wird ein Gastmahl gefeiert, so hast du deinen Platz im Vorzimmer, oder es heißt: „Platz gemacht!“ bis du endlich an einen Platz gedrängt bist, wo sich Jeder zu setzen schämen würde. Dein Lohn wird, wie gesagt, ein Sclavenlohn sein, und bist du älter geworden, oder genügest du ihren unbescheidenen Ansprüchen nicht mehr, so können sie dich leicht bei Nacht und Nebel über Hals und Kopf aus dem Hause werfen und dich deinem Elende überlassen. Livius, Livius frage dein Herz, ob es solche Demüthigungen auch ertragen kann!

Livius. Ich danke dir, daß du meinen Blick auf die Gefahren hingelenkt, die meiner warten. Aber hast du nicht dein Bild etwas zu trübe gemalt? Giebts nicht auch Familien, die den Pädagogos als den moralischen Hüter des Kindes achten und lieben, und mit großem Vertrauen ehren?

Quintil. Es wäre wahrlich traurig, wenns nicht solche gäbe; aber ihre Zahl ist nicht groß. Doch mich freut dein Muth; und da ja oft das Glück des Muthes Freund ist, so magst du frisch die gewählte Bahn betreten, die, so dornenvoll sie ist, doch auch segensreich für dich werden kann.

Liv. Ich gedenke darauf rüstig vorwärts zu wandeln. Nicht lange möchte ich Pädagogos bleiben. Gelingt mir mein Fleiß und nimmst du dich meiner an, so hoffe ich bald als Grammatistes zu wirken, und in meinen Träumen lebt sogar der kühne Gedanke einstmals als Rhetor aufzutreten, und mir Ruhm und Ehre zu holen. Doch nenne ich dies eitle Träumereien!

Quintil. Wer hätte nicht einmal in seiner Jugendzeit vergeblich geträumt! Aber ein schöner Traum ist immer ein freundliches Zaubermittel für der Menschen Thun und Treiben. Wer niemals in seinem Leben einem wohlthuenden Traum nachgehangen, der ist entweder ein stumpfer oder ein zu trockner, in jedem Falle aber ein recht armer Geist. Immer freue dich, mein Livius, deines Jugend-Traumes; und daß er dir erfüllt werde, dazu will auch ich das Meinige redlich beitragen.

Von dem Tage an kam der Jüngling öfter in das Haus Quintilians und dieser unterrichtete ihn in Allem, was er als Pädagogos zu wissen nöthig hatte. Er ermahnte ihn zur Bescheidenheit und Demuth; er lehrte ihn die Behandlung der Launen römischer Herrschaften; er flößte ihm die rechte Gesinnung ein, mit welcher er sich über die Entbehrungen seines Standes hinweg setzte; er gab ihm Winke für die Leitung der Kinder und Livius war so aufmerksam und eifrig, daß bald beide, den Lehrer und den Schüler, ein inniges Band der Freundschaft umschloß.

5. Capitel.

Die Erziehung soll mit dem ersten Erwachen des kindlichen Geistes von den Müttern und Wärterinnen begonnen werden!
Chrysippus.

Still und ruhig arbeitend saß Quintilian an seinem Tische, als eine Römerin zu ihm eintrat. Der reiche Perlenschmuck ihres Haares, die reizende Palla in welche sie gekleidet war, ihre stolze Haltung, ihr Gefolge von Sclaven verriethen eine vornehme Römerin. Flaminia war ihr Name. Sie stammte aus dem Hause eines Senators und ihr Mann verwaltete das Amt eines Quästors. Große Reichthümer schmückten sein Haus. Hören wir was die Römerin bewogen hat, den Rhetor Quintilian aufzusuchen und ihn in seiner stillen Arbeit zu unterbrechen.

Flaminia. Sei mir gegrüßt Quintilianus!

Quintilian. Herzlich willkommen, theure Flaminia!

Flaminia. Verzeihe, wenn ich dich in deiner Arbeit störe; ich komme um deinen weisen Rath mir zu erbitten in einer wichtigen Angelegenheit, die mein Haus betrifft.

Quintil. Hast du vielleicht einen Hausastrologen nöthig, wie es bei so vielen römischen Frauen der Fall ist, oder suchst du einen Chithariden, der bei Tafel euch erfreuen soll?

Flaminia. O mein Theurer, ich suche einen Mann, der von höherer Bedeutung für die Familie ist.

Quintil. Da suchst du gewiß einen Oberkoch oder einen Conditor, oder einen griechischen Knaben, der zum Einschenken sich eigne, und an dessen weichem Haar man sich die Hände trocknen kann?

Flaminia. Du scherzest, oder du hältst mich für eine gewöhnliche Römerin. Besuche mein Haus und du wirst sehen, daß die Personen, welche du nanntest, nicht zu

den nothwendigen Hausfreunden gehören. Die Liebe zu meinen Kindern führt mich zu dir. Ich suche einen Pädagogos und mag nicht den ersten besten Sclaven dazu nehmen, wie es leider in heutiger Zeit Sitte geworden zu sein scheint.

Quintil. O wie freut mich dann deine mütterliche Sorgfalt! Wäre sie doch überall zu schauen! Was kann eine Mutter nicht für ihr Kind thun, wenn sie eine wahre Mutter ist. Aber welch ein trübes Bild gewähren uns die Frauen heutiger Zeit! Sie suchen und finden das häusliche Glück nicht mehr; und manche läßt sich scheiden wenn das grüne Laub noch nicht verwelkt ist, was bei ihrem Einzuge ins Haus die Pforte der Thore schmückte. Und ist die Ehe auch eine dauernde, so fehlt doch die Liebe zu den Kindern oft fast ganz. Zwar schaudern viele, wenn sie hören wie gemeine Mütter ihre Kinder an Kupplerinnen verkaufen oder sie zu Krüppeln machen, um wenigstens mit ihnen betteln zu können. Aber wird nicht auch in den höhern Ständen jetzt die Kinderlosigkeit als ein Glück betrachtet, weil sie die Menschen ungestört ihren Lustbarkeiten und Schwelgereien nachgehen läßt; giebt es nicht auch da viele Mütter, die ihre Kinder abschwören oder aussetzen oder wenigstens weggeben?

Flaminia. Schmach und Schande solchen unnatürlichen Müttern!

Quintilian. Und haben die Menschen auch Kinder, so sind sie doch häufig keine Eltern. Ist das Kind geboren, so wird es der Amme übergeben. Diese nimmt es auf ihre Arme, nährt, wartet, pflegt es, spielt mit ihm, und lehrt es mit der Klapper und mit dem Steckenpferd tausend Unarten. Ist das Kind der Amme entlaufen, so

kommt es in die Hände eines Pädagogos oder eines andern Hüters, der in der Regel aus dem rohsten Sclavenkreise und unwissend und ungebildet ist, der keine guten Sitten hat und geben kann; der tausend Dinge treibt, die dem armen Kinde die Seele verderben, der lohnt wo er strafen sollte, und straft wo er lohnen sollte. Ist es unter solchen Umständen noch ein Wunder wenn unsere Patrizier so tief gesunken sind, daß sie keine Thatkraft, keine Sympathie für Großes und Herrliches, keine Spannkraft für die Freiheit mehr besitzen?

Flaminia. Ich fühle die Wahrheit deiner Worte und gern möchte ich meinen Kindern eine ganze Mutter sein.

Quintil. Dann nimm sie gleich bei ihrer Geburt in deine Arme, und laß sie niemals dir entreißen! Deine Liebe wird sie besser schützen, als das Herumtragen um den Heerd, wie es bei den Griechen Sitte war, oder das Anspucken, wie es bei uns noch vorkommt. Und übergiebst du dein Kind einer Wärterin, so sieh vor Allem darauf, daß sie keine fehlerhafte Sprache habe. Die Sprache ist das edelste Werkzeug der Seele; wird sie verdorben, so wird die Seele verunstaltet und gestört. Gelehrte Wärterinnen wünscht Chrysippus gar, doch möchten die sehr selten zu finden sein. Viel wichtiger aber als ein gelehrtes Köpfchen ist ein Herz voll guter Sitten. Sieh darauf, daß die Wärterin nicht von argem Aberglauben besessen sei; laß nicht zu, daß sie die Phantasie des Kindes durch Erzählungen krankhaft erregt, wie z. B. durch die Sage daß es Nachtunholde gebe, die durch die Luft schwirrten, den Leuten das Blut aussaugten, oder wohl gar die Kinder raubten und Strohpuppen zurückließen. Bei solchen abergläubischen Dingen hören wohl die Kleinen

gespannt zu, erbeben aber auch dabei und Furcht und Schrecken setzt sich in ihnen fest. Der Aberglaube ist eine Pest, die den Menschen von Jugend auf eingeimpft wird. Woher kommt es, daß so viele Menschen sich noch wahrsagen lassen, daß sie keinen Schritt im Leben thun wollen ohne vorher erst ihr abergläubisches Spiel getrieben zu haben! Von den Wärterinnen und Ammen ist ihnen diese Krankheit mit der Milch eingeflößt und mit keiner Waffe des Verstandes lassen sie sich die traurigen Irrthümer entreißen. Theure Flaminia, nimm keine Wärterin in dein Haus auf, wenn sie auch nur eine schlechte Sitte an sich trüge. Denn diese geht auf dein Kind über und eine Unsitte weckt und fördert die andere. Die ersten Beispiele sind die allerwirksamsten. Von Natur halten wir an demjenigen fest, was wir in zarten Jahren lernen, so wie der Geruch in der frisch gefüllten Flasche immer derselbe bleibt und so wie gefärbte Wolle nie wieder ihr verlorenes einfaches Weiß erhalten kann. Das Gute schlägt im Laufe der Zeit noch manchmal zum Bösen um, aber wie soll je das Laster sich zum Guten kehren?*)

Flaminia. Aber wie selten sind solche Wärterinnen zu finden, wie du sie vorschlägst.

Quintil. Dann seid selbst die Wärterinen eurer Kinder. Ach es ist doch so was entzückendes recht oft in die kleinen hellen Augen zu schauen und in ihnen zu lesen; es ist so erhebend das Glück der kleinen Wesen zu gründen und ihre Schritte zu lenken. Höre was unser Seneca zu seiner Mutter in einem Briefe sagt: „Schau hin auf deinen Enkel den Marcus, das freundliche Kind,

---

*) Lehrbuch, Einleit. Cap. 1.

bei dessen Anblick keine Traurigkeit dauern kann; man kann nichts so Wichtiges und wäre es auch noch ganz neu, auf dem Herzen haben, das nicht gelindert würde, wenn er sich anschmiegt. Wessen Thränen sollte nicht des Kindes heitres Wesen Einhalt thun, welche von Sorgen gepreßte Brust sollte nicht durch die klugen Einfälle freier werden? Wen sollte seine Lustigkeit nicht zu Scherzen ermuntern, wen sollte seine Geschwätzigkeit die man nicht genug hören kann, nicht anziehen und aus tiefsinnigen Gedanken reißen?" Was Seneca von dem kleinen Marcus sagt, ist ja mehr oder minder bei jedem Kinde wahr. O ihr Frauen Roms, werdet wieder Mütter und ihr werdet glückliche Menschen sein!

Flaminia. Der Stolz und die Bequemlichkeit so vieler Römerinnen hindert sie an ihrem Glück!

Quintil. Ja, ja! es däucht ihnen zu gering der Schutzengel ihres Kindes zu sein. Einstmals wars anders. Denke an die edle Cornelia, an die Mutter des großen Cäsar und an andre mehr. Sie haben ihre Söhne nie vernachlässigt und welch schönen Mutterlohn haben ihnen die Götter bereitet. Die Ehre und das Glück ihrer braven Söhne ward auch ihr Glück. Aber ihr Römerinnen der heutigen Zeit habt zuletzt gar keine Söhne mehr, sie lieben die Ammen mehr als euch; sie sind ihnen ähnlicher als euch, sie werden sehr oft für euch ein lebendiger Vorwurf eurer Trägheit und Gewissenlosigkeit.

Flaminia. Ich bitte dich aufzuhören; deine Worte verwunden zu tief.

Quintil. Du hast nicht nöthig mir sie übel zu deuten. Ich kenne deinen Muttersinn und ich weiß, daß du gar wohl vermagst meinen Rathschlägen nachzukommen.

Deshalb lege ich auch noch eine Bitte an dein vortreffliches Herz. Wer erziehen will, muß Kenntnisse besitzen. O wie traurig sieht in Hinsicht der Kenntnisse, der nothwendigsten Kenntnisse unsre Töchtererziehung aus. Liebesverhältnisse anspinnen, das lernen sie bei Zeiten; im Theater in verführerischer Tracht und mit buhlendem Blick die Lockvögel zu spielen, das verstehen sie prächtig. Musik ist ihre tägliche Speise und über Alles gehen ihnen ihre griechischen Tänze, die so verführerisch und aufregend sind, daß so manche Tochter durch sie dem Sohn der Nacht, dem Tode in die Arme geführt wird. Die Ausstattung mit edleren besseren Kenntnissen wird vergessen und verlacht. Wenn nur die Frauen wenigstens in den Dingen erfahren wären, die ihren heiligen Beruf als Hausfrau und Mutter betreffen! So sollte jede sich die rechte Kenntniß der Kinderseele erwerben. Aber bei den Göttern, wo sind die Mütter in Rom, die darin sich auszeichneten. Wenn ihr aber nicht wißt, was des Kindes Seele begehrt, wie sie sich entwickelt, was ihr gefährlich ist, was sie erfreut, erhebt, was sie knickt oder verdirbt, wodurch sie geleitet wird, wie wollt ihr da erziehen! Ihr werdet tausend Fehler begehen; ihr werdet das, was ihr heute anfangt, morgen wieder aufgeben müssen und euch versündigen an euren Lieblingen! Und treffen auch Einige von euch das Richtige zufällig oder durch den angebornen Muttersinn, sie würden sicherer ihr Werk treiben, wenn zu ihren Gefühlen auch die Ueberzeugung, die Einsicht käme.

Flaminia. Ich danke dir Theurer für deine Winke und Rathschläge. Mit Sorgfalt und Treue werde ich sie auszuführen suchen, und nicht ruhen und rasten, bis ich die mütterliche Weisheit erreicht habe, welche du ver-

langst. Doch ich kam, um dich hinsichtlich der Wahl eines Pädagogos zu fragen.

Quintil. Willst du Einen, wie sie gewöhnlich sind, so nimm den ersten besten Sclaven! Willst du einen, der ein Herz für die Kinder hat, der nicht geistig stumpf, sondern frisch und lebendig ist, der Edelsinn und Reinheit in sich birgt, und also durch sein Beispiel nur wohlthätig auf deine Kleinen wirken und der nicht als Maschine, sondern als Geist in deinem Hause walten wird — da wüßte ich Einen; aber ich weiß nicht ob ich es ihm rathen soll, dein Haus zu betreten.

Flaminia. Willst du mir neue Wunden schlagen?

Quintil. Gewiß nicht; aber mir bangt, wenn ich an das Loos denke, was er vielleicht in deinem Hause haben kann. Er hat Gefühl, aber sage mirs offen, wird er sich nicht manche Zurücksetzung gefallen lassen müssen? Wird ihm dein Haus nicht auf alle Weise fühlen lassen, daß er Knecht und Sclave ist? Er hat etwas gelernt, er will auch selbstständig seine Anordnungen treffen, sie mögen nun die Spiele der Kinder oder ihre Arbeiten betreffen; werdet ihr ihn aber nicht als bloße Zuchtruthe oder Schreckmittel betrachten oder als Uhr, die man ganz nach Belieben stellt?

Flaminia. Sorge nicht! Wie einen Freund des Hauses wollen wir ihn halten; er soll an unserm Tische speisen, er soll uns begleiten auf unsern Wegen; kurz, er soll geliebt und geachtet sein. Und benimmt er sich so weise, wie du es voraussagst, so wollen wir durch keine Zwietracht seine Saaten stören.

Quint. Versprich nur nicht zu viel! Doch ich sehe ja, daß du gar nicht zu vergleichen bist mit den Römerinnen

unsrer Zeit, daß du eine wahre Mutter bist, und für das Beste deiner theuren Kinder sorgst, und ich werde mich unendlich freuen, wenn ich auch nur einen kleinen Stein zum Aufbau deines Familienglückes mit beigetragen habe. Noch heute soll Livius, einer meiner Schüler, dein Haus betreten. Du kannst ihm ohne Sorgen deine Kinder übergeben; du wirst sie immer unverletzt aus seinen Händen zurück nehmen.

Flaminia. Nimm dafür meinen wärmsten mütterlichen Dank! Lebe wohl!

Quintil. Die Götter seien mit dir, Flaminia!

Die Römerin trennte sich von Quintilian mit der Hoffnung, bald einen wackren Leiter ihrer Kinder zu bekommen. Livius, der aufmerksame Schüler Quintilians, trat in ihren Familienkreis ein und wirkte längere Zeit wie ein guter Engel für das Glück des Hauses. Die Dankbarkeit der Eltern und Kinder erfreute ihn und diese Freude ging um so tiefer, je seltner es vorkam, daß einem Pädagog von seiner Herrschaft mit solcher Freundlichkeit begegnet wurde.

---

6. Capitel.

> Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt auch der Stock nicht.
>
> Sokrates.

Die Schulen Roms waren damals zum größten Theile Privatschulen. Es war nicht so leicht solche zu gründen, und noch schwerer sie im Blühen zu erhalten. Livius, der Freund Quintilians, hatte es, mit Unterstützung der Familie, in welcher er als Pädagogos längere Zeit gewirkt

hatte, versucht, eine Elementarschule zu gründen. Sie lag in der Nähe der Lucullischen Gärten und hatte also eine gesunde uud freundliche Umgebung. Quintilian war bei der Einweihung derselben zugegen, und besuchte seinen Freund auch in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit öfters. Dieser schüttete den Quintilian wie dem trautesten Freunde ganz das Herz aus und klagte ihm jede Sorge, die auf ihm lastete. So geschah es auch einst in stiller Abendstunde, in welcher Quintilianus seinen Schüler durch einen Besuch überraschte.

Quintil. Die erste Stufe aufwärts hast du schon errungen, Freund. Wie freue ich mich mit dir! Nur unverzagt, bei redlichem Fleiße wird der Arm der Götter dich noch weiter führen!

Livius. Mein Glück ist aber nur halb. Ich habe über vieles zu klagen, was mir das Herz schwer macht.

Quintil. Laß michs hören, meiner Theilnahme bist du gewiß.

Livius. Es fehlt meinen Kindern an dem rechten Lerneifer. Ich habe viele Mittel, selbst Strafen angewandt; ja ich bin gegen einzelne zuletzt fast grausam gewesen und habe empfindliche Schläge ausgetheilt —

Quintil. Die du selbst verdient hattest. Nimm dich in Acht, daß du dir nicht den Ruf des Orbilius Pupillus erwirbst, den Horaz den Prügelreichen nennt, und daß das Wort meines Freundes Martial nicht auf dich passe: „Was wohl haben wir mit dir gemein, verruchter Magister, Haupt, nicht Knaben allein, sondern auch Mädchen verhaßt; noch nicht störte die Ruh der behelmten Hähne Gekrähe, und schon donnerst du los, brüllend und prügelnd im Zorn.“ Doch laß uns erst reden über diesen ernsten

Gegenstand. Körperliche Züchtigungen sollte man eigentlich niemals anwenden. Die Kinder schlagen, heißt sie nicht zum Guten und Rechten anhalten, aber nachher für die Unterlassung desselben strafen. Wenn man ein Kind mit Schlägen gezwungen hat, was will man dem Jünglinge thun, bei dem die Furcht nicht mehr anwendbar ist, und der noch wichtigere Dinge lernen muß. Bei Schlägen zerknickt die Schaam der Seele; jeder Schlag drückt sie nieder und macht sie leicht scheu. Wer sich durch Verweise nicht bessern läßt, der verhärtet sich zuletzt auch gegen Schläge, wie der schlechte Sclave. Führe du, mein theurer Livius, vor Allem eine recht ernstliche, recht beständige Aufsicht über deine Kinder und du wirst die Körperstrafe zuletzt entbehren können.

Livius. Aber was soll ich thun, wenn trotz aller Verweise Einige doch ihre Trägheit nicht ablegen und tagtäglich ungehorsamer werden? Ist da nicht der Stock der beste Erzieher?

Quintil. Hast du wirklich allemal alle Mittel zur Besserung versucht, wenn du zur körperlichen Züchtigung schreitest? So tausendfach die Kinder ihren Seelen nach sind, so tausendfach verschieden sind die Mittel, welche man anwenden muß, um auf sie zu wirken. Den Einen kannst du mit freundlichem Lächeln, mit herzlichem Lobspruch weit bringen, dem Andern thut kalte Ruhe bisweilen gut; diesen weisest du durch ein festes Wort zu seiner Pflicht zurück, jenen durch zärtliche Bitten; den Einen förderst du dadurch, daß du Schaam erweckst über sein Unrecht, oder seine Unvollkommenheit im Lernen; einen Andern wieder dadurch, daß du ihn auf andere Gute hinweisest und sein Streben, ihnen nachzukommen,

erregst, Vielen wirst du auch bald zeigen müssen, daß sie schon etwas können, wenn du auch noch nicht ganz zufrieden warst, damit sie sich freuen und immer eifriger werden. Junge Köpfe namentlich ermatte man nicht gleich durch eine gar zu strenge Verbesserung. Leicht lassen sie sonst den Muth sinken, grämen sich und bekommen endlich einen Widerwillen gegen das Lernen; ja, was das Schlimmste ist, wenn sie immer fürchten müssen, so wagen sie zuletzt nichts mehr. Man folge nur dem Beispiele des Landmanns, der an junge Zweige, die noch keinen Schnitt vertragen können, kein Messer ansetzt. Man muß immer loben und tadeln nach Verschiedenheit des Alters und nach Maaß der Kräfte. So sage ich selbst einigen meiner größten Schüler, wenn sie unvollkommne Arbeiten bringen: „Noch lobe ich das an euch, es wird aber eine Zeit kommen, wo ich es nicht mehr leiden werde."*) Findest du ferner einen angebornen guten Zug im Kinde, den mußt du gleich früh nicht versäumen, mußt ihn vielmehr stärken und das ergänzen, was ihm noch fehlt. Dachte nicht auf gleiche Weise jener große Isokrates, dessen Schriften seine Beredsamkeit und dessen Schüler seine gute Methode im Lehren bezeugen, wenn er von den Ephorus und Theopompus also urtheilte, daß der Eine den Zaum, der Andere den Sporn nöthig habe oder daß er bei dem Langsamen der Trägheit, bei dem Heftigen der Hitze zu Hülfe kommen müsse? — Wenn du solche Winke beachtest, Freund, wenn du deine Kinder namentlich recht heiter erhältst, — denn je heitrer ihr Geist, desto größer ihre Spannkraft zum Lernen, je verstimmter, desto lahmer

*) Quintilianus, Lehrbuch 2. B., Cap. 3.

die Seele — wenn du ihnen alles recht lieb machst, was sie lernen sollen, dann wirds schon gehen, ohne viele Schläge.

Livius. Um so wirken zu können, müßte man ein großer Kindeskenner sein.

Quintil. Das sollst du sein, und bist es ja auch; meine Prüfungen, die ich mit dir angestellt, haben mich davon überzeugt. Freilich ist es traurig, daß so viele Grammatisten es giebt, die nicht wissen, wie ein Kind fühlt und denkt, die da glauben, in den kleinen zarten Kinderköpfen sehe es so aus, wie in ihrem alten verknöcherten Pedantenkopfe; die das, was sie für ihr Gedächtniß zusammen gelesen haben, saft- und kraftlos vor den Kindern ableiern, die ganz maschinenartig, ohne höhere Begeisterung in den römischen Schulen ihr Wesen treiben und zur Versumpfung der Nation das meiste beitragen.

Livius. Es scheint mir dies die schwerste Aufgabe eines Lehrers zu sein, immer so zu lehren, wie es den Kräften des Kindes angemessen ist; es ist dieselbe Aufgabe die ein Gärtner hat, der einen guten Baum ziehen will.

Quintil. Gewiß! Du mußt selbst ein Kind mit werden, wenn du die Natur desselben so recht erforschen willst; du mußt mit ihm leben, mit ihm dich freuen, mit ihm spielen, arbeiten und bauen. Die Erinnerungen ans eigne Kindesalter thun auch gar viel. Wenn nur jeder Lehrer den Spiegel seiner Jugendjahre recht klar sich vor Augen stellte und Alles das, was er als Kind gefühlt und erfahren, in seinem Amte benutzte! Mit ganzer Freude erinnere ich mich an meine theuern Lehrer. Vortrefflich war ihre Methode, die Schüler in Classen zu theilen und dann nach der Ordnung ihrer Fähigkeiten

einen Vortrag halten zu lassen, wobei über die größere oder geringere Leistung der Einzelnen förmlich Gericht gehalten wurde. Der Wettkampf um die Palme war ungemein heftig und gar der Erste in einer Classe zu sein, ward bei weitem für das Schönste gehalten. Alle 30 Tage ward der Kampf erneuert, damit der Sieger nicht schlaff würde und der Besiegte durch seinen Schmerz getrieben ward, die Schmach zu tilgen.

Livius. O auch ich denke gern an meinen ersten Lehrer zurück, und erinnere mich, wie er zu unserer Freude das Rechnen in ein Spiel mit Steinchen und Rechenpfennigen umwandelte.

Quintil. Der hat das erste große Geheimniß des Unterrichts gekannt, welches darin besteht, den Kindern die Wissenschaften, die sie treiben sollen, recht lieb zu machen. Auf alle Weise muß verhindert werden, daß sie eine Abneigung vor dem Lernen oder wohl gar Haß gegen dasselbe empfinden. Daher müssen sie auch mit Nachsicht behandelt werden, nicht nur deswegen, weil nichts eine fortdauernde Beschwerlichkeit ertragen kann und auch sinn- und leblose Maschinen, wenn sie ihren Gebrauch behalten sollen, durch abwechselnde Ruhe sich erholen müssen, sondern auch, weil der Fleiß im Lernen auf den freien Willen, der nicht gezwungen werden kann, gegründet ist. Um den Kindern das Lernen angenehm zu machen, muß man ihnen vor allen Dingen auch verständlich werden; wer überschwenglich und in unverständlichem Wortschwalle vor den Kindern lehrt, der ist ein Tyrann, wenn er auch nur einen Augenblick die volle Aufmerksamkeit verlangt. So muß man auch beim Lesen recht oft das Vorhergehende wiederholen und es anhaltend durchdenken lassen,

daß die Kinder es erfassen und verstehen lernen.*) So wie man die Speisen wohl zermalmt und beinahe flüssig gemacht nieder schluckt, damit sie um so leichter verdaut werden, eben so theile die Lectüre nichts roh, sondern Alles durch Wiederholung erweicht und gleichsam aufgelöset, dem Gedächtniß und der Nachahmung mit. Hast du aber auch Alles gethan, um das Fortschreiten zu erleichtern, hast du selbst das Spiel mit ins Lernen gezogen, um das letztere angenehm zu machen, so wirst du immer noch zu verschiedenen Mitteln bei verschiedenen Schülern greifen müssen. Einige z. B. sind, wenn man sie nicht antreibt, verdrossen; einige leiden, wie vorhin schon gesagt wurde, keinen befehlerischen Ausdruck; einige hält die Furcht zurück, einigen benimmt sie ganz den Muth; andere schlägt eine fortgesetzte Anstrengung gänzlich zu Boden. Bei einigen wirkt sie das Gegentheil und ermuntert sie noch mehr. Ich wünsche mir übrigens am liebsten einen solchen Schüler, den Lob anfeuert, den Ehrgeiz reizt, der vom Fehler überführt, weint. Der Ehrtrieb wird seinen Fleiß nähren, ein Verweis ihn anspornen und Ehre ihn ermuntern; bei ihm werde ich nie Trägheit zu befürchten haben.

Livius. Meine Freude und mein Stolz sind nur eine kleine Anzahl meiner Schüler. Die haben Alles auf den ersten Blick begriffen und sind den Andern weit voraus geeilt. Auf sie setze ich meine besten Lehrerhoffnungen.

Quintil. Wie gönne ich dir diese Freude! Aber ich wünsche auch, daß du keine Täuschungen erleben magst, und daß du denen, welche etwas zurückbleiben, deine väterliche Liebe nicht entziehen magst. Die letzteren gehen

*) Quintilians Lehrbuch 2. B., Cap. 4.

zwar langsam, aber sicher und ausdauernder und überholen manchmal sogar die ersten. Sieh*) die gar zu frühe Blüthe des Genies kommt nicht leicht zur Frucht. Kleinigkeiten begreifen solche frühreife Schüler leicht, übertreiben aber bald ihre Kühnheit und zeigen zu schnell, was sie vermögen. Sie leisten nicht viel, aber alles geschwind. Was sie wissen hat daher keine rechte Festigkeit und nicht gehörigen Grund und gleicht Saamenkörnern, die nur auf die Oberfläche des Bodens gestreut sind, die also geschwinder aufkeimen und bald zu kleinen Grashalmen in die Höhe wachsen, aber vor der Zeit der Ernte mit ihren leeren Aehren verwelken. Darum gehe bei solchen wie es scheint genialen Köpfen nicht zu weit in der Hoffnung und bei den anscheinend schwerfälligen nicht zu weit in deiner Besorgniß.

Livius. Du hast den Kreis meines Wissens und Lernens und Forschens mir wieder ungemein erweitert. Aber sehe ich auch Berge vor mir, ich habe Lust sie zu ersteigen.

Quintil. Niemand unter den Erziehern und Lehrern hat mehr zu lernen als der Pädagogos**) und der Grammatistes***). Beide sollten höchst gelehrte und erfahrne Männer sein. Der eine kann die Keime der Tugend wecken und fördern, der Andere kann das Kind für den Unterricht empfänglich machen und die ersten Grundlinien zu seiner Gelehrsamkeit ziehen. Aber da glauben die Eltern es sei für den Anfang ein mittelmäßiger Lehrer gut. In welch traurigem Wahne sie sich

*) Einleit. Cap. 3.

**) Hüter der Kinder.

***) erste Lehrer der Kinder, der die Anfangsgründe lehrte; siehe Geschichte der Päd. v. Schmidt.

befinden, ist leicht zu erweisen. Sie denken der Anfang des Unterrichts, der sich ja doch nur auf ein wenig Lesen und Schreiben und Rechnen beschränke, sei eine Kleinigkeit, und es sei ganz gleichgültig, wer ihn gebe. Darum ist ihnen für diesen Unterricht derjenige der Liebste, der die wenigsten Ansprüche macht. Und so verkaufen sie die Seele ihrer Kinder um elende Güter der Welt. Die Thoren! Man denke sich einen Bau! Wenn der erste Stein, welcher gelegt wird, falsch und unsicher gelegt wird, was folgt? Auch die übrigen hinzugefügten Steine bekommen eine falsche Lage und der ganze Bau wird unsicher und schwankend; in der Regel muß er eingerissen und von Neuem aufgeführt werden. So müssen auch die späteren Lehrer das im Kinde wieder zu vernichten suchen, was ihm die Unterlehrer eingepflanzt haben. Das ist eine Last für diese Männer und ein gewaltiger Schade für den Schüler. Wenn du dem Kinde einen Splitter aus dem Fleische ziehest, so hat es Schmerzen, und es bleibt eine Wunde zurück. Wenn du in seiner Seele Anlagen vernichten, Gewohnheiten niederdrücken willst, so entsteht Verdruß, Aerger, Unruhe im Kinde, und welche traurigen Früchte diese giftigen Seelenblüthen tragen, brauche ich dir nicht zu sagen. Eine Wunde im Fleisch heilt leichter als eine Wunde der Seele.

Livius. O wenn dieß doch alle Familien der Römer bedächten!

Quintil. Dann würden wir ein besseres Geschlecht bekommen! Wer in frühster Jugend von einem schlechten Lehrer gelangweilt, gegängelt, verzogen, verbildet worden ist, der kann dies als Mann noch nicht verleugnen; die Sünden seiner Eltern kommen dann erst in ihm zum

Vorschein und er seufzt wohl oft: O hätte ich doch bessere Lehrer gehabt, ich wäre ein anderer Mann geworden! Denke an jenen macedonischen König Philippus! Würde er wohl seinem Prinzen Alexander den ersten Kinderunterricht von einem Aristoteles, dem größten Philosophen seiner Zeit haben ertheilen lassen, wenn er nicht gewußt, daß auch die früheste Anweisung von dem geschicktesten Mann am besten ausgeführt werde und mit zum Ganzen gehöre? Daher aber sollten auch recht viele sich dem ersten Unterrichte widmen, und sich desselben nicht schämen. Wenn wir ein kleines Kind unterrichten, mein theurer Livius, da wollen wir immer uns vorstellen, es werde auch uns ein Alexander (Einl. Cap. 2.) gegeben, der auf unserm Schoose sitzend die allergrößte Aufmerksamkeit verdiene (wiewohl es verdient sie ein jedes Kind), und wie sollten wir dann uns schämen ihn in den ersten Anfangsgründen zu unterrichten und ihm unbedeutende Kleinigkeiten zu lehren. Es ist nichts klein im großen Werke der Erziehung und des Unterrichts, weil alles zu einem schönen Ganzen, zur Weckung und Ausbildung des Menschengeistes führen soll; das Wort des niedrigsten Lehrers wiegt auf der Wage der Menschheit eben so viel als das blühende und tiefsinnige Wort des Professors im Hörsale.

Livius. (fällt ihm um den Hals und küßt ihn). Wieder einmal hast du mich ausgesöhnt mit meinem sauren Amte; wieder fühle ich neues Streben in mir sich regen. Du hast mich das Bild eines ächten Jugendlehrers in neuen Strahlen sehen lassen. Ich habe freilich auch dabei erkannt, wie weit ich noch vom Ziel entfernt bin. Aber kein Tag soll mich müde finden im Ringen nach den

wahren Tugenden eines Lehrers und mit Geduld und Ausdauer hoffe ich das schöne Ziel zu erreichen.

Quintil. Die Götter mögen dich dabei leiten und führen!

Nachdem beide noch manch trauliches Wort gewechselt hatten, kehrte Quintilianus in seine stille Wohnung zurück.

7. Capitel.

Motus doceri gaudet Ionicos
Matura virgo, et fingitur artibus
Jam nunc et incestos amores
De tenero meditatur ungui.

Horat.

Die versengende Gluth eines heißen Tages hatte sich in eine erträgliche Temperatur in Rom umgewandelt. Die Spaziergänge waren angefüllt mit lustwandelnden Pärchen. Namentlich kamen viele aus den Bädern, welche in Rom von Jahr zu Jahr schöner und bequemer eingerichtet wurden, leider nur auch dem Sittenverderben als die schönste Brücke dienten. Vor allen Dingen waren die auswärtigen Bäder wie z. B. das Bad Bajä wahre Lasterherbergen,*) so daß schon Ovid sagen konnte: Mancher Curgast trägt statt der gehofften Heilung eine Wunde in der Brust davon. Unter denen nun, die aus einem der besuchtesten Bädern heraustraten, waren zwei Männer, die sinnend den langen Badegarten durchstreiften. Es war Quintilian mit seinem Freunde Juvenal.

„Es ist," so nahm der Letztere das Wort, „nicht zu sagen, wie sich die Bäder umgewandelt haben. Paläste mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten sind daraus geworden; da sieh die vielen Nebengebäude dieses Hauses,

*) Seneca, 51. Brief.

die Spielplätze, die Säle zum Ballspiel, die Gänge zum Laufen und Ringen, die Schwimmgräben, es fehlt wahrhaftig nichts mehr!

Quintil. Glaubst du wirklich, daß diese Bäder ein rechter Ruhm für Rom sind? Mir flößen sie nur Sorgen ein. Was hatten die alten Römer für einfache Bäder und wie erfrischten sie sich im kühlen Wasser! Das heutige Geschlecht braucht laue, warme, heiße Bäder, weil kein frisches Blut mehr in seinen Adern kreist. Und weisen nicht auch die vielen Bequemlichkeitsapparate nur auf die Verweichlichung der Römer hin?

Juvenal. Das ist in der That auch mein Kummer. Namentlich wird das weibliche Geschlecht durch die Bäder verdorben. Und wie weit es bereits gekommen ist, das sehen wir, wenn im Theater zu Antiochia in einem eigens dazu erbauten Bassin Badescenen vor Zuschauern dargestellt werden.

Quintil. Nicht die Bäder allein sind jetzt Orte der Verführung; sogar die Tempel sind Schlupfwinkel des Lasters. Hast du nicht gehört, wie ein römischer Ritter im Einverständniß mit den Priestern eine angesehene Frau unter der Maske des hundsköpfigen Gottes Anubis verführt hat, und wie dieselbe so naiv gewesen ist, sich dieser Ehre gegen ihre Freundinnen zu rühmen.

Juvenal. Das kommt Alles daher, daß die Frauen von Grund aus bei uns verzogen werden. Schon als zarte Kinder werden sie von den ausgearteten Müttern in Verhältnisse eingeweiht, die ihnen lange fern bleiben sollten. So manches Mädchen kann die Liebhaber ihrer Mutter aufzählen, schreibt selbst Liebesbriefe und liest im zartesten Alter die schlüpfrigsten Geschichten eines

Ovid. Und man denke nur an die gemeinen Scenen der Bühne und des Circus, an die Bilder der Wände, an die Inschriften an Mauern und öffentlichen Plätzen, und man wird sich nicht mehr wundern, daß die unschuldigen Augen der Mädchen verdorben werden. Aber das rechte verlockende Leben geht erst an, wenn die Tochter mit dem 12. oder 13. Jahre heirathet. Ein Rausch der Freude strömt über sie her und überflutet in Kurzem ihre besten Gefühle. Wenn sie ehrfurchtsvoll Domina! an allen Orten angeredet wird, wenn hundert Hände um sie herum sind, ihre kleinsten Wünsche zu erfüllen, wenn Legionen von Sclaven und Clienten ihrer Winke harren, wenn Jünglinge und selbst alte Gecken mit ergrauten Haaren um ihre Gunst und Huld buhlen, ja freilich dann findet die Gefallsucht, die Eitelkeit, die Intrigue zuletzt willig Eingang. Aber so wie im Weibe die bessern Gefühle ertödtet sind, überläßt es sich ganz dem frivolen Leben. Nun kommt hinzu, daß die Männer selbst die Frauen in heutiger Zeit bodenlos verderben. Ihr nachlässiges, freies, freches Benehmen ist so, daß sie das schwache Geschlecht, welches ja ohnedem einen Hang zur Wollust hat, damit herausfordern. Sie haben keine braven Männer; was Wunder, daß sie sich Sängern, Tänzern, Schauspielern, Gladiatoren in die Arme werfen, daß sie in der That zu Messalinen*) werden.

Quintil. In welch trauriges Gespräch sind wir gerathen! Aber ich muß leider deine Klage theilen, ja ich muß noch hinzufügen, was mir als das Schrecklichste erscheint. Das Laster wird jetzt nicht mehr wie in den

*) Messalina, schändliche Gemahlin des Tib. Claudius.

Zeiten römischer Tugend an den Pranger gestellt, nein es ist Gegenstand des gemüthlichsten Scherzes geworden. Frauentugend heißt ländliche Einfalt, eheliche Treue lächerliche Pedanterie und die schlaue und listige Verführung der Frauen wird als ein Erforderniß des guten Tones hingestellt.

Juvenal. Und wenn die wahre geistige Bildung der Frauen nur nicht so gar dürftig wäre! Zwar eilen sie fleißig in das Theater und zu Concerten. Aber wenn sie herauskommen, was wissen sie dann zu erzählen? Das Costüm der Chithariden wird besprochen; da hat die Eine am langen Talar etwas vermißt, da ist der Mantel zu bunt gewesen, da hat der goldne mit blitzenden Edelsteinen besetzte Kranz nicht richtig gesessen, oder das Elfenbein an der Chitar ist nicht schön gewesen. Wie die Musik war, das zu beurtheilen ist Nebensache; die ganze Musik unsrer Chithariden ist auch oft des Urtheils nicht werth.

Quintil. Es ist freilich des Weibes Schwäche an Form und Aeußerlichkeit zu kleben; die Frauen sind es aber deßhalb auch, die unser irdisches Leben in guter Form zu halten wissen, die Anstand, Sitte, Zartheit uns bewahren. Aber Eins kann ich ihnen gar nicht verzeihen, die gewaltige Sucht nach griechischem Wesen. Ihre ganze Gelehrsamkeit beschränkt sich oft auf ein wenig Griechisch; die Musik muß griechisch sein (und wenn sie auch dann noch so unkeusch ist, man fragt nicht darnach), die Diener und Sklaven müssen aus Griechenland kommen, die Pädagogen werden noch am besten bezahlt wenn sie Griechen sind; es kommt zuletzt dahin, daß eine echt römische Frau, die als Römerin fühlt, denkt und lebt, eine Seltenheit wird.

Juvenal. Da stehen wir vor einem entsetzlichen

Abgrunde. Diese Vorliebe für Griechenland ist der Ruin Roms. Selbst römische Landleute legen griechischen Putz jetzt an; nur die Griechen werden wie ausländische Waaren überall eingeführt und müssen ergötzen, als ob die einheimische Abstammung gar nichts mehr gelte. Freilich kein Volk versteht so zu schmeicheln und das Schlechteste unverschämt zu loben; niemand versteht so schauspielerartig aufzutreten, niemand ist in der Verführung so bewandert und auch so glücklich wie dies Volk. Kein Wunder also, daß die Frauen alle in ihr Netz gehen.

Quintil. Bei diesem Mangel an Bildung fallen die Frauen nun dem grassesten Aberglauben in die Hände. Was haben wir jetzt in Rom für einen Haufen Gesindel von ausländischen Bettelpriestern, von ägyptischen Weissagern und Sterndeutern! Von Haus zu Haus zieht die Bande und überall finden sie bei den Frauen Einlaß und Gehör und wenn sie auch das tollste Zeug schwatzen. Siehst du, das wäre nicht möglich, wenn wir bessere Töchterschulen hätten, die Geist und Herz der Mädchen auf etwas Edleres und Höheres hinleiteten, als auf die trostlosen Schwächen der Römerwelt. Griechenland hatte gar keine Töchterschulen; wir haben wenigstens einen Anfang mit dem Unterricht der Töchter gemacht, aber es ist noch vieles Unhaltbare dabei, das weibliche Leben wird nicht genügend vorgebildet. Und wahrhaftig ich halte den Unterricht der Töchter für eben so wichtig wie den Knabenunterricht, weil die Zukunft des Vaterlandes sich nach dem Geschlecht richtet, welches die römischen Mütter und Frauen heranziehen.

Juvenal. Wohl wahr! Wenn ich mir das Bild einer braven Frau entwerfe, wenn ich denke, wie sie in

ihrem engen Kreis einer duftenden Blume gleich wirkt, wie sie das Haus in ein Elysium umwandelt, wie sie die kleinsten Dinge so ordnet, daß sie dem Ganzen Reiz verleihen, wie sie Mann und Kinder mit aufopfernder Liebe umschlingt, wie sie den Mann, der oft durch die Stürme des Lebens rauh und hart wird, immer besänftigt durch den freundlichen Zauber ihrer Weiblichkeit, wie sie mit ächter Frauenart ihm die Lasten erleichtert und Harmonie in seine Seele bringt, wie sie selbst für alles Hohe und Erhabne schwärmt und das Schlechte ängstlich flieht; ja wenn ich mir ein solches Bild im Geiste ausmale und ich halte unsre jungen Römerinnen vor dasselbe, da überfällt mich ein Schauer, ich erbebe.

Quintil. Wohl dem, der einen solchen Edelstein gefunden, wie du ihn im Bilde bei dir trägst. Gewiß haben wir noch edle Römerinnen, aber es hält schwer, sie aus der Menge der gewöhnlichen Jungfrauen herauszufinden. Glücklich der, welchem sie die Götter selbst auf glücklichem Wege in die Hände führen! Doch sieh, wir sind an dem Wege, wo wir uns trennen müssen. Leb wohl Theurer und werde nicht Menschenfeind, wenn du als Weiberfeind nicht zu bekehren bist. Nach innigem und herzlichem Abschied trennten sich die Freunde.

---

8. Capitel.

Scire aliquid laus est,
culpa est, nil discere velle.

Kaum hatte sich Quintilian in seinen häuslichen Räumen niedergelassen und den Cicero zur Hand genommen, als sein Freund Livius hereintrat, um ihm eine Bitte ans Herz zu legen.

Livius. Schon wieder muß ich dich in deiner Arbeit stören!

Quintil. Du kommst nur, um mich zu einer schönern zu rufen, zum Werke freundschaftlicher Besprechung.

Livius. Livia will Zuhörerin sein bei deinen Vorlesungen. Sie theilte mir diesen Wunsch schon öfters mit. Ich verlachte sie und nannte ihre große Sehnsucht nach gelehrtem Wissen Unnatur. Das betrübte sie ernstlich und sie wollte deswegen gar an meiner Liebe zu ihr zweifeln. Da entschloß ich mich endlich bei dir den Fürsprecher für sie zu machen, zumal da ich mit ganzer Seele an ihr hänge.

Quintil. Mit Freuden heiße ich sie willkommen. Glaube ja nicht mein Freund, daß das Streben der Frauen nach Gelehrsamkeit und Bildung Unnatur ist. Wohl ist es wahr, daß ihre Haupttugenden in Häuslichkeit, in Zärtlichkeit für die Familie, in edler Haltung und Sitte bestehen. Wo sie freilich fehlen, da ist die Gelehrsamkeit wie ein Goldschmuck auf einem zerrissenen schmuzigen Kleide. Wenn aber die Gelehrsamkeit neben jenen weiblichen Tugenden steht, da ist sie ein gar schönes Reiz- und Fördrungsmittel. Siehe bei uns Römern ist ja oder soll die Frau auch Erzieherin ihrer Kinder sein. Sie soll nicht blos die Spiele der Mädchen und Knaben leiten, sie soll ihnen auch Anleitung geben zum Einsammeln von Kenntnissen. Das kann aber eine unwissende Mutter nicht; wer lehren will, muß selbst etwas in sich tragen. Aber auch ein Reizmittel ist die Gelehrsamkeit. Sie schmückt das Weib im Umgange mit Männern und dieser Schmuck bleibt, oder kann sich auch erhöhen von Zeit zu Zeit, während andere Reize leicht dahinschwinden und

sie bringt auch dem Weibe die rechte Achtung und Liebe. Welche Zuneigung hat sich die Tochter des Lälius durch ihre Fertigkeit in der Beredtsamkeit erworben, und welch ein schönes Denkmal hat sich die Tochter des Hortensius durch die Rede gesetzt, welche sie vor dem Gerichte der Triumvirn gehalten hat. Es muß daher, wie ich schon oft gesagt habe, auch in unserm Rom noch weit besser für die Erziehung und den Unterricht der Töchter gesorgt werden! Doch ich komme auf deine Bitte zurück, und bin mit Freuden bereit, deine theuere Schwester an meinem Unterrichte theilnehmen zu lassen.

Livius. So hast du mich abermals zu neuem Dank verpflichtet. Meine Schwester wird jubeln, wenn sie hören wird, daß sie morgen an meinem Arm in deinen Hörsaal wandern darf.

Quintil. Sage ihr aber ja, daß sie nicht gleich die Lust verlieren soll, wenn dürre Stellen in meinen Vorträgen vorkommen. Das Weib liebt nicht viel Regelwerk. Nur vom frischen Leben wird es freundlich angehaucht und ergriffen. Sage deiner Schwester, daß sie zum Studium der Beredtsamkeit Geduld mitbringen möge. Vielleicht wird Manches im Anfange ihr dunkel bleiben, aber nach und nach bei fortgesetzter Aufmerksamkeit wird Alles licht werden. Ich wünsche von ganzer Seele, daß der Unterricht ihr Segen bringen möge! Auch das Weib braucht die Beredtsamkeit. Oder sage mir, ist eine aufopfernde That weiblicher Liebe nicht noch schöner, wenn sie von ergreifender Rede begleitet wird; gewinnt die Zärtlichkeit nicht durch den edlen Ausdruck der Rede; ist der Trost nicht noch süßer, wenn er aus beredtem Munde kommt; ist ein gutes treues Herz uns nicht noch theurer,

wenn es an der Sprache einen lieben und freundlichen Boten hat? O wie viele Frauen würden sicherer die Herzen erobern, verständen sie zu reden statt zu schwatzen.

Livius. Sorge nicht, Theurer! meine Schwester wird eine treue und aufmerksame Schülerin sein. Wie freue ich mich, daß ich ihr noch heute die angenehme Nachricht überbringen kann! Sie ist der freundliche Schutzgeist meines Lebens gewesen bis zur Stunde. Schon in der frühen Jugend umschwebte sie mich als ein solcher. Wenn der Stock des Vaters mich erreichen sollte, so warf sie sich oft dazwischen und wendete die Strafe ab; wenn ich wild und hitzig wurde, klopfte sie mir auf die Schulter oder umhalste mich kindlich, und bat mich doch wieder gut und mild zu sein; da ich krank war saß sie an meinem Bette und spielte mit mir, oder erheiterte mich durch Erzählungen, und als mich der Vater einst eine zeitlang aus dem Hause zu einer befreundeten Familie that, so grämte sie sich so ernstlich und verlor alle Jugendlust, daß ich bald wieder zurück geholt werden mußte. Und als uns Vater, Mutter und die jüngste Schwester starben, wie hat sie sich da mit ihrer Liebe und ihrer Sorge an mich geschmiegt, und mich zum Fleiß und zur Thätigkeit ermuntert. Wir sind so an einander gefesselt, daß wir alles Leid und alle Freude zusammen fühlen, als wenn wir nur ein Herz hätten. Ich glaube, wenn ein Sturm des Schicksals mich zu Boden drückte, sie würde es nicht überleben und auch ich möchte nicht am Grabe ihres Glückes weinen!

Quintil. Wer einen braven Bruder so von Herzen lieben kann, muß eine edle Seele haben. Ich achte und ehre meine neue Schülerin!

Livius. Bald soll sie selbst den Dank für deine

Güte aussprechen. Jetzt will ich eilen, um sie mit der Freudenbotschaft zu überraschen. Nach kurzem Gruß eilte Livius fort an die Seite seiner Schwester. Sie empfing die Nachricht mit unendlicher Freude, und saß gar bald mit andächtiger Aufmerksamkeit zu den Füßen Quintilian's, der nicht nur mit Feuer und Geist lehrte, sondern auch seine Worte in das freundlichste Kleid zu hüllen verstand.

---

9. Capitel.

Non enim posthac alia calebo femina!
Horat.

Einige Zeit nach dieser letzten Unterredung Quintilian's mit seinem Freunde war im Herzen des ersteren eine Epoche eingetreten, die so gewaltig war, daß sie ihn Tag und Nacht beschäftigte. So war er eines Abends vom Spaziergang zurückgekehrt, und hielt, nachdem er sich in seiner Wohnung niedergelassen hatte, die folgenden Selbstbetrachtungen.

„Da bin ich wieder in der Einsamkeit meiner häuslichen Räume. Still ist's um mich. Mich stört nicht das Hin- und Herfliegen des Sclavenheeres, mich macht keine rauschende Gesellschaft müde. Aber die Einsamkeit fängt doch an, mir zur Qual zu werden. Ich habe kein fühlend Herz um mich, mit dem das meinige innig vereint schlagen könnte. Ja, ich sehne mich nach einer Menschenbrust, die Leid und Freude mit mir redlich theilen, die mir die verzagten und melancholischen Gedanken verscheuchen und den ächten Männersinn in mir nähren und bewahren könne. Da gedenke ich dein, meine theure Livia! Wie eine freundliche Göttin erscheinst du mir

überall wo ich nach Großem strebe; du lebst in meinen schönsten Träumen; dein liebes Bild führt mich die Wege der Mühe und Anstrengung so friedlich und leicht dahin, und deine Nähe wirkt auf meinen schaffenden Geist so erquickend wie die Sonne auf den keimenden Frühlingsboden. O, daß du immer an meiner Seite weiltest! — Ein weiblich bescheiden und häusliches Gemüth suche ich. Werde ich ein besseres finden, als dasjenige, welches Livia besitzt? Wenn ich sie im Hause im einfachen Kleid ordnen und schaffen sah, wenn ich mit Freuden gewahrte, wie ihr kein Geschäft zu klein war, wie sie jedes mit Anmuth und Zufriedenheit vollbrachte, da hätte ich sie oft umarmen mögen. Und als sie dem armen Manne das für sie zubereitete Essen hingab, und fröhlicher war, als wenn sie es selbst gegessen hätte; als sie ein ausgesetztes Kind rettete, als sie mit Aufopferung des eignen Lebens den Bruder in der hitzigen Krankheit pflegte, da habe ich noch einen tieferen Blick in ihre reine Götterseele gethan. Da fühlte ich so recht, wie das innere Leben meines Herzens mit dem ihrigen verwandt ist. Ein weiblich strebendes Gemüth suche ich. Wenn ich sie aber vor mir sehe mit den strahlenden verklärten Augen und ihr sanftes Lächeln bei den schönsten Stellen unsrer Dichter und Redner mich bezaubert, da sehe ich, daß ich mit dem Suchen am Ziele bin. Ein wahrhaft liebendes Gemüth suche ich! — Liebt sie mich? Oder lügen ihre seelenvollen Blicke, die sich so tief in mich vergraben? Ist es nur Höflichkeit, daß sie so gern in meiner Nähe weilt? Zollt sie vielleicht nur meinem Amte und Stande diese Freundlichkeit? O schweigt ihr Zweifel, schweigt! Ich will an ihre Liebe glauben, denn dieser Glaube macht mich selig! Da liegt ein freundliches

Geschenk von ihr (er ergreift einen Siegelring). Welch Opfer hat sie mir dadurch gebracht! Ich will ihn nie ablegen, er soll meinen Liebestraum immer wach erhalten und sein heller Glanz soll die Nacht meiner Zweifel aufhellen. (Es pocht. Ein Bote überbringt ihm einen Brief. Er liest.) Ein neuer und lauter Zeuge ihrer Liebe! O, so redet die kalte Berechnung nicht, solche Worte findet die Lüge nicht, sie muß sich hinter steife Redensarten verbergen; so warm spricht auch nicht glatte Höflichkeit, nein, aus diesen Zeilen kommt mir ein Herz entgegen, welches treu und innig fühlt. Dank euch, ihr Götter, ich bin geliebt! Süßer Gedanke, wie hebst du meinen Geist empor, welche schönen Träume umgaukeln mich, welche nie geahnten Gefühle durchbeben mich! — Wohl flog mein Herz zu mancher Römerin; wohl hatte ich da und dort Schönheit und Reize aller Art zu bewundern, wohl fand ich in manchem Haus des Ueberflusses ein freundliches Entgegenkommen, aber Alles war vergebens, mein Herz fand keine Heimath; und nach kurzer Freude folgte immer bittere Täuschung. Jetzt hat es das rechte traute Plätzchen gefunden, wo es sich niederlassen und Frieden und Ruhe genießen kann. Von ihrem Arm umschlungen verachte ich allen Tand der Welt. Fahrt hin ihr reichen Dirnen, ihr eitlen und geputzten Närrinnen, mein Glück wohnt nur bei meiner Livia! Mit Freuden will ich nun an meine weiteren Pläne schreiten, mich muthig in die Fluthen meiner Arbeiten werfen, und das verdoppelte Ringen nach der Krone der Wissenschaft soll mich der Liebe meiner theuren Livia würdig machen. Ach schütze ewiger Lenker menschlicher Schicksale und menschlichen Glückes, schütze Gott unsere Liebe!"

Es verging selten ein Tag, an welchem nicht Quintilian seiner Geliebten gedacht hätte. Sie sahen sich auch öfter und öfter; und er fühlte sich zuletzt so gefesselt, daß er um ihre Hand anhielt. Ein kleines Verlobungsfest wurde gefeiert, bei welchem Livia von ihrem Quintilianus einen eisernen Ring*) erhielt, und an welchem es an froher Lust und Heiterkeit nicht fehlte. Doch ist auch in eine Menschenseele einmal das Glück recht reich und herrlich eingezogen, immer spinnen sich leicht schwarze Fäden um dasselbe, die es verdunkeln wollen; immer ruht Gefahr über demselben, und Mannesmuth und geistige Kühnheit gehört dazu, sich im Besitz des Glückes der argen Welt gegenüber zu behaupten. Die seligen Stunden werden oft von düstern und traurigen vertrieben, doch die rechte Manneswеisheit lernt beide beherrschen. Vielleicht werden die nächsten Augenblicke unseres Quintilianus dies recht klar uns zeigen.

---

10. Capitel.

— fuge suspicari —

Horat.

Eine unübersehbare Menschenmenge strömte eines Abends aus dem Theater des Marcellus. Unter den vielen Belustigungen, die man vor Augen geführt hatte und die zum Theil in Thiergefechten und andern rohen Auftritten bestanden, hatte besonders eine Scene überrascht. Es war im Beisein des Kaisers Vespasian ein Hund als Pantomime

---

*) Siehe Nitsch, Beschreibung des Zustandes der Römer ꝛc. 1. Thl., S. 158.

gezeigt worden, welcher das allmählige Einschlafen und Erwachen zur großen Bewunderung der Zuschauer darstellte. Alle sprachen nur von diesem Wunder, und selbst die menschlichen Pantomimen waren durch diesen vierbeinigen Schauspieler einen Augenblick um ihre Anerkennung gekommen. Mitten in der plaudernden Menge schritt ruhig und nachdenkend Quintilian dahin. Ihn beschäftigten die Theaterscenen nicht mehr. War er doch nur hineingegangen um einen Freund aufzusuchen, den er zu treffen hoffte. Er gedachte seiner holden Braut und baute sich im Geiste eine Burg seines Glückes auf, als plötzlich ihm Jemand auf die Schulter klopfte. Es war sein Freund Juvenal. Nachdem sie sich begrüßt, wanderten sie einen Weg zusammen, der weniger von Menschen belebt war. Das Gespräch wurde bald sehr ernst und die reine freundliche Stirn Quintilian's schien sich zu trüben. „Es wird euch nicht leicht werden", rief er laut und mit einem fast schneidenden Ton, „einen Flecken zu entdecken in dieser reinen Seele."

Juvenal. Mag sein. Doch spricht man mancherlei was dir nicht gleichgültig sein kann. Man will wissen, daß Marcius, der reiche Senator, in ihrem Hause verkehrt!

Quintil. Hör ich recht? Marcius soll aus- und eingehen in dem Hause meiner Braut? Es ist nicht möglich, daß der Lasterhafte sich über die reine Schwelle ihres Familientempels wagen sollte, er müßte fürchten, daß ein Blitz des Zeus herniederführe um sein frevelhaftes Herz zu erschlagen. Wer sagt's? Ich bitte dich um seinen Namen!

Juvenal. Manlius, den du ja kennst, sah ihn selbst

aus dem Hause heraustreten. Er kennt ihn gut und hat sich nicht getäuscht.

Quintil. (Gefaßt.) Nun sei es auch! Noch nicht soll meine Livia, die bisher der Stern meines Lebens war, verdammt sein. Nicht stehe ich mehr in den Jahren, wo beim geringsten Anlaß in der Seele Alles brennt und lodert; ich will uicht argwöhnisch sein, bis mich gerechte Gründe dazu nöthigen. Es umspielen die Menschen tausend Zufälle, und oftmals wird durch eine Kleinigkeit der beste bravste Mensch in falsches Licht gestellt. Der Weise darf daher sich nicht sogleich entscheiden; er muß seine Leidenschaften immer unterthänig sich erhalten.

Juvenal. Wohl wahr! Sicher ist es aber doch, daß Marcius aus dem Hause deiner Braut herausgetreten ist.

Quintil. Auch dies kann Täuschung sein. Wer glücklich ist, mein Theurer, der wird gar bald von der Schlangenbrut des Neides und des Argwohns heimlich und listig umschlichen. Und wer von Neid und Mißgunst, von Bosheit und Tücke erfüllt ist, der hat keinen reinen Blick, er sieht nur durchs Gewebe seiner schlechten Gedanken hindurch; oder er will ihn wenigstens nicht rein haben. So viele sehen gern Gespenster, wenn sie dieselben brauchen können zu ihrer Nebenmenschen Sturz und Fall.

Juvenal. Von Herzen wünsche ich dir, daß du in dieser trüben Angelegenheit eine Entdeckung machen magst, welche dir den Frieden und dein Glück zurück giebt; ich wünsche und hoffe, daß deine Livia nicht den meisten Römerinnen der heutigen Zeit gleicht, die zwar vor der Welt gar ehrsam und keusch erscheinen, aber im Stillen das Buhlerhandwerk auf die ausgefeimteste Art treiben.

Dreie meiner Freunde haben sich jammervoll betrogen gesehen. Drusius war der Verlobte einer höchst liebenswürdigen Bürgerstochter und am Tage vor der Hochzeit traf er sie in den Armen eines reichen Patriziers, der ihr für den Genuß ihrer Liebe einen bedeutenden Zuwachs zur Aussteuer versprochen hatte. Carius heirathete ein reiches Mädchen; aber die Erfahrungen und Entdeckungen, die er machte, müssen nicht die besten gewesen sein, da er sich vier Wochen nach der Hochzeit von der jungen Gattin trennte. Fabricius war entzückt von der Tugend und von der Schönheit seiner Cornelia; aber er geht jetzt sehr niedergeschlagen einher, der Putztisch seiner Frau, an dem sie fortwährend 30 Arbeiter beschäftigt, hat ihn vollständig zum Bettelmann gemacht. Ach, welche traurigen Geschichten erzählt man sich jetzt aus dem Frauenleben der Römer! Das Beispiel der Gemahlin des Metellus, die ihren Mann vergiftete, und sich öffentlich in dem Arm buhlerischer Jünglinge sehen ließ, hat gar nicht wenig Nachahmungen gefunden, während die herrlichen Frauenbilder wie Cornelia, die Gemahlin des Pompejus, Porcia oder Octavia fast als unerreichbare seltene Muster dastehen. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß viele jetzt so denken wie Metellus Numidicus, der in seiner Rede gegen die Ehelosigkeit doch die Ehe eine große Last nennen mußte. Quintilianus, gieb deine Heirath auf; es schweben über jeder Ehe in Rom Gefahren, die ich keinem, am wenigsten dir, mein Theurer, gönnen möchte.

Quintil. Glaubst du wirklich es ginge so leicht, sich von einer Seele loszureißen, an die man sich mit tausend Fäden der Zärtlichkeit, der Treue, der Hoffnung, des Vertrauens gekettet hat? Wer freilich nur getrieben von

eitlen Plänen die Hand einem Mädchen reicht, der ist mit seiner Liebe so wetterwendisch wie seine Pläne sind. Nein, guter Freund, ich fürchte nicht die Gefahren, die du siehst; mit ganzer Liebe will ich ihr zugethan bleiben; ich kann nicht glauben, daß sie einen Augenblick die Treue mir gebrochen!

Juvenal. Wahr ist's, daß deine Livia ein Muster der Liebenswürdigkeit zu sein scheint; doch ist gar oft eine große Kluft zwischen Sein und Scheinen. Mögen die Götter es fügen, daß du glücklicher als meine übrigen Freunde wirst!

Juvenal verließ den Quintilian, welcher einem Menschen glich, dem in den Becher der Freude ein Gifttropfen gefallen ist, oder einem Reisenden, dessen schönste Aussichten, wenn er auf einem Berge angelangt ist, plötzlich durch finstere Wolken verdeckt werden.

---

11. Capitel.

— Vigilansne ploro —
Turpe commissum? an vitiis carentem
Ludit imago
Vana, quae porta fugiens eburna
Somnium ducit?

Quintilian hielt anfangs die argwöhnischen Pfeile, die man ihm ins Herz schießen wollte, für sehr ungefährlich. Seine Liebe warf sie beim ersten Angriff zurück. Er glaubte sich erhaben über die Zweifel, die man in seinem Herzen aufjagen wollte. Aber in der Einsamkeit fingen die Wunden, die ihm Juvenal geschlagen hatte, erst zu bluten an. Bekümmert und niedergeschlagen legte er sich zu Bette und von seiner traurig vollbrachten Nacht gab

der Monolog ein Zeichen, den er am andern Morgen hielt.

„Welch ein schauerlicher Traum hat wieder mit allen Schrecken diese Nacht meine Seele gefangen gehalten! Ich sah einen feierlichen Zug. Eine reizende Braut führte man daher. Die Kopfbinde umschlang ein reiches üppiges Haar, auf welches ein lieblicher Kranz gesetzt war. Der weiße Gürtel wand sich sinnig um die schlanke Hüfte und die feuerfarbne Kopfdecke schien das Gesicht einer Göttin zu verhüllen. Plötzlich, als sie zum Hause des Bräutigams kommen, löschen die Fackeln aus. Die Musik verstummt. Ein Räuber springt hervor, ergreift die Braut, und will sie fortschleppen. Sie schreit zur Juno, und bittet sie um Schutz gegen den ehrlosen Frevler. Da fühlte ich ein Schwert in meiner Hand; aber als ich es auf den Räuber schwingen wollte, da war er von der Juno in einen alten morschen Baumstamm verwandelt und aus der Ferne hörte ich wieder die liebliche Musik des Brautzuges, der sich nun ruhig und sicher in's Haus des Bräutigams begab. Soll ich diesen üblen Traum wieder auf meine Liebe deuten? War nicht schon der Traum der vorigen Nacht für mich eine Seelenqual, als ich meine Braut im Arme eines reichen Schwelgers erblickte; als ich sehen mußte, wie sie ihm Kuß auf Kuß reichte, wie das Plätzchen, wo ich in reiner Zuneigung sie umschlungen hatte, geschändet ward, wie sie meinen Ring abgezogen und weit weggelegt hatte, daß er nicht Zeuge des buhlerischen Händedruckes sein sollte, und als ich hörte wie sie gellend lachten, da ich meinen Ring ergriff und mit dem Blicke der Verachtung hinwegging. O ihr Götter, warum schickt ihr dem armen Menschen solche Träume der Angst und Qual? Ist nicht

das Leben schon mit trüben Bildern genug umgeben. Aber sind die Träume nicht Offenbarungen der Götter? Ist die Seele nicht, wenn der Körper schläft, in der unmittelbaren Nähe der Gottheit? O wie müßte ich mich dann beklagen, wenn es so wäre! Aber ich kanns nicht glauben, die Träume sind auch oft Lügner; sind nichts als Nebelgebilde die aus dem niedern Leben des Leibes aufsteigen. Was hätte meine Braut veranlassen können, sich solcher Schande in die Arme zu werfen? War sie zu schwach, dem Räuber zu widerstehen? O sie hat ein Felsenherz! Hoffte sie durch ihn reich zu werden? Wo habe ich je die Zufriedenheit inniger als bei ihr gefunden? Nein es kann nicht sein, daß ein Gemüth, welches der Sitz so schöner weiblicher Tugenden ist, auch zu gleicher Zeit die schamlosesten Gelüste bergen sollte, daß diese Seele, aus welcher mir bisher so viel Liebe und Zärtlichkeit entgegen kam, auch die Schmach der Untreue ertragen könne. Aber wenn's doch so wäre, wie stände ich da! Ich, ein Lehrer der Jugend, am Arme einer Buhlerin! O lieber will ich mich einsam durchs Leben schlagen als durch ein solches schlechtes Exempel schaden; nie sollen die gefallnen Römer sehen, daß auch Quintilianus sich über Sitte und Edelsinn hinweggesetzt und dem Zeitverderben mit anheim gefallen ist. Und was wäre sie wenn der gestrige böse Traum Recht hätte? Sie hätte mich nie geliebt, sie wäre die größte Heuchlerin, die ich gesehen, sie wäre aus dem guten Genius, der mich mit der Menschheit so freundlich verbunden, ein böser Dämon geworden, der meinen Glauben an weibliche Tugend für immer erschüttern und mich in den trostlosen Gedankenkreis meines Juvenal führen könnte. Aber noch

gebe ich mein Glück nicht verloren! War doch auch der Ausgang des ersten Traumes ein schöner! Schweigt ihr Angstgestalten meines erregten Herzens, und die Hoffnung, die friedliche, soll mir wieder Blumen streuen, wo der Argwohn und Verdacht alles verödet hat. Noch heute eile ich hin zu meiner Braut, um zu erfahren, welches mein Schicksal sei."

Nach solcher Betrachtung stand Quintilian auf, und warf sich in seine Arbeiten hinein, um die Träume der Nacht zu vergessen.

---

12. Capitel.

Die Wollust lockt leckerhafte Seelen an der Angel des Verderbens.

Epictet.

Am Nachmittage schritt Quintilian sorgenvoll und bekümmert dem Hause seiner geliebten Braut zu. Es ist eine allbekannte Erscheinung, daß der Blick und die Einsicht des Menschen gewaltig leiden, wenn das Herz nicht gesund ist. Niedergeschlagene und verstimmte oder auch durch einen schweren Schicksalsschlag geistig zerstreute Menschen schaffen sich oft Gespenster, wo keine sind, und haben auch nicht den ruhigen Beobachtungsgeist, der sonst sie nicht leicht irren läßt. Das kommt ja daher, weil die Gefühle des Herzens und die Thätigkeiten des Verstandes im engsten Zusammenhange stehen. Unser Quintilian näherte sich dem Garten, welcher sich an das Haus seiner Geliebten anschloß. Er gewahrte ein Pärchen in der Laube. Ganz deutlich erkannte er seine Braut. Und der Mann, mit dem sie still und heimlich und vertraut spricht, wer

konnte es anders sein als Marcius, der Mörder seines Glückes? „Seh ich recht, ruft er vor sich hin, haben mich meine Träume wirklich nicht betrogen? O Schmach über dich, Livia! Sieh, wie sie ihren Arm verführerisch um ihn zu schlingen weiß, wie sie ihn küßt! Nein ich mag's nicht sehen; hinweg von dem Orte der Gemeinheit und der Schande. Ich bin ein betrogener Narr; aber ich will meine Weisheit wieder erlangen." Mit diesen leise vor sich hin gesprochenen Worten stürzte Quintilian von der Gartenthür hinweg, aber plötzlich ward er angehalten von dem Manne in der Laube, der ihm nachgeeilt war, und in welchem er seinen Freund Livius erkannte. „Warum, Theuerster, rief dieser, eilst du vorüber, warst du nicht schon an der Gartenthür?"

„Gewiß, aber ich glaubte ihr hättet Besuch vornehmer Art," erwiderte Quintilianus mit gespanntem bitteren Tone.

„Was soll das heißen, Quintilian? deine Blicke und der Ton deiner Worte verrathen Argwohn. Ich saß mit meiner Schwester in der Laube, um sie über ein Ereigniß zu trösten, welches du jetzt gleich hören sollst. Als ich sagte, daß du vorbeigegangen wärest, erschrak sie, und ich will schnell gehen und ihr sagen, daß wir zusammen lustwandeln wollen im nahen Hain, und daß du dann in ihren Arm zurückkehren würdest. Verweile hier einen Augenblick, ich bin sogleich bei dir." Livius flog ins Haus, um der Livia seinen Spaziergang mit Quintilian zu melden, und nachdem ihn diese flehentlich gebeten, recht bald wieder zu kehren, eilte er zu Quintilian, um mit ihm die einsamen Wege des nahen kleinen Haines zu durchwandern. „Sieh," so nahm jetzt Livius das Wort, „deine Braut, meine theure Schwester, ist, wie du weißt, seit Jahren

mein Schützling. Ihr Glück mein Glück, ihr Leid mein Leid. Zu schützen sie vor jedem Unrecht, jeder Gefahr, das habe ich heilig mir geschworen. Du kennst den Marcius, den reichen Senator. Mit tückisch freundlicher Miene trat er neulich, als ich aus meiner Schule kam, an mich heran und machte über meine Bestrebungen und Mühen viel schöne Worte, die aus seinem Munde nur verwundend auf mein Herz fielen. Er bot mir Unterstützung an, versprach mir seine Verwendung beim Vespasianus hinsichtlich einer höhern Lehrerstelle, und stellte sich überhaupt so vertraut und freundlich, daß es mir ungemein auffiel, da ich doch weiß wie niedrig die römischen Patrizier von uns Armen denken. Ich antworte ihm fest und ruhig, daß ich stolz darauf sei, mir meinen Unterhalt selbst zu verdienen, daß ich nicht Unterstützung, sondern Anerkennung suche. Doch fügte ich hinzu, indem ich in seinem von Wein aufgedunsenen Gesichte eine Spur der Aufrichtigkeit suchte, es sei mir sein Anerbieten immerhin lieb und werth, und er könne sich des innigsten und tiefsten Dankes für seine Fürsprache versichert halten. Damit glaubte ich die Sache abgethan. Doch höre weiter. Eines Abends, als ich nicht zu Hause bin, da tritt dieser Gemeine in die Wohnung meiner Schwester."

Quintil. O ihr Götter! so habt ihr mir mein Flehen nicht erhört!

Livius. Sie haben es erhört und den Frechen weder die reine Seele noch den unentweihten jungfräulichen Körper antasten lassen. Livia lebte nicht mehr, wenn sie mit dem Bewußtsein der Schande und mit dem Gefühle deiner verlornen Liebe leben sollte.

Quintil. Vollende, mir brennt das Herz.

Livius. Mit arger List suchte dieser Gemeine ihr schuldloses unbefangenes Herz zu umgarnen. Seine Künste sind gut einstudirt, denn dies Schlemmervolk ist täglich auf der Bahn des Lasters, des Unrechts und der Verführung und erlangt darin eine wahre Kunst. Er sagte also, daß er bedaure mich nicht zu finden; er fühle viel Theilnahme für mich und wolle mich unterstützen in jeder Weise. So geht er eine Zeit mit Schmeicheleien und freundlichen Zusagen herum, bis die Leidenschaft ihn weiter treibt und mit seinem schlechten Herzen davon läuft. Er trägt ihr seine Liebe an. Entsetzt versichert meine Schwester, daß sie Braut sei, und befiehlt ihm, das Haus auf der Stelle zu verlassen. Da legt er ihr eine kostbare Tunika als Geschenk auf den Tisch und will sie dabei küssen. Meine Schwester stürzt in Verzweiflung zur Thür hinaus. In demselben Augenblicke stehe ich vor dem Hause. Was ist das? rief ich. „Rette meine Ehre mein theurer Bruder!“ schrie Livia! Ich trat ein und traf noch den Frevler. Halt! Elender, rief ich ihm entgegen, wie konntest du das Heiligthum einer Braut zerstören wollen! Das also war der Zweck bei der Unterstützung, die du mir neulich anbotest! Ich sah sein Geschenk, ergriff es und warf es ihm vor die Füße. Hinaus mit dir, rief ich ihm nach, als er über die Schwelle ging, und wage es nie wieder unsere stille ehrbare Wohnung zu betreten, sonst sollst du sehen, was der Bruder einer geliebten und tugendhaften Schwester zu thun im Stande ist.

Quintil. Wie verhielt sich dieser Mensch dabei?

Livius. Mein Auftreten schien ihn sehr überrascht zu haben. Ganz deutlich nahm ich wahr, wie er seinen Aerger und Unwillen niederkämpfen wollte. Aber zuletzt

stieß er die rohsten Schimpfworte gegen mich aus und drohte, mich wegen der ihm angethanen Beleidigung zu verklagen. Ich solle schon sehen, das war sein letztes Wort, was mir diese Hitze einbringen würde. Ich lachte seiner Drohung, und mit Wuth und Groll eilte er fort.

Quintil. Gott sei Dank! Ich bin aus einem bösen, aus einem recht trüben Traum erwacht. Ich nehme meine Braut rein und schuldlos in meinen Arm zurück!

Livius. Die Götter schützten sie! Aber Theurer, Eins bitte ich dich, erwähne Nichts von diesem Ereigniß, wenn du meine Schwester wieder siehst. Sie hat schon Nächte hindurch geweint, und kann nicht aufhören, sich zu beklagen. Sie glaubt, daß du, wenn du den Angriff auf ihre Ehre erführst, sie verschmähen würdest.

Quintil. O, wie kann sie solches wähnen! Tausend Mal lieber und theurer ist sie mir geworden. Die Tugend, die aus dem Kampfe mit dem Laster siegend hervorgeht, ist noch verehrungswürdiger als die stille unangefochtne Tugend. Meine Livia ist geprüft, und hat sich mit der Krone der Standhaftigkeit geschmückt, mit einem Schmuck, den gar wenige Römerinnen sich zu erwerben wissen.

Livius. Wie ist es möglich, rief sie einmal über das Andere aus, daß so etwas geschehen konnte? Habe ich etwas an mir, was den Verbrecher Gemeinheit in mir vermuthen ließ, hat mir der Neid, die Bosheit Anderer den Verführer ins Haus gesandt, hat man mir, die ich doch nur die Stille bis jetzt geliebt habe, den Ruf in irgend welcher Weise vernichtet?

Quintil. Die Arme! Sie kennt das gemeine Volk der Welt noch nicht. Nichts ist dem Neide und der Bos-

heit heilig, sie werfen ihre Schlingen um das reinste Gemüth, sie dringen ein ins stillste Heiligthum.

Livius. Rache, Rache diesem Marcius. Ich kenne sein Lasterleben; schon eine aufgedeckte Schandthat reicht hin, ihn aus dem Senat zu bringen, und ihn dem verdienten Lohn in die Hände zu liefern.

Quintil. Nein, mein Livius; nicht einen Schritt der Rache wollen wir thun. Er wird unser Haus nicht mehr betreten. Laßt uns ihn mit Vergessenheit und Verachtung strafen. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns sonnenklar, daß das Laster stets sich selbst den Untergang gräbt. Lasterhafte Menschen sind fast immer auch geistig getrübte Menschen, d. h. ihr gesunder Verstand ist nicht in rechter Thätigkeit. Sie legen sich also selbst Fallstricke, wo man es gar nicht vermuthen würde; sie lösen die sichersten Bande der Gesetze auf und graben sich damit selbst ihr Grab. Es ist die härteste Strafe für den Bösewicht, wenn die Götter ihn ohne Anhalt die Straße des Frevels gehen lassen; denn er bereitet sich dann oft ein viel schrecklicheres Schicksal, als das Gericht über ihn verhängen könnte. Livius und Quintilian kehrten zurück ins Haus. Man sprach manch ernstes Wort über die Gegenwart und ihre Erscheinungen. Am andern Tage, als sie wieder traulich zusammen saßen, brachte ein Bote die Nachricht, daß Marcius, der reiche Senator, sich von einem Felsen herunter gestürzt habe. Er hatte zu seinen Verbrechen kurz vorher ein neues gefügt, durch dessen Entdeckung aber die andern alle aufgedeckt wurden. Alle entsetzten sich. So nahe hatte man sein Gericht nicht geglaubt. „Weh dem, der eine Sünde noch als Brücke für die Unterwelt sich baut!“ rief Livius. „Ja, erwiederte Quintilian,

sterben für seine Ueberzeugung, für das Vaterland, versetzt unter die Götter; aber ein so nichtswürdiger Selbstmord, der nur beweist, daß man die eigne Schande, die man doch lange genug vor sich selbst getragen, vor der Welt nicht tragen will, oder daß man die Unvollkommenheiten der Welt, die doch die Gottheit tragen muß, nicht zu überwinden weiß, oder daß man den Brand des leidenschaftlichen Herzens durch stoische Weisheit nicht zu löschen weiß — ein solcher Selbstmord, Freund, ist das schrecklichste Denkmal, welches sich ein Mensch setzen kann. Marcius hat sich schlimmer an sich selbst gerächt als unsre Hand es hätte thun können."

Das Band, welches Quintilian und seine treue Braut umschlang, war inniger noch und fester geworden. Manche Stunde träumten sie von ihrem zukünftigen Glück, und manches andächtige Flehen drang aus Liviens Herzen hinauf zu den guten Göttern, daß sie ihre Liebe schützen und beglücken möchte.

---

13. Capitel.

Felices ter et amplius,
Quos irrupta tenet copula —
Horat.

Laß uns, lieber Leser, jetzt einen Augenblick die Liebenden in ihrer Einsamkeit belauschen. Im einfachen Stübchen sitzen sie traulich neben einander. Quintilian hat seiner Braut so eben eine Rose angesteckt. Es verging ja jetzt selten ein Tag, wo er nicht mit einem Geschenke, und wäre es auch noch so klein gewesen, zu Livia kam. Aber in den Augen der wahren Liebe ist nichts klein, und das, was vor der Welt oft keinen Werth zu haben scheint,

verwandelt sich durch die Weihe eines treuen Herzens zu einem herrlichen Kleinod. So wars mit der Rose. Livia konnte sich nicht satt daran sehen. Ihr kindlich erfreuter Blick auf die Rose, und ein dankbarer Händedruck erfüllten den Bräutigam mit einer unbeschreibbaren Wonne.

„Wie freue ich mich, rief er leise, (denn in großen Augenblicken reden wir leise, als wenn wir fürchteten die Sprache könnte uns die Gefühle verflüchtigen oder als habe das Herz nicht Zeit, die Zunge zu rühren) daß ich in deinem Arm den Abend verleben kann. Ist doch die Natur in ihrer Stille eine rechte Pflegerin unserer Gefühle und Wünsche. Wenn der Lärm des Tages schweigt, wenn das Herz von gewöhnlichen Sorgen ausgespannt wird, da erwacht so mancher liebliche Gedanke; das Auge schaut entzückt hinauf nach den Sternen, die hernieder auf die friedliche Erde leuchten; es fragt hoffend ob auch die Götter erfüllen werden, was die Seele begehrt. Und wenn die Zerstreuung, die das Gewühl des Tages herbeiführte, überwunden ist, dann kann die Liebe ganz ihr goldnes Reich behaupten, sie besiegt den Menschen vollständig. (Er umarmt mit wahrer Innigkeit seine theure Braut).

Livia. (neigt sich an sein Herz) O es muß schön sein, mein Theurer, ganz und wahr geliebt zu werden!

Quintil. Dies Gefühl, ganz und wahr geliebt zu werden, ist dir doch nicht fremd meine Livia. Soll ich dir noch andre Proben meiner Liebe geben? O, mir ist nichts zu schwer, was die Götter einem Menschengeiste nicht versagt haben. Verlange nur, und es soll geschehen! — Du schweigst? Du sinnst? Du wendest dich ab, du hast Thränen?

Livia. Verzeihe sie mir! Sieh mich stört bisweilen der Gedanke, daß ein so armes und so wenig gelehrtes Mädchen dich vielleicht nicht glücklich machen werde, daß deine Liebe zu mir schwinden könne, wenn du siehst, wie ich dem Fluge deines Geistes nicht folgen, und in deine Ideen nicht einzudringen vermag. Aus diesen Gedanken folgen dann tausend andere, die mir das Herz beklommen machen. Aber wenn ich sehe, wie du so lieb und so gut bist, dann vertraue ich auch der Zukunft wieder, dann fühle ich mich wieder leicht und glücklich!

Quintil. O laß mich niemals wieder solche Rede hören, meine theure Braut; du weißt es ja, daß ich nicht Gold und äußern Schimmer, daß ich ein Herz gesucht habe, ein treues liebendes Herz. Dies habe ich bei dir gefunden, und ich will es festhalten wie meinen größten Schatz auf Erden. Glaubst du nicht, Livia, daß dein liebevoller Blick, dein reines, treues und standhaftes Gemüth mich mehr entzückt als gelehrter Tand, den ich aus andern Quellen schöpfen kann? Ich bitte dich, laß jeden Argwohn schwinden; er fällt zu schwer mir auf das Herz! Du bleibest mein, für alle Zeiten mein, und keine Macht der Erde soll dich aus meiner Hand reißen!

Livia. (ergreift seine Hand). Mein theurer Freund!

Quintil. Ja, ich kenne dein Herz jetzt sonnenklar. Ich weiß, daß du über alles Große und Herrliche in der Welt dich freust, daß du Entbehrungen und Leiden, wie sie das Leben, namentlich auch das Leben eines Lehrers mit sich bringt, ertragen kannst; daß du fürs Wohl der Menschheit Gefühl und Theilnahme hast, und sieh, das ists ja was auch meine Seele erfüllt. Mein Forschen und Denken gilt der Weisheit und der Wahrheit, meine

Thaten gehören der Liebe. Und so laß unsere Herzen in dieser schönen trauten Stunde recht innig zusammenschlagen ohne einen Mißton; die Götter lieben es, wenn gute Menschen sich vereinigen und segnen ihre Eintracht.

Livia. Horch, Geliebter! wie sich der Sturm erhebt. Die Sterne sind verschwunden, und der Himmel ist mit jagenden Wolken bedeckt.

Quintil. Der Sturm ist eine unfreundliche Erscheinung; aber er ist doch das Werk des gnädigen Zeus, und seine Macht wirkt oftmals segensreich. O, auch in unserm Leben kann sich der Sturm erheben. Mein Beruf streut manche Freude mir auf den Lebensweg; doch erwachsen mir daneben auch Dornen und ist ein Lehrerleben auch mitunter reich gesegnet durch die Ernte der Liebe und Dankbarkeit, so hängt doch auch manche Gefahr über ihm, und Verkennung, Groll und Haß stürmen auf dasselbe ein. Aber wie das Vöglein, welches unter der Burg sitzt, heiter dem Sturm und Regen zuschaut, so wollen wir die Stürme des Lebens ruhig an uns vorüber gehen lassen, eingeschlossen in die Burg unserer gegenseitigen Liebe und des Vertrauens zu dem Allmächtigen!

Livia. O sorge nicht mein Geliebter! Freud und Leiden will ich mit dir redlich theilen; deiner Sorge Stacheln will ich brechen, deinen Kummer will ich verscheuchen, und wenn du angegriffen wirst, so will ich mich mit meiner verdoppelten Liebe zwischen dich und deine Feinde werfen, so daß du geborgen bleibst und ihre Pfeile dein Innerstes niemals erreichen.

Quintil. Wie süß klingt mir dies Wort aus deinem Munde! Beglückt durch solche Liebe fühle ich mich jedem

Kampfe gewachsen. — Doch du wirst wieder ernst? Jagt ein böser Dämon neue Zweifel in dir auf?

Livia. Nein, mein Quintilianus! Ich dachte an meinen Vater, meine Mutter! Sie waren arm, sie hatten viel für ihren und unsern Unterhalt zu sorgen, aber sie waren doch so zärtlich gegen mich und meine Geschwister. Oft wenn meine Mutter auf dem Schooß mich wiegte und mir erfreut ins Auge sah, rief sie: „Ach wenn ichs doch erlebte, mein Kind, daß es dir einmal wohl ginge in der Welt. Bleibe nur brav, fürchte die Götter, und das wahre Glück wird dir nicht fehlen. Nun bin ich so glücklich; und die Theure schläft mit meinem Vater vereint den langen Schlaf; sie kann mein Glück nicht sehen! Ach, Waisenkinder sind im Glücke selbst noch arm, es fehlen ihnen theilnehmende Elternherzen, in welchen sie es ausschütten könnten!

Quintil. Dies treue Andenken ehret dich; aber bedenke, daß wir denen, die wir recht lieben, niemals fern sind. Wir wollen an das Grabmal deiner Lieben treten, ehe wir uns verbinden zum vereinten Gang durchs Leben; wir wollen ihrer recht lebendig gedenken, und ihr Segen wird uns dann nicht fehlen! Ein liebes und treues Herz aus deinem Vaterhause steht noch für dich offen, das Herz deines Bruders; bei ihm findest du ja immer die rechte aufrichtige Theilnahme.

Livia. Dies ist mein Trost. Seit meiner Eltern Tode war er mein Beschützer, mein Berather, mein väterlicher Freund! —

Quintil. Sieh, da zieht die bescheidne und sanfte Luna am Himmelsbogen dahin! Nicht freundlicher kann das Lächeln gewesen sein, womit sie ihren Endymion be-

glückte, als deine Zauberblicke, liebes Herz. Doch die Stunde unseres Abschieds schlägt; nimm diesen letzten Kuß, und träume süß! Vielleicht gelingts auch mir mit Hülfe der Götter im Traume dein liebend Bild noch zu umfassen!

Nach einer langen und innigen Umarmung schieden sie von einander.

---

14. Capitel.

In ipsa securitate animus ad difficilia se praeparet —

Seneca.

Obgleich unser Quintilianus nicht im Geringsten abergläubisch war, obgleich er die dies atri*) und andere Unglückstage verlachte, so mußte er doch gestatten, daß der Hochzeitstag von seiner Livia gar sorgfältig ausgewählt wurde. Ein Tag in der letzten Hälfte des Juni im Jahre 75 ward endlich für das Hochzeitsfest bestimmt. Wir könnten nun schildern, wie die Braut gar reizend sich ausnahm in ihrer Tunica pura, wie heiter die Entführung derselben aus ihrem häuslichen Kreise, und wie freundlich der Brautzug war, wie die Braut, mit Spindel und Spinnrocken in der Hand, ein wahres Bild der Häuslichkeit bot, wie sie über die bekränzte Schwelle im Hause des Bräutigams gehoben wurde, wie mancher Freund sich eingefunden hatte, der theilnahm am Glücke der Brautleute, welche innigen Glückwünsche von allen Seiten kamen, wie das Haus

---

*) Tage des Unglücks (dies atri) waren bei den Römern diejenigen Tage, an welchen die Republik ein großes Unglück erlitten hatte.

wiederhallte von lustigen Hochzeitsgesängen, und wie Quintilianus die vor dem Hause versammelte Jugend unendlich dadurch erheiterte, daß er ihnen Nüsse schenkte, die aber durch allerhand Proben erst verdient werden mußten. Doch das ist in einem Lebensbilde, welches ja auf diesen Blättern verzeichnet werden soll, nicht so nothwendig. Genug Quintilianus war verheirathet und fühlte sich nun in seinem Amte erst recht glücklich. Als er einmal zufrieden und heiter von einem Spaziergang zurück kam, traf er seinen Freund Manilius. Er bat diesen, ihn zu begleiten. Das Gespräch lenkte sich bald auf das Hauswesen der Römer hin.

„Ein Haus in guter Ordnung zu erhalten," bemerkte Quintilian, „ist nicht so leicht, es gehört dazu ein besonnener und kräftiger Geist. Man möchte sagen: Ein guter Hausvater ist auch ein vortrefflicher Mann des Staates. Wer in dem kleinen Kreise sich in Achtung erhält, wer da das Rechte immer trifft, wer sich die Liebe sichert, der wird es in der Regel auch im Großen können. Das Haus ist ein Spiegel des Mannes in jeder Art. Da schau hin auf den Nero, oder auf andere römische Tyrannen, die eine Pest des Volkes waren, finden wir nicht, daß auch ihr Haus eine Stätte der Treulosigkeit, des Unrechts und der Unordnung war? Nero war in der ersten Zeit durchaus nicht das Ungeheuer, welches später so furchtbar in Rom gehaust hat; er erweckte sogar manche Hoffnung. Aber als seine unreine leidenschaftliche Liebe ihn zu Verbrechen aller Art verführte, als er sein Haus zum Sitz des Lasters und der Schande machte, da war's aus mit allen Hoffnungen. Rom hatte ihn von der Zeit an nur zu fürchten und zu verabscheuen. Gute

Fürsten sind auch in ihrem Hause geliebt und verehrt. Freilich ist daher auch zu wünschen, daß ein Jüngling nicht zu zeitig und nicht voreilig eine Haushaltung anfängt und die Griechen und andere Völker der Vorzeit hatten wohl Recht wenn sie festsetzten, daß kein Jüngling unter 30 Jahren heirathen durfte, da ja eher eine besonnene Verwaltung des Hauswesens kaum möglich sei."

Manilius. Was ist aber alle Kunst des Mannes, eine schöne Haushaltung zu führen, ohne eine würdige Frau! Sie muß die Seele des Hauses sein. Du bist wohl glücklich zu preisen, Quintilianus, du hast eine kostbare Perle gefunden.

Quintil. Noch liegen viele weibliche Edelsteine in Rom verborgen, aber tief im Staube oft; wer sie nicht sucht, und ihren Glanz nicht prüft, dem bleiben sie verborgen; der muß sich mit schlechten aber recht gut und fein geschliffenen Steinen behelfen. Ja es ist wahr, Manilius, mein Leben ist durch meine Livia um vieles reicher und schöner geworden. Nun erst fühle ich mich ganz heimisch in der Welt; nun erst komme ich mir vor wie ein ganzer Mensch. Wenn ich des Abends an ihrer Seite sitze und erzähle ihr, wie mein Tagewerk gelungen, wie meine Schüler sich freuten, und sie lächelt mir dann ihre ungeheuchelte Theilnahme zu, o da ist's als ginge der Himmel über mir auf, ich fühle dann wie die Flügel meines Geistes wachsen, und mein Streben, für die Welt zu wirken und zu schaffen, lebendiger wird; wenn ich klage über das Mißlingen eines Vortrages oder über Verkennung und Mißachtung die ich erfahren, und mich gelähmt fühle, da schlingt sie ihren Arm um mich und heitert mich auf durch witzige schalkhafte Rede, und hebt mit ihrer Heiter-

keit mich über alle Verdrossenheit hinweg; wenn mich der Zorn ergreifen will, wenn ich das Unrecht mit gar zu grellen Farben schildere, wenn ich der Römer Narrheiten verspotte und geißle, da erinnert sie mich leis an meine eigenen Vorschriften, die ich gebe; an meine Forderungen, die ich stelle; da führt sie mit ihrer Sanftmuth mich zu meinem besseren Ich zurück; und so ist sie der gute Geist, der mein Leben vervollständigt und es in der rechten Bahn erhält. Alles was ich jetzt treibe, erfasse ich inniger; ich halte es fester; die Zerstreuung der Außenwelt hat gar keine Gewalt über mich mehr. Und ich weiß ja, daß ich jetzt nicht blos für mich arbeite und sorge; ich arbeite für mein Haus, meine Familie. Die Arbeit für das eigene Leben ist eine niedere nur; ihr ist der Stempel der Selbstsucht aufgeprägt, die Arbeit für die Familie ist geweiht durch den Geist der Liebe der in ihr lebt.

Manil. Du bist ja ein begeisterter Sänger des ehelichen Glückes geworden, du redest so, daß man sich selbst verleiten lassen könnte, ins Joch der Ehe sich zu fügen. Aber die heutigen Römerinnen sind nur gar so wenig für einen glücklichen häuslichen Heerd geeignet. Sie verursachen dem Manne unendliche Kosten; sie suchen ihr Heil nur in äußerlichen Dingen, in Luxus aller Art; ihr Sinnen und Denken geht nur auf die Moden, die jedes Jahr auftauchen, und ihr Nachttisch ist mit nichts als mit Putzgeräth versehen. Dabei setzen sie ihren Stolz allein darein, daß sie schön griechisch sprechen, leidlich dichten und namentlich mit rechter Grazie tanzen können. Häusliche Arbeit verachten sie. Wo sind die Zeiten hin, wo die Königin Tanaquil mit eigner Hand dem Gatten das Kleid wob? Jetzt geht es wohl den meisten Männern,

wenn sie ihre Frauen überraschen, wie den Prinzen des Tarquinius, die ihre Weiber beim Putztische antrafen.

Quintil. Ohne Zweifel! — Doch wir sind an meinem Hause angelangt, willst du nicht einen Augenblick in meine Wohnung mit eintreten?

Manil. Herzlich gern!

Sie treten ein. Livia sitzt am Heerd und spinnt. „Da sieh die Frau des Collatinus!“ ruft Manilius dem Quintilian zu, „ich beneide dich um dein Glück!“ (Er geht auf die Livia zu um ihr die Hand zu reichen.)

Manil. Sei mir gegrüßt, Livia! Dein freundlich Bild versetzt mich in alte Zeiten zurück. Ich freue mich, einmal eine ächte Römerin gefunden zu haben!

Livia. Dein Lob beschämt mich, weil ich fühle, daß ich's nicht verdiene. Ich stehe weit zurück hinter den Römerinnen unserer Zeit. Ich bin gar arm an Künsten, arm an Gelehrsamkeit!

Manil. Beneide die römischen Frauen nicht um diese Vorzüge. Sie glänzen wohl damit in Sälen und Gesellschaften; sie führen das Wort bei den Unterhaltungen, aber ihr Haus in einen Glückstempel umzuschaffen, das erreichen sie mit all ihrer Gelehrsamkeit nicht. Du, Livia, verstehst die höchste Kunst des Weibes, die, deinen Mann glücklich zu machen, und deinem Hause liebenswürdig vorzustehen. Nimm meine ganze Huldigung!

Livia. O unser Haus ist einfach und bescheiden nur, nicht viel der Künste sind nothwendig um es zu leiten, zu regieren!

Quintil. Das Haus eines römischen Lehrers kennt freilich den Glanz eines Lucull nicht, der für jede Jahreszeit besondere Zimmer hatte, durch dessen Schlafgemach

ein Bächlein rieselte, um ihn einzuschläfern, der 200 Purpurmäntel hatte, der für eine einzige Mahlzeit ungeheure Summen ausgab.

Manil. Und doch ist Quintilianus glücklicher als Lucull! In den Palästen wohnt die Sorge und der Verdruß; in der bescheidenen Hütte die Zufriedenheit. Je länger, sagt unser Seneca, sie ihre Säulengänge machen, je breiter sie ihre Gassen ausdehnen, je tiefer sie ihre Sommerhöhlen graben, je gewaltiger sie die Giebel ihrer Speisesäle aufführen, desto mehr verdecken sie sich den — Himmel!

Quintil. Dieses Wort unseres Weisen ist von tiefem Sinn. Ein glänzendes Haus ist stets eine zweifelhafte Wohlthat der Götter. Versteht der Mensch es nicht zugleich, dasselbe mit edelm Herzen zu regieren und zu verwalten, dann kann es ihn sehr leicht zum eitlen Narren oder zum Verschwender, zum ganz gemeinen Alltagsmenschen machen. Nie habe ich die Götter angefleht um Pracht und Glanz; ich bitte sie nur um Kraft des Geistes. Mit meinen Sorgen und Entbehrungen will ich schon fertig werden.

Manil. Du stehst gesund und frohen Muthes da, Quintilianus, du hast ein Amt für welches du schwärmst, du bist geehrt, geliebt, du hast einen zufriedenen Familienkreis wie wenige; du brauchst wahrhaftig den Reichthum nicht, den Andere haben müssen, um die Leere ihres mechanisch dahinfließenden schalen Lebens nicht zu sehr zu fühlen. Wahrhaftig, du sitzest im Schooße des Glückes.

Quintil. Dank dem Allmächtigen für die gütigen Spenden, die aus seiner Hand mir zugeflossen sind! Doch es hat schon Solon gesagt: Niemand ist vor seinem Tode

glücklich zu preisen! Auch meines Lebens Sonne kann sich verdunkeln und die Tage des Mißgeschickes können herein brechen; aber ich will mein Herz in guter Zeit wappnen, daß es dann nicht erzittere!

Manil. Mag Fortuna dir nur heitere Tage senden, damit du auch ferner mit Segen wirken kannst. Großes ist dir wahrhaftig noch beschieden. Du bist der Stolz und die Säule der römischen Lehrerwelt, und gewiß werden die Schulen noch durch dich zu einem schönen Ziele gelangen.

Quintil. Du reichst mir süßen Trank, der mich laben könnte, wenn ich den rechten Magen dafür hätte. Aber Niemand kennt seine Schwächen besser als ich; nur wenig habe ich bis jetzt gethan; nur Hoffnungen sind es, die mich glücklich machen! — Hier wurde das Gespräch abgebrochen durch das Hereintreten eines Schülers, der zum Quintilian kam, um ihn um Rath und Belehrung bei einem seiner Werke zu bitten, welche der freundliche Rhetor immer in der liebenswürdigsten Weise ertheilte.

15. Capitel.

> Die Erziehung ist das Vornehmste unter den besten Gütern, und darf deshalb nie vernachlässigt werden.
>
> Plato.

Von der bescheidenen Wohnung des Quintilian mag uns der Leser nach dem Palatinusberge folgen, wo der kaiserliche Palast, das Palatium, stand. Der ganze Palast erinnert an die namenlose Verschwendung eines Nero. Aber er erinnert eben nur daran, denn bereits Otho und Galba und Vitellius haben ihn so mancher Kostbarkeiten beraubt, um Geld zu machen, und Vespasianus hat sogar

einige Nebengebäude wegreißen lassen, und ihn bedeutend vereinfacht. Treten wir in ein Zimmer dieses Palastes ein, welches nach einer Seite zu liegt, wo ein wahrer Wald von Lorbeer- und Eichenbäumen steht. Auf eine dieser Eichen war dem Augustus zu Ehren eine Bürgerkrone mit der Umschrift: ob servatos cives, gesetzt. In dem reizend gelegenen Zimmer hat sich ein Mann von seiner Schlummerstätte erhoben und geht, nachdem er angekleidet ist, sinnend auf und nieder. Es ist der Kaiser Vespasianus. Fast jeden Morgen saß er bei Zeiten an seinem Arbeitstische. Manchmal empfing er sogar im Bett, oder gab Audienz während er sich ankleiden ließ. Heute hatte er einen Mann zu empfangen, der zu seinen ersten Rathgebern gehörte. Es war der Consul Mucianus, welcher auch nicht lange auf sich warten ließ, und zur bestimmten Stunde in des Kaisers Zimmer trat. „Nun, Mucianus", sprach der Kaiser nach einigen Worten der Begrüßung, „werden wir Rom nun bald gereinigt haben von den elenden Müßiggängern, von den unnützen Philosophen, welche die Zeit vergeuden mit ihren Grübeleien, und dem Volke Dinge in den Kopf setzen, die es niemals glücklich machen werden. Die ächte Kunst und Wissenschaft ist mir immer willkommen. Dem tragischen Schauspieler Apollinar und dem Dichter Salejus*) habe ich daher gern Geschenke bewilligt, und auch die ächten stoischen Philosophen, die eine edle Denkart dem Volke einpflanzen, werde ich hoch halten.

Mucianus. Auch die meisten Stoiker sind wie die

---

*) Dem Dichter Salejus schenkte Vespasian 500,000 Sesterz. (99,400 Franken).

Cyniker nichts mehr als eingebildete Prahler. Jeder, der sich einen Bart wachsen läßt, die Augenbraunen hinaufzieht, den Lumpenmantel umwirft und baarfuß geht, dünkt sich gleich ein Philosoph, ein Held, ein Tugendmuster und trägt die Nase hoch, wenn er auch, wie das Sprüchwort sagt, sich weder auf die Feder noch auf die Kunkel*) versteht. Jedermann sehen sie über die Achseln an; der Vornehme ist ihnen ein Einfaltspinsel, der Niedere ein feiger Wicht, der Schöne ein Wüstling, der Häßliche ein Muster der Schönheit, der Reiche ein Egoist, der Arme eine Sclavenseele, und so stellt sich Alles in ihrem wunderlichen Geiste auf den Kopf.

Vespasianus. Fort mit ihnen aus meinem Staate! Ich will gesunde Bürger haben, die mit ihrem Geiste und Herzen nicht spielen, sondern wahrhaft segensreich wirken. Doch das war es nicht, was mich bewog, mit dir heute zu verkehren. Ein neues Werk beschäftigt mich jetzt Tag und Nacht. Manches Gesetz haben wir den Römern gegeben, und auch mit Nachdruck seine Geltung durchgesetzt. Der erschütterte und gesunkene Staat hebt sich wieder. Aber die weisesten Gesetze sind ohnmächtig, wenn das Volk nicht reif für sie ist, wenn es dem Geiste, der im Gesetze lebt, nicht mit dem eigenen aufgeklärten und gebildeten Geiste entgegen kommt. Ich will und mag nicht der Hebel einer Staatsmaschine sein, die mechanisch dahin leiert. Ich will die geistige Frische der Römer wieder anbahnen. Mucianus, wie sieht es aus mit unsern Schulen?

Mucianus. Es sind nur wenige in Rom vorhanden; und diese wenigen sind Privatschulen; in welchen

---

*) Spindel.

nicht viel geleistet wird. Oeffentliche Schulen könnten eine Wohlthat für das Reich werden; aber ich glaube, es wird an Geld dazu mangeln.

Vespasianus. O welch ein trauriger Einwand, dessen du dich schämen magst! War nicht Geld da, als wir das Reichsarchiv wieder herstellten, als wir den Friedenstempel bauten, das Amphitheater mitten in der Stadt anlegten, das Capitol erneuerten, und das Marcellische Theater ausschmücken ließen? Wenn es so steht, daß wir für den Unterricht und für die Erziehung der Römer kein Geld mehr haben, so will ich lieber alle die Paläste, die wir gebaut, verkaufen und zu Gelde machen! Schämen müssen wir uns dieser Werke, wenn wir den Bau, der höher steht, der bis zu den Wohnungen der Götter reicht, die Volksbildung, vernachlässigen oder wenigstens lau betreiben. Und ist denn nicht so Manches geschehen, um die Finanzen zu heben! Ich kann nicht glauben, daß mein Werk an Mangel des Geldes scheitern sollte.

Mucianus. Ich weiß auch nicht, ob die Gründung neuer Schulen nicht sehr vorsichtig betrieben werden muß. Die allzugroße Aufklärung schadet oftmals; das Volk wird dadurch aus seiner einfachen Bahn auf falsche Wege geleitet, es setzt den Prüfstein dann an Dinge, die es doch nicht fassen kann, wird unzufrieden, fängt an zu murren gegen die Gesetze —

Vespasian. Doch läßt es sich auch belehren, überzeugen, wenn es denken gelernt hat. Das dumme und niedergehaltene Volk lernt keine Ueberzeugung; es folgt entweder blind, oder reißt sich von der Kette los und wüthet dann verzweiflungsvoll gegen seine Dränger und zuletzt

gegen Alles, selbst gegen die besten Gesetze des Staates. Geht mir doch mit eurer Furcht vor der Aufklärung. Als ich die Majestätsgerichte abschaffte, als ich das geheime Spionenwesen unterdrückte, schon damals habt ihr mir ins Ohr geraunt, ich zöge mir ein Sicherheitskissen unter dem Kopfe weg. Thorheit, nichts als Thorheit war es! Meine Römer stehen jetzt freundlicher als je zu mir; da ich die Schmeichler und Spione verbannt, so treten die braven und freien Bürger mir näher, und in ihrer Liebe und ihrem Vertrauen sehe ich mehr Schutz als in allen traurigen Maßregeln meiner Vorgänger. Habe ich die Liebe meines Volkes, dann schadet mir auch das unbesonnene Wort eines Uebelgeleiteten nicht so viel, ich will es gern ertragen; und wenn selbst ein Cyniker wie Demetrius es nicht der Mühe werth hält, mich zu grüßen, so läßt mich dies sehr kalt, da ich weiß, daß ich nicht der eitlen Ehre wegen auf dem Throne sitze. — Daß aber ein gesunder freier Bürgerstand überall sich bildet, dazu müssen die Schulen und die Lehrer helfen. —

Mucianus. Schulen verlangen, wenn sie nützen sollen, eine außerordentliche Ueberwachung.

Vespasian. Geh! das ist der alte Argwohn, der noch immer in den Köpfen spukt. Schulen, die überwacht werden müssen, sind mir traurige Anstalten. Damit werden wir Rom nicht heben. Gefährliche Dinge überwachen wir, wobei uns das Mißtrauen und der Argwohn leitet. Rechnest du aber die Schulen dazu, so wird selbst das Wächteramt nicht viel nützen, ihr müßtet denn einen Spion anstellen bei jeder Schule, der an den Wänden horchte, ob der auf dem Katheter etwa ein Wort ausspricht, wobei man ihn fangen könnte. Nein Freund, ich will Schulen

haben, in denen der ächte Geist der Liebe zu Volk und Vaterland und die Ehrfurcht vor den Göttern wohnt; und dieser Geist muß ein freier, ein natürlicher sein; dann wird er sich aufschwingen, dann wird er Wurzel schlagen, dann wird er Eifer und Streben erzeugen; dann ist die ängstliche Ueberwachung eine Sünde, nur Schutz und Schirm brauchen solche Schulen, und den will ich schon gewähren. — Ich kenne die Verhältnisse der römischen Lehrer. Ich weiß wie sie gedrückt einher gehen. Das gefällt mir nicht. Nicht mit gesenktem Kopfe, mit freier offner Stirn will ich die Lehrer sehn. Ich weiß daß einige unter der frühern Regierung viel gelitten haben; sie sind erfüllt von geheimen Ingrimm, aber ich will ihnen denselben nehmen durch mein Interesse an ihrer wichtigen Wirksamkeit und durch meine Sorge für ihr Wohl. Ich will überhaupt freiere Anschauungen über meine Regierung im ganzen Stande der Gelehrten anbahnen. Nie soll es wieder vorkommen, daß ein Mann wie Curiatius Maternus wegen der Worte eines Trauerspiels verfolgt wird. Weinen könnte ich noch heute darüber. — Aber um meinen Plan von den Schulen ausführen zu können brauche ich einen Mann, der Kopf und Herz für die Volksbildung hat, und mir in rechter Weise hilft.

Mucianus. Es giebt einen solchen in Rom. Er sucht als Rhetor seines Gleichen und lebt ganz seinem Amte.

Vespasian. Du meinst den Quintilian; wahrhaftig, er ist der rechte Mann, den ich brauche. Die angetragene Quästorstelle schlug er aus, und zog den unsichern Pfad eines Lehrers vor. Ich habe ihn schon damals als einen

ächten Römer erkannt. Er muß eine aufrichtige Liebe zur Volkserziehung haben. Was trägt ihm sein Amt ein?

Mucianus. Gewiß nur wenig. Sein Hauswesen ist sehr einfach; doch ist er immer heiter und fröhlich.

Vespasianus. Also ein ächter Stoiker! Schon gut! Als das Capitol wieder hergestellt wurde, da habe ich mit Freuden die erste Hand ans Werk gelegt, und einen Theil des Schuttes hinweg getragen; auch bei dem Werke der Hebung der Schulen und des Lehrstandes lasse ich mir den ersten Angriff nicht nehmen. Ich werde zuerst für den Quintilian sorgen. Er soll morgen bei mir erscheinen. Bei einer als gut erkannten Sache zu eilen das ziemt dem Manne den man mächtig nennt. Mucianus entfernte sich nach mehreren Auseinandersetzungen, die er dem Imperator über Verwaltungssachen machte, und Vespasianus ging darauf wieder auf und nieder in seinem Zimmer, und erfreute sich an seinem neuen Plan. „Auf meinem Stammgute", sagte er leise vor sich hin, stand eine Cypresse, die eines Tages niedergestürzt und umgerissen dalag, sich aber bald wieder erhob, und mit neuer Frische grünte. Man deutete es vielfach auf mein Leben. Ich will es auch deuten und zwar auf die Schule und ihr Werk. Auch sie soll wie die Cypresse auferstehen, neues Leben bekommen, und erstarken zu einer Burg des wahren Wohles meiner Unterthanen!" Vespasianus ward gestört in diesem Selbstgespräch durch einen neuen Empfang. Ein Soldat trat ein. „Gestatte mächtiger Imperator!" hub er an, „daß ich den innigsten Dank dir ausspreche für die erhaltene Befehlshaberstelle bei der Reiterei." Vespasianus hatte den jungen Römer eine zeitlang betrachtet und gar nicht seine

Freude an ihm entdeckt. Seine Haltung war eine unnatürliche und seine Kleidung duftete von Wohlgerüchen aller Art. Der Kaiser trat, nachdem der Bittsteller ausgesprochen, an denselben heran, und erwiederte ihm ziemlich unwillig: „Ich wollte du röchest lieber nach Knoblauch als nach solchen Salben *). Ein Soldat muß nicht so eitel sein, muß seinen Körper abhärten, aber nicht einbalsamiren. Ich werde die Stelle anders besetzen, sie könnte dir die Zeit rauben zu deinem Putz. Verstanden?" Wie vom Blitz getroffen ging der junge Befehlshaber aus dem Zimmer, aber Vespasianus setzte sein Selbstgespräch fort. „Narren, solche weibische Narren unter den Soldaten, das ist beklagenswerth. Aber auch diese Thorheit soll ausgerottet werden. Mehr noch kränkt es mich freilich, daß mein Heer, welches allerdings an Kühnheit und Tapferkeit gewonnen hat, zum Theil auch muthwillig, roh und ausschweifend geworden ist. Aber die strenge Mannszucht, die ich eingeführt habe, wird die Soldaten schon in die richtige Bahn lenken. Doch auch die Sitten des Volkes will ich mit Hülfe der Schulen zu bessern und zu heben suchen, und durch mein eignes Beispiel meine Anordnungen bekräftigen; das wird mir, hoffe ich, bei der Nachwelt mehr Ruhm bringen, als meine Abstammung von dem Gefährten des Herkules, womit sich einige meiner Schmeichler lächerlich machen, denen ich die leichte Zunge noch nicht habe binden können.

Der Kaiser empfing noch verschiedene Beamten, und ging dann nach einer kurzen Bewegung im Freien nach dem Bade, welches er regelmäßig besuchte.

---

*) Sueton, Vesp., 8. Cap.

16. Capitel.

Generosos animos labor nutrit.
Seneca.

Am folgenden Tage wanderte Quintilianus nach dem kaiserlichen Palaste. Er kannte die Veranlassung seiner Vorladung nicht, und es gingen ihm mancherlei Gedanken durch den Kopf. Doch schritt er unbekümmert, wie es einem reinen Gemüthe eigen ist, in den Palast hinein. Bald stand er vor Vespasianus. Es ist etwas Herrliches zwei edle Männer bei einander zu sehen. Da stand der Mann mit kräftigem Körper und mit ernst denkender Miene, der die Feinde des Vaterlandes vertrieben und auch die innern Schäden Roms zum größeren Theil geheilt hatte, und vor ihm der Mann mit dem freundlichen Auge, mit der heiteren Stirn, dessen Eroberungen sich auf die Herzen der Jugend bezogen; da stand der Mann, der auf dem Kaiserthron noch ein Mensch zu sein verstand, und der Mann, der auch vor dem Kaiserthron sich seiner eignen Würde bewußt war und blieb; und wenn zwei solche Männer sich begegnen, da regiert nicht lange der Etiquettenzwang, da ergeht man sich nicht in heuchlerischen Phrasen, da giebt es einen Handschlag der herrlich klingt, weil ein Zusammenschlag der Herzen ihn begleitet. Wenn Großes und Erhabenes zwei ächte Männer einigt, dann gilt der Abstand zwischen ihnen, den zufällige Lebensumstände herbei geführt haben, nichts mehr; dann füllt eine edle Begeisterung die Kluft aus, die sonst sich zwischen beiden aufthut.

Vespasianus reichte dem Quintilianus in der herzlichsten Weise seine Hand. Nach kurzer Begrüßung sprach

dieser: „Du hast mich rufen lassen, gnädigster Kaiser, ich bin erschienen, um deine Befehle zu vernehmen.“

Vespasianus. Nicht Befehle, nur Bitten habe ich an dich zu richten. Einen Rath sollst du mir darüber ertheilen, wie wir die Erziehung und den Unterricht der Römer heben und fördern können. Die Dienste für den Staat als Quästor hast du abgelehnt; die Dienste für die Schule wirst du nicht von dir weisen.

Quintil. Mein hoher Gebieter, ich bin zu Allem bereit, was Erziehung und Unterricht fördern kann, und werde es als mein höchstes Glück ansehen, wenn es meinen schwachen Kräften gelingen sollte, deine edlen und großen Pläne zu unterstützen.

Vespasianus. Ich bin von deiner Begeisterung überzeugt. Sieh, unser Rom hat in den letzten Kriegen unendlich viel gelitten. Viele Denkmäler des Fleißes sind zerstört worden; doch ist auch manches aus den Trümmern neu auferstanden. Die Stadt prangt wieder in frischem Glanze. Aber was nützet alle Pracht, wenn sie nicht von wahrer Bildung begleitet ist. Und die wahre ächte Bildung gedeiht nur in einem freien Staate, wo das Recht in Ehren steht, wo die Gesetze mehr als die Personen gelten, wo die Herzen ohne Zwang und Furcht sich erheben können. Dafür habe ich zu sorgen gesucht.

Quintil. Das Volk hat deshalb dich längst als seinen besten Freund, als Vater und Beschützer erkannt, und in aller Herzen lebt Verehrung und Liebe für dich.

Vespasianus. Aber Alles, was ich bis jetzt gethan, war halbe Sache. Ich weiß wohl, daß gute Schulen das Vaterland besser schützen als selbst das größte Kriegs-

heer; ich weiß, daß die Saat, die ich angefangen habe, nur dann Früchte tragen wird, wenn der Lehrerstand mit ganzer Begeisterung für seine Aufgabe lebt, und mich in der Sorge für Bildung unterstützt. Ich will daher mehrere neue Schulen gründen und Lehrer anstellen lassen. Du sollst die Schulen einrichten, sollst die Lehrer auswählen. Es ist schwer einen guten Staatsbeamten zu erkennen; noch schwerer den tüchtigsten Jugendlehrer überall herauszufinden, weil die Stelle der Prüfung hier tief im Innern des Geistes verborgen liegt.

Quintil. Ich werde nach ächten Lehrern forschen, wie man eine Perle sucht. Aber freilich sie sind selten. Wer soll auch mit Freude diesem Stande sich widmen? Er wird zu sehr mit Füßen getreten in Rom; der Lehrer wird als Sclave behandelt; man belohnt ihn spärlich; man hat wenig Auszeichnung für ihn, man hält ihn der Ehre nicht werth, die ein anderer Beamter in Ueberfluß erhält, der weit unwichtigere oder wenigstens viel leichtere Dinge treibt. Kein Wunder also, gnädiger Kaiser, daß selten ein wahres und großes Talent sich dem Unterricht widmet und daß so wenig für ihren Beruf begeisterte Lehrer in Rom zu finden sind.

Vespasianus. Niemand bedauert dies mehr als ich. Aber was helfen Worte und wenn sie noch so tief aus dem Herzen kommen! Das Werk will fürstliche Thaten. Sie sollen nicht fehlen. Der Staat ist zwar sehr erschöpft worden in den Unglücksjahren. Aber ich habe angefangen den Luxus an meinem Hofe zu beschränken, ich werde darin fortfahren. Man nennt mich geizig. Aber die Verwendung des gewonnenen Geldes soll mich von diesem Vorwurf freisprechen. Die Lehrer deiner Wahl,

Quintilianus, sollen gut besoldet werden; darauf gebe ich dir mein Manneswort. Aber Eins nur bedinge ich mir aus. Ich will Schulen, die fürs Leben vorbereiten; nicht Schulen, die sich in allerhand unnützem Kram gefallen.

Quintil. Die Privatschulen Roms sind freilich noch keine Lebensschulen. Das sehen wir an dem, was sie treiben. Fragt man dabei was der zukünftige Beamte, der Bürger, der Richter am nothwendigsten wird haben müssen? Nein! Die Knaben üben sich an Dingen, die ihrem Geiste fern liegen, oder sie in der Blüthe vergiften. Sie reden über die unnatürlichsten Verbrechen, über die öffentlichen Frauenzimmer; über tausend Dinge, die ihnen den Kopf verdrehen. Aber die Lehrer sind daran nicht schuld, sie müssen mit rasen, sie müssen einstimmen in den schlechten Geist der Zeit, wenn sie nicht leere Classen haben wollen. Anders, ganz anders wirds sein, wenn wir öffentliche Schulen haben, die nicht von dem Winde der Außenwelt abhängen. Dann wollen wir einen Geist in ihnen schaffen, der veredelnd auf die Zeit zurückwirken soll, der die rechte Liebe zu Fürst und Vaterland erhalten und mehren wird. Gute Schulen sind eine große Macht, wenn man sie nur frei wirken läßt.

Vespasianus. Ohne Zweifel! Wohlan denn, Quintilianus, gehe ans Werk und schaffe lebenskräftige Schulen; meines Schutzes, meiner Fürsorge sollen sie gewiß sein. Dir selbst, der du schon manches Jahr wie ein Held unverdrossen in deinem Amte gelebt hast, möchte ich einen kleinen Beweis meiner Anerkennung geben, und dadurch deinen Muth zu erhalten suchen; ich ernenne dich

zum Professor der Beredtsamkeit mit Besoldung aus der Staatskasse.

Quintil. Wie soll ich dir dafür danken, gnädigster Kaiser; solcher Güte fühle ich mich nicht würdig. Mein Wirken liegt bis jetzt weit hinter meinen Plänen zurück; doch so weit meine Kraft reicht, werde ich als Mann rüstig vorwärts schreiten. Wer sollte auch nicht, gerufen und geleitet von dir, mit Freude jedes Opfer bringen. Nicht schmeicheln darf ich dir, ich weiß es; aber ich spreche nur eine Wahrheit aus, wenn ich sage, daß du deinen Namen für alle Zeiten unsterblich gemacht hast. Die Feinde haben vor dir gezittert, die Schmeichler sich vor dir bereits verkrochen*), die eitlen Philosophen und Narren schämen sich vor deiner ächten Lebensweisheit; aber die Lehrer, die du erheben und herausreißen willst aus ihrem Elende, sie werden dich segnen, sie werden das erheiterte und von Thränen befreite Auge zu den Göttern richten und Alles Heil für dich und dein Haus erflehen!

Vespasianus. Laß uns innig vereint ans Werk nun gehen, und wenn es der Götter Wille ist, so wird man unser Rom nicht nur wegen seiner Paläste und Reichthümer, sondern bald auch wegen seiner guten Schulen ehren.

Quintil. Der gnädige Zeus erhalte und schütze dich noch lange zum Wohle des Römerreiches!

Quintilian nahm Abschied von dem Kaiser, aber was in seiner Seele vorging, als er die hohe Treppe des Palastes

*) Vibius Crispus und Eprius Marcellus waren zwei berüchtigte Schmeichler und Angeber, wurden aber von dem Vespasianus mit Verachtung gestraft.

hinabstieg, kann keine Feder schildern. Es war ihm, als sollte er hinunterfliegen, so leicht und schwungvoll war es ihm im Herzen. Kaum ahnte der edle Kaiser, wie mächtig er in das Herz des Rhetors gegriffen hatte. Himmel, wie leicht wird es den Großen der Erde, ein Gemüth zu beseligen, wenn sie nur einigermaßen von dem Standpunkt ihrer Erhabenheit herabzusteigen und Mensch zu sein verstehen. Hatte Vespasianus verloren, daß er so offen und so traut mit einem Lehrer des Volkes sprach? Nein, aber Quintilianus hatte gewonnen, war reicher an Muth, an Lust, an Freudigkeit, an Selbstgefühl geworden. Die Freundlichkeit des Kaisers hatte ihn erfreut; aber die Aussicht auf die nahe Hebung des Unterrichts hatte ihn wahrhaft beseligt.

Bald ging er rüstig an sein Werk. An vielen Orten Roms legte er Schulen an, und sandte dann die besten Grammatiker und Rhetoren hin. Das schöpferische Leben in einer so segensreichen Sache erhob ihm mächtig das Herz, obgleich es mit vieler Mühe verbunden war. Und mit welcher Freundlichkeit und Liebe führte er die Lehrer in ihr Amt ein, wie aufrichtig ermahnte er sie zur Treue und zur Ausdauer in ihrem schweren Berufe. Oft versammelte er einige in seinem Hause und sprach mit ihnen in theilnehmender Weise über den Erfolg ihrer Thätigkeit. Den Verzagten ermunterte er, indem er ihn auf die Größe und Herrlichkeit des Lehramtes hinwies; den Aengstlichen richtete er durch freundliches Lob auf; den Begabten feuerte er durch sein erhöhtes Zutrauen noch mehr an, und um alle suchte er das Band der innigen Eintracht zu schlingen; sie sollten sich durch ihre Wirksamkeit selbst wahrhaft lieben lernen. Freunde, sprach er

oft, wenn ihr euer schönes Werk, die Jugendbildung, liebt, dann werdet ihr euch auch alle als Werksgenossen lieben; achtet ihr freilich die Sache nicht hoch, dann gilt euch auch der Genosse nichts. Das seht ihr an den gewöhnlichen Künstlern, an den Gauklern und Schauspielern; sie sind erbittert auf einander, die Liebe zu ihrer Kunst schafft keine gegenseitige Neigung bei ihnen; im Gegentheil der Ehr- oder Geldgeiz ist die finstere Macht, der sie bei ihrem Werke huldigen, und die sie ewig auseinanderreißt. Ein Lehrer des Volkes soll gemeine Leidenschaften nicht kennen, er soll nur für sein Amt und seine erhabene Aufgabe schwärmen. — Doch kam es wohl auch, aber selten vor, daß er in heftigen Unwillen gerieth. Er liebte die Offenheit und Wahrheit; und Lehrer, die im Heuchlergewande einher schlichen, verdammte er zwar nicht, aber er ließ manch hartes Wort gegen sie fallen. Heuchler, sprach er oft, sind die Gespenster des Menschengeschlechts. Man kann nichts mit ihnen anfangen, nichts ihnen anvertrauen; sie sind nur auf der Welt, um zu ängstigen, um zu beunruhigen. Laßt meine Freunde, ich bitte euch dringend, nie in euren Schulen die Wahrheit und die Liebe fehlen, und es wird Alles gut gehen.

Zu verschiedenen Zeiten besuchte er die Schulen selbst, und überzeugte sich, ob der rechte Geist in ihnen lebte. Vespasian hatte seine innige Freude über seine Wirksamkeit, und seine Achtung für ihn erhöhte sich fort und fort, zumal da Quintilian auch durch seine Vorträge über die Beredtsamkeit immer neue Triumphe feierte.

17. Capitel.

Pectus est, quod disertos facit —

In der vierten Region der alten Römerstadt stand ein prachtvolles Gebäude, der Friedenstempel genannt. Vespasian hatte ihn erbaut und er war eine zeitlang der schönste und reichste Tempel in Rom. Es war bei demselben eine Bibliothek angelegt, und die Gelehrten Roms hatten öfters Versammlungen dort. Im Jahre 80 machte eine ganz besondere Angelegenheit diesen Tempel äußerst belebt. Vespasianus hatte einen Wettstreit angeordnet unter den Rednern, und dem Sieger eine Belohnung zugesagt. Es erschienen Mehrere, die den Streit um die Palme wagen wollten. Unter ihnen war auch Quintilian. Man sprach über die Frage, ob ein Redner auch ein schlechter Mensch sein könne, oder ob ein edler Geist die Hauptbedingung bei der Beredtsamkeit sei. Quintilianus errang den Sieg. Er hatte viele Gegner und oftmals schien es, als sei er der Besiegte, aber der Schluß seiner Rede brachte ihm alle Herzen entgegen und auch den Preis. Nur ein Bruchstück seiner Rede setzen wir hierher:

„Es ist und bleibt nichts klarer, als daß ein Redner ein rechtschaffener Mann ist, der die Kunst zu reden versteht, wie ihn schon Cato charakterisirt hat. Rechtschaffen muß er durchaus sein; denn es wäre doch wahrhaftig für den Staat und das öffentliche Wohl traurig, wenn die Beredtsamkeit auch so leicht in einem bösen Gemüthe sich ganz und gar entwickelte; und ich selbst, der ich mich mit meinen schwachen Kräften soviel als möglich um diese Kunst verdient zu machen gesucht habe, würde mich tief beklagen, daß ich meine Rüstung, an der ich gearbeitet,

vielleicht für einen Straßenräuber, nicht für einen edlen Krieger gemacht hätte. Doch an mich will ich gar nicht denken. Die Natur selbst würde, indem sie uns dies ganz besondere Geschenk der Sprache verlieh und uns vor andern Geschöpfen auszeichnete, als Stiefmutter an uns gehandelt haben, wenn sie die Gabe zu reden zur Mitgenossin des Lasters, zur Feindin der Unschuld, zur Unterdrückerin der Wahrheit gemacht hätte. Ich gehe noch weiter. Ich sage nicht blos, daß Einer, der Redner sein will, auch ein rechtschaffener Mann sein müsse, sondern auch, daß Niemand Redner werden könne, als nur der rechtschaffene Mann. Nehmen wir an, daß Jemandem die Bahn des Lasters und der Tugend gezeigt ist. Wenn derselbe nun lieber den schlimmen als den guten Weg wählt, werden wir ihm gesunden Verstand zuschreiben? Wenn wir sehen, wie er sich durch jeden unvorhergesehenen Ausgang seiner Bosheit oftmals den härtesten Züchtigungen der Gesetze, dem Verluste seiner Ehre, immer aber den Qualen eines bösen Gewissens unterwirft, können wir ihm da Klugheit zutrauen? Daher sagen nicht blos die Philosophen, sondern auch die Ungelehrten, daß Niemand ein boshafter Schurke sein kann, ohne zugleich ein Narr zu sein. Ein Narr aber kann niemals ein guter Redner werden. Soll übrigens der Mensch fähig sein, das schönste Studium recht zu treiben und sich in dasselbe hineinzuleben, so muß er sich nicht von andern Gedanken, selbst nicht von schuldlosen, zerstreuen lassen; vor allem aber darf seine Seele nicht ein Heerd des Lasters sein, weil die bösen Gedanken, die das Laster anregt, sich niemals mit den guten vertragen, wie ja auch nie ein Mensch gut und böse zugleich sein kann. Gewiß, nur dann, wenn

Friede und Ruhe in der Seele ist, kann der Mensch seine Augen fest und sicher auf das Ziel richten, dem er nachstrebt. Wenn ferner übertriebene Pflege des Körpers, bekümmerte Sorge um das Hauswesen, Lust zur Jagd, tagelanges Abwarten der Schauspiele, dem Studiren und Ueben viel Zeit rauben (denn die Zeit, welche man einem andern Geschäfte opfert, bleibt fürs Studium doch verloren), welche Opfer werden dann erst Wollust, Habsucht, Feindseligkeit verlangen, da die durch solche Leidenschaften aufgejagten Gefühle und Gesinnungen sogar den Schlaf und die Träume der Nacht beunruhigen. Denn nichts ist so geschäftig, so zerfahren, so veränderlich, mit so vielen und sich ganz widersprechenden Neigungen und Trieben zerschnitten und zerrissen, als ein böses Herz. Wenn es sich im Geheimen mit List und Tücke rüstet, so wird es durch schadenfrohe Hoffnungen oder durch Sorgen und Mühseligkeiten aller Art verzerrt; und tritt es die Bahn des Verbrechens an, so folgt ihm die Angst, die Reue und die Furcht vor Strafe nach, und foltern und quälen es. Wo bleibt in einem solchen Herzen Raum für die Wissenschaft oder für die schönste Kunst übrig? Wahrhaftig, es ist dafür nicht mehr Raum da, als für die Früchte in einem mit Dornen und Disteln überschütteten Lande. Und ist denn nicht zur Ertragung der Arbeit eines Gelehrten die Mäßigkeit unentbehrlich? Was steht denn von Unzucht und Schwelgerei zu hoffen? Schärft und erhöht nicht eine edle Liebe zur Ehre und zum Ruhme die Lust und Ausdauer beim Studiren? Was ist aber dann von einem Menschen zu erwarten, der durch sein Leben seine Ehre, seinen guten Ruf mit Füßen tritt? Es ist Jedermann bekannt, daß der größte und schönste

Theil der Rede sich mit der Entwickelung des Guten und Billigen, mit der Enthüllung der Wahrheit, mit der Schilderung und Anpreisung der Tugend beschäftigt; aber niemals wird ein böser, ungerechter, lasterhafter Mensch über diese hohen Güter mit schuldiger Würde, mit tieffühlendem Herzen sprechen können. Doch ich will einmal zugeben, daß der rechtschaffene Mann und der schlechte Mensch, was übrigens kaum vorkommt, ganz gleiche natürliche Anlagen, gleichen Fleiß, gleiche Geschicklichkeit im Reden zeigten; aber dennoch wird unter beiden derjenige der vollkommenste Redner sein, welcher auch der beste Mensch ist; denn vollkommen ist nichts, was nicht in jeder Hinsicht das Beste ist. Freilich stehen viele in dem Wahne, es komme hier bei der Beredtsamkeit auf Genie, Fleiß, Geschicklichkeit allein an, und das Leben des Menschen sei gar nicht in Betracht zu ziehen. Auch diesen Wahn muß ich zurückweisen. Niemand kann leugnen, daß ein ächter Redner wünscht, daß Dasjenige, was er vorträgt, dem Zuhörer als wahr und edel erscheine. Wird nun der rechtschaffene Mann oder der böse leichter den Hörer davon überzeugen? Gewiß der erstere! Er wird vor allen Dingen nur, was wahr und edel ist, vortragen, und sollte er auch einmal im Diensteifer eine Sache vertreten und vertheidigen müssen, die in der That nicht als ganz edel gelten kann, so wird ihm wenigstens noch mehr Vertrauen entgegen kommen als dem schlechtgesinnten. Allein den bösen Menschen schlägt ihre Verstellungskunst auch sehr oft ganz fehl; theils denkt man schon verächtlich von ihnen, und achtet wenig auf ihre falschen Geberden; theils gelingt es ihnen auch schlecht, die Tugend, welche sie doch nicht kennen, zu heucheln. Sie tragen

ihre Sache in der Regel auch unbescheiden vor, und behaupten sie mit Unverschämtheit und unanständiger Hartnäckigkeit, und ihre ganze Mühe ist trotzdem vergeblich. Dabei haben sie die größten Hoffnungen und bilden sich erschrecklich viel ein, wie im gemeinen Leben so auch bei ihren Reden. Aber das Mißtrauen verfolgt sie selbst dann, wenn sie die reine Wahrheit reden; man sucht immer irgend etwas Niedriges, Gemeines hinter ihren schönsten Worten, und so kommt es, daß ein schlechter Anwalt als das Merkmal einer ungerechten Sache angesehen wird. Doch da sehe ich, wie sich eine ganze Schaar gegen mich verschwört und mir entgegen schreit: So wäre also Demosthenes kein Redner gewesen, da er ja von böser Gemüthsart war; eben so Cicero nicht, da auch sein Charakter viel Tadel erfahren hat? Jede Antwort darauf kann mir Haß erwecken; doch will ich frei die Wahrheit aussprechen, wie ich sie erkannt habe. Demosthenes scheint mir so großen Tadel gar nicht zu verdienen; und ich kann nicht glauben, was seine Feinde sagen, wenn ich seine überaus schönen Anstalten im Staate, und das rühmliche Ende seines Lebens lese. So ist auch dem Cicero in keiner Weise das Bestreben abzusprechen, der beste Bürger zu sein. Beweise dafür sind: sein so rühmlich verwaltetes Consulat, sein untadelhaftes Betragen in der Provinz, sein Widersetzen gegen die in Vorschlag gebrachten Zwanziger, sein weder durch die traurigen verderblichen Bürgerkriege noch durch Furcht und Hoffnung niedergebeugter Muth und sein unwandelbarer Vorsatz, sich immer zur besten und edelsten Partei zu schlagen. Denen, die ihn für zu wenig beherzt hielten, hat er selbst trefflich geantwortet, wenn er sagt, er sei nicht furchtsam in Ueber-

nehmung, sondern bei vorsichtiger Abwendung der Gefahren. Das zeigte er auch durch die edle Standhaftigkeit, mit welcher er den Tod ertrug, dem er nicht entgehen konnte. Aber ist auch diesen Männern nicht die höchste Tugend zuzuschreiben, so halte ich sie doch für ächte Redner, eben so wie die Stoiker ihren Zeno, Cleanth, Chrysipp für große verehrungswürdige Männer halten, obgleich dieselben nicht die Höhe erlangten, welche die menschliche Natur überhaupt erreichen kann. Freilich hätte auch Cicero, wenn ihm ein längeres Leben und ein ruhigeres Alter vergönnt gewesen wäre, noch manchen Fehler seiner Rede gewiß abgeschnitten, so wie er ja auch in der letzten Zeit seinen jugendlichen Ueberfluß um vieles abgedämmt hatte. Ich will auch durchaus nicht leugnen, daß allerdings in der langen Ewigkeit, die vor uns liegt, sich wohl noch ein Mann finden kann, der es weiter bringt wie Demosthenes und Cicero. Aber ich komme noch einmal auf meine Behauptung zurück, daß ein böser Mensch, wenn er auch die allerglücklichsten Talente zur Beredtsamkeit hat, doch kein vollkommener Redner sein kann. Nicht jedem, der eine rasche und derbe Faust hat, kann ich den Namen eines Tapfern beilegen, weil ohne Tugend keine Tapferkeit sich denken läßt. Hat denn nicht der, dem man die Vertheidigung und Besprechung wichtiger Angelegenheiten aufträgt, Redlichkeit nöthig, die kein Geiz bestechen, keine Parteilichkeit verjagen, keine Furcht erschüttern kann? Oder sollen wir den Verräther, den Parteigänger, den Chikanemacher mit dem heiligen Namen des Redners beehren? Rechtschaffenheit ist schon für einen mittelmäßigen Anwalt nöthig, wie vielmehr für den vollkommensten Redner. Wenn ich einen solchen zu bilden

mich bestrebe, so denke ich freilich nicht an eine gewisse Art Gerichtsdiener, oder um Lohn gedungene Sprecher, oder um mich härterer Ausdrücke zu enthalten, an unnütze Prozeßschlichter, oder solche Leute, die der gemeine Haufe Advocat nennt; — nein, ich denke an einen Mann, der von der Natur mit herrlichen Geistesgaben bedacht, alle schönen Künste in seiner Seele umfaßt und als ein Muster, wie das Alterthum noch keines sah, von allen Seiten betrachtet, vollkommen ist; der mit dem vortrefflichsten Herzen die vortrefflichste Beredtsamkeit verbindet. Was wird ein solcher nicht thun können, den Unschuldigen zu beschützen, dem Frevel der Bösewichter zu wehren, oder der Wahrheit gegen tückische Verleumdung beizustehen. Wahrhaftig schon in allen diesen Dingen wird er der Größte sein, aber in noch wichtigeren Angelegenheiten wird sein Glanz erst recht offenbar werden, sei es nun, wenn er Staatspläne auszuführen, oder den irrenden Geist eines unruhigen Volkes zur besseren Einsicht und zur Pflicht leiten soll. Scheint sich nicht Virgil einen solchen gedacht zu haben, wenn er bei dem Auflaufe des gemeinen Haufens, der schon Fackeln und Felsen schleudert, einen Herzenbändiger aufstellt mit den Worten: „Sahn sie dann einen mit heiliger Miene und Ruhm der Verdienste ausgezeichneten Mann sich nahn, schwieg Alles und horchte.“ Da haben wir vor allen Andern den rechtschaffenen Mann! Nach diesem setzt er erst den Beredtsamen hinzu mit den Worten: „Der zwang wüthige Seelen durch Worte, und stillte den Aufruhr.“ Und sollte nicht ein solcher idealer Redner auch im Kriege, wenn der Soldat zum Kampfe zu ermuntern ist, mitten aus der Fülle seiner weisen Einsichten Stoff zur Rede schöpfen

können? Krieger sollen, wenn sie ins Treffen gehen, die Furcht vor Mühseligkeit, vor Schmerzen und Wunden verlieren, sollen todesmuthig werden, wie können sie das aber, wenn sie nicht von Vaterlandsliebe, von edlen Bildern und Gefühlen so eingenommen sind, daß die Furcht nicht in ihnen aufkommen kann? Und hierzu wird doch wohl der am meisten entflammen, der selbst davon ergriffen ist. Der Verstellte ist oft lau im Reden; er schwankt und stammelt, weil die Worte seiner Gesinnung widersprechen. Spricht der rechtschaffene, ehrliche Mann auch wenig und schmucklos, seine Rede ist ihres innern edlen Gehaltes wegen doch schön zu nennen. Was edel gesprochen, ist auch schön gesprochen. Ich muß aber noch einmal meine Gegner hören und mich gegen sie vertheidigen. Sie sagen: „Was ist denn nun für große Kunst in der Beredtsamkeit, was redest du selber von so vielen feinen Anstrichen und klugen Wendungen, wenn nicht die Stärke und Kraft der Rede auch einmal die Wahrheit verdrängen darf? Die gerechte Sache siegt ja so immer ohne viele Vertheidigung; siegt, ohne daß der Rechtschaffene, der sie beschützt, viele und kunstgerechte Worte macht.“ Hier ist zuerst zuzugeben, daß ein vollkommener Redner wohl manchmal auch für unwahre und ungerechte Sachen sprechen kann; aber das geschieht dann eben wie es die Akademiker thun, die eine Sache zugleich bestreiten und vertheidigen. Sie wollen dann blos nach allen beiden Seiten forschen, richten aber gewiß nie nach der, der Wahrheit entgegengesetzten Meinung. Der Redner muß sich auf Alles gefaßt machen, was der Gegner vielleicht sagen könnte, wie der Feldherr auf die Anschläge seiner Feinde. Doch kann es allerdings auch vorkommen, daß

ein Redner öffentlich eine an sich verwerfliche That vertheidigen muß. Wer sich darüber wundern sollte, der bedenke nur, daß gar viele Thaten nur in Rücksicht auf andere Thaten, um welcher willen sie geschehen, betrachtet und beurtheilt werden müssen. Einen Menschen zu tödten ist oft eine schöne That; seine Kinder zu ermorden, mitunter die großmüthigste; manches Harte erscheint in allgemeiner Hinsicht als mild und segensreich. Folglich muß man nicht blos darauf sehen, was für eine Sache der rechtschaffene Mann vertheidigt, sondern auch auf den Grund und die Absicht, in welcher es geschieht. Da selbst die Stoiker zugeben, daß in ganz besonderen Fällen die Unwahrheit aus edlen Gründen erlaubt sei, so ist es auch wohl zu denken, daß ein Redner aus Gründen eine Sache zu vertheidigen übernimmt, die er ohne edle Absichten nicht übernommen haben würde. So kann es vorkommen, daß ein Bruder für den Bruder, ein Sohn für den Vater oder ein Freund für den Freund reden muß, um ihn aus der Gefahr zu reißen; freilich kann hier der Redner in bedenkliche Verlegenheit gerathen, da er auf der einen Seite das Bild der Gerechtigkeit, auf der andern das der Liebe hat. Anstalten, die ihrer Natur nach gut sind, in gewissen Zeitumständen aber nachtheilig sein können, müssen oft bekämpft werden und dann mit Kunstgriffen, die auf den ersten Blick unerlaubt scheinen. Daran wird übrigens wohl auch niemand zweifeln, daß Leute, die ein Versehen begangen haben, oftmals noch zu Gutgesinnten umgebildet werden können. Daher muß man an ihnen nicht gleich verzweifeln, und es ist oft besser, sie dem Vaterlande noch zu erhalten als durch harte Strafe von dem Staate ganz auszuschließen. Sieht also der Redner, daß einer, der

mit Vorwürfen angegriffen wird, einst noch gut und segensreich wirken könne, warum sollte er nicht darauf bedacht sein, ihn soweit als möglich zu retten. Fabriz wählte den Cornel Rufin, der sonst ein schlechter Bürger und sein Feind war, dennoch zum Consul, weil er ihn als einen geschickten General kannte und gab denen, die sich darüber wunderten, zur Antwort: „Ich will mich doch lieber von einem Landsmann ausplündern, als von dem Feinde verkaufen lassen.“ Wäre Fabriz Redner gewesen, würde er nicht denselben Rufin, ohngeachtet er des offenbaren Betrugs einer öffentlichen Casse schuldig war, vertheidigt haben gegen die, welche ihn nicht wählen wollten? Ich könnte noch viele Beispiele anführen, doch es ist nicht nöthig. Ich wollte ja blos zeigen, daß solche Verlegenheiten dem Redner bereitet werden können. Ich will nicht wünschen, daß ein Redner oft in solcher Weise aufzutreten habe; aber das ist meine entschiedene Forderung, daß er, wenn er die Umstände nicht ändern kann, zuletzt doch als rechtschaffener weiser und braver Mann aus dem Streite hervorgehe!

Ein Redner muß ein rechtschaffener Mann sein; dabei wollen wir für alle Zeiten stehen bleiben! Möchten wir, meine Freunde, möchte jedes Menschenalter nach diesem Ziele der wahren Beredtsamkeit ringen; möchtet ihr, meine Jünglinge, die ich in der Versammlung sehe, recht eifrig nach der Vollkommenheit in der Redekunst streben, vielleicht gelingt es euch, das auszuführen, was der Gegenwart versagt ist! Aber ganz und gar muß der Gedanke aus der Seele vertilgt werden, daß göttlich schöne Beredtsamkeit mit Lastern des Herzens vermischt sein kann. Wenn bösen Menschen Geschicklichkeit zu Theil wird, so

ist sie selbst für etwas Böses zu halten, denn sie macht diejenigen, welche sie haben, noch schlechter und gefährlicher. Nur wenn der Staat seine beredtesten Bürger auch unter die edelsten zählen kann, ist er glücklich zu nennen. Ja, heil ihm dann, er steht auf Säulen, die kein Sturm erschüttern wird!"

Nachdem Quintilianus seine Rede geendet, reichte ihm der Kaiser die Hand und sprach: „Du hast mit unwiderstehlicher Gewalt geredet, ich erkenne dir den Preis zu, welcher in 4000 Sesterzien *) bestehen soll; und in der goldnen Krone, die ich zu diesem Zwecke habe fertigen lassen."

„Mein hoher Imperator," erwiderte Quintilianus, „ich bin erfreut über diese Ehre, die ich aber nicht verdient zu haben glaube; ich will die Krone zwar dankbar annehmen; aber das Geld möchte ich in einem andern Hause als Freudenbringer sehen. Es wohnt nicht weit von meinem Hause ein Lehrer, der mit Weib und Kind eine Last von Sorgen trägt; seine Einkünfte sind gering; und selbst diese geringen werden oft von Krankheiten aufgezehrt. Gestatte, Herr, daß ihm das Geld ausgezahlt wird, und sein Muth und seine Kraft wieder verjüngt werden."

„Dies macht deinem Herzen Ehre, Quintilianus! Es geschehe so wie du gesagt," sprach der Kaiser. „Aber ein Fürst läßt sich nicht gern übertreffen im Edelmuth", fügte er lächelnd hinzu, „von heute an erhöhe ich deinen Gehalt um 2000 Sesterzien." Quintilian konnte kaum einige Worte des Dankes hervorbringen; so tief rührte ihn diese Großmuth und Freundlichkeit seines Kaisers. Die Versammlung löste sich auf. Plinius umarmte seinen

*) 707 Franken 73 Cent.

Lehrer, und dankte ihm mit den freundlichsten Worten. Quintilianus lud ihn ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten, und Plinius nahm diese Einladung mit Freuden an.

18. Capitel.

Ars non habet osorem nisi ignorantem —

Als Plinius mit seinem verehrten Lehrer sich im stillen Arbeitsstübchen niedergelassen hatte, rief er, noch begeistert von dem gehaltenen Vortrage: „Welch eine schöne Kunst ist doch die Beredtsamkeit!"

„Gewiß!" erwiderte Quintilian, „und eine Kunst, die nicht nur schön, sondern auch segensreich ist. Ihr Werth ist so groß und tief, daß man immer neue Seiten desselben entdeckt. Schon im gemeinen Leben ist die Beredtsamkeit ein Kleinod. Oder sprichst du lieber mit einem, der da poltert, schnarrt, näselt; der sang- und klanglos seine Worte herleiert, der in den allergewöhnlichsten Ausdrücken sich bewegt, der über keinerlei Sache des Lebens sich klar und fließend auszudrücken vermag? Wenn Einer nicht griechisch kann, das verzeihen wir ihm gern; wenn er aber als Römer in seiner eigenen Sprache nichts leistet, so setzt ihn das nicht wenig herab."

Plinius. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die Kunst der Rede tief in die Seele dessen dringt, der sie treibt. Sie erhebt über das Gemeine und Rohe, sie läutert und reinigt die Gefühle; der, welcher sie studirt, muß widrige, unschöne Ausdrücke vermeiden, er muß seine Mienen selbst und Geberden zügeln und schön gestalten und das wirkt auf sein ganzes inneres Leben ein.

Quintil. Vergiß nicht, daß ihm beim Studium ein

herrlicher Schatz aufgeschlossen wird; die großen Redner und Dichter treten ihm näher, und ihr Geist geht zum Theil auf ihn über, wenn er sie nicht kalt und gleichgültig betrachtet, was ja nicht möglich ist. Welch eine Fülle der Gedanken, welch edlen Geist finden wir allein in Cicero's Schriften.

Plinius. Die Beredtsamkeit ist auch der Führer zur Philosophie und Dichtkunst. Man kann die Redekunst nicht treiben, ohne auch zu versuchen, Verse zu machen. Ich denke noch an meinen Versuch, eine Tragödie zu schreiben. Leider, oder zum Glück hat mir das Schicksal meine ersten Werke entführt.

Quintil. Die Poesie, mein theurer Secundus, ist gewiß auch erhaben; aber sie ist weniger fürs Leben brauchbar, daher hat auch unser Land sie wenig befördert. Griechenland ist das Land der Poesie; Rom soll das Muster eines lebenskräftigen und starken Staates sein.

Plinius. Aber was wird jetzt nicht Alles der Redekunst vorgeworfen und angedichtet!

Quintil. Ja, Einige pflegen sogar heftig auf sie zu schmähen. Die Beredtsamkeit sei es, sagen sie, welche die Bösewichter ihren verdienten Strafen entreiße, oder durch deren schlaue und betrügerische Kunst verdiente Männer verdammt und verderbliche Anschläge gemacht würden. Sie sei es ferner, welche Aufstand und Unruhe ins Volk bringe, schreckliche Kriege entzünde und ihre größte Macht dadurch offenbare, daß sie der Lüge im Kampfe gegen die Wahrheit zum Siege verhelfe. So werfen komische Dichter dem Sokrates vor, daß er lehre, wie man einen unrechtmäßigen Prozeß recht machen könne, und auch Tisias und Gorgias werden in ähnlicher Weise

von Plato angegriffen. Aber wenn wir eine Sache, die falsch angewandt vielleicht schaden könnte, verurtheilen, dann müssen wir auch sagen, daß ein Feldherr oder eine Obrigkeit ohne Nutzen für den Staat, daß alle Arznei schädlich, daß die Philosophie unnütz und unbrauchbar sei. Denn es giebt ja unter Generalen auch ein mal einen Flaminius, unter Staatsmännern Grachen, unter Heilungsmitteln Gifte, und unter Philosophen Verbrecher. Dann müssen wir künftig alle Nahrungsmittel verachten, denn sie können unter Umständen Ursachen zu Krankheiten werden; wir müssen aus den Häusern herausgehen, denn sie stürzen ja bisweilen über den Köpfen der Bewohner zusammen; dem Soldaten darf kein Schwert gegeben werden, denn es kann ja auch zum Meuchelmord benutzt werden. Und wer weiß nicht, daß die Dinge, die eine allmächtige Gottheit zum Heile schuf, wie Feuer, Wasser, Sonne, Mond, auch bisweilen Schaden verursachen!

Plinius. Ach, welch segensreiche Macht ist die Beredtsamkeit, wenn sie in edler Hand ruht!

Quintil. Ohne Zweifel! War es nicht herrlich als jener Appius den entehrenden Frieden mit Pyrrhus durch die Gewalt seiner Rede entzweischnitt; war nicht die göttliche Beredtsamkeit eines Marcus Tullius dem Staate heilsam, wenn er gegen die Agrarischen Gesetze redete, wenn er die tolle Wuth eines Catilina dämpfte; verdiente er sich damit nicht Ehren- und Dankfeste, wie sie sonst nur Kriegshelden gefeiert werden? Würden wohl in alter Zeit die Stifter der Städte die umherschweifenden Schaaren in Ordnung gebracht haben, wenn sie nicht auch durch einflußreiche Worte sie bewegt hätten? Ja, die Gesetzgeber hätten es ohne Beredtsamkeit nie dahin ge-

bracht, daß die Menschen sich selbst der Gerechtigkeit ergeben hätten. Die Grundsätze der Moral haben, wenn sie gleich von selbst schon durch ihre Würde sich empfehlen, einen weit größeren Einfluß auf die Besserung des Herzens, wenn ein schöner Vortrag die Vortrefflichkeit derselben erhebt. Unstreitig hat die Gottheit, der Schöpfer aller Wesen, der Baumeister dieser Welt, den Menschen vor den Thieren durch nichts so ausgezeichnet, als durch das Vermögen zu reden. Den Thieren gab er Körper, die den unsrigen an Größe, Stärke und Festigkeit weit übertreffen, die auch weit weniger fremde Hülfe nothwendig haben. Sie lernen von Natur ohne lange Anweisung gehen, ihre Nahrung sich erwerben, durch Gewässer schwimmen, oder sich mit den ihnen gegebenen Waffen vertheidigen. Aber uns Menschen gab der Baumeister der Welt einen höheren Geist, und wollte dadurch uns mit sich selbst in eine nähere Verbindung setzen. Aber würde sich dieser Geist auch entwickeln können, würde er uns viel helfen, wenn wir nicht durch die Sprache die erzeugten Gedanken mittheilen könnten. Gerade diesen schönen Vorzug der Rede entbehren die Thiere, während ihnen ein gewisser Verstand nicht abzusprechen ist, welcher sich schon zeigt, wenn sie Wohnungen aufwerfen, Nester bauen, Junge erziehen und aussetzen, sich mit Nahrungsmitteln auf den Winter versehen, unnachahmliche künstliche Werke verfertigen, wie z. B. den Wachs- und Honigbau. Haben wir also von der Gottheit kein schöneres Geschenk erhalten als die Sprache, so ist es auch unsere Pflicht, dieselbe auszubilden; sie kann auch in der That noch ungemein gehoben und vervollkommt werden. Und ist es nicht Ehrfurcht gebietend, wenn Jemand sich durch

die Ausbildung und Kraft seiner Rede so viel Lob und Ehre erwirbt, wie Perikles, von dem man mitunter sagte, daß er nicht rede, sondern donnere und blitze.

Plinius. Das ächte Donnern und Blitzen ist nur leider nicht mehr in der Macht unserer Redner; sie gleichen mehr dem Salmoneus*). Aber herrlich ist's, wenn dann einmal ein Jupiter auftritt und solch einen stolzen Narren mit natürlichem Donner und Blitz der Rede niederschlägt.

Quintil. Es ist nicht zu leugnen, daß unsre Redner nicht das sind, was sie sein sollen. Die Wohlredenheit erfordert freilich einen unermüdeten Fleiß, eine mannigfaltige Uebung, häufige Versuche, tiefe Einsichten und beständige Gegenwart des Geistes. Sie wird wohl durch Regeln befördert, wenn auch diese nur immer den Weg im Allgemeinen, nicht ein einzelnes Fahrgleis zeigen. Wer aber in seiner Aengstlichkeit für unerlaubt hält, von demselben einmal abzuweichen, der muß sich gefallen lassen, daß er desto später seine Reise zurücklegt. Verläßt man doch oft den gebahntesten Weg, wenn man anders wo näher kommen kann; wird man doch oft genöthigt, einen Umweg zu nehmen, wenn der gewöhnliche Pfad durch abgerissene Brücken unbequem gemacht wird; und wenn die Thür in Flammen steht, versucht man einen Weg durch die Wand. Wir wollen ja nicht vergessen, daß die Theorie allein nicht der Quell der Wohlredenheit ist**). So ist die Kunst zu folgern durch kein Lehrbuch entstanden; nein es ward schon jede Regel angewandt, ehe sie gegeben wurde, ehe

*) Er ließ seinen Wagen mit kupfernen Töpfen und Becken behängen und fuhr damit auf einer kupfernen Brücke herum, um den Donner nachzuäffen. Jupiter erschlug ihn durch den Blitz.

**) Lehrbuch, 5. Bd., Cap. 10.

sie die Kunstrichter bemerkten und sammelten. Ich weiß nicht, ob nicht gar die Menge der Vorschriften dem Genie hinderlich sind, wenn nicht eine gewisse angeborene und durch Fleiß mehr und mehr erhöhte Munterkeit des Geistes dasselbe auf geradem Wege zu demjenigen hinleitet, was für den jedesmaligen Stoff das Beste ist.

Plinius. Vollkommen wahr. Viele unserer Redner gehen in ihrem Regelwerk wie in Fesseln herum, man hört keinen freien Erguß bei ihnen. Aber was mir als das gefährlichste erscheint, ist dies, daß die Beredtsamkeit nicht mehr aus edlen Gründen, sondern aus schnödem Eigennutz getrieben wird. Man merkt es den Rednern nur allzugut an, wie sie nach Stellen trachten oder nach eitler Ehre geizen. Daher ist auch die Rede nicht mehr so einfach wie die unserer großen Vorfahren. Jeder putzt und schmückt seinen Vortrag aus mit geschmacklosen Bildern, mit Witzen aller Art, um durch solchen Prunk die Aufmerksamkeit der Obern auf sich zu lenken oder um zum Patron gewählt zu werden.

Quintil. Ohne Zweifel neigt sich unsere Beredtsamkeit auf eine falsche Bahn. Der Stoff ist nicht mehr das Beherrschende, die Form ist das Ziel. Man trachtet nur die Langeweile zu vertreiben und dem Gegenstand, der freilich manchmal recht reizlos ist, allerhand Würze zu geben. In diese Bahn hat namentlich Cassius Severus eingelenkt; seine Rede ist ein ewiges Wetterleuchten. Auch Seneca weicht von der einfachen und gewaltigen Rede ab, und seine Worte sind mitunter zu sehr erkünstelt. Mein Urtheil über die Würze, über die Lichter in der Schreibart, ist dieses: Sie sind gleichsam die Augen der Beredtsamkeit. Nun mag ich aber nicht auf dem ganzen

Körper Augen haben, damit auch die übrigen Glieder ihre Pflicht thun können, und wenn ich's recht sagen soll, so will ich lieber jene uncultivirte Härte der vorigen Zeit, als den neumodischen ausschweifenden Putz des Ausdrucks. Die Mittelstraße ist freilich das Beste. Wenn auch dem Purpurkleide ein schöner Knopf an seinem Orte vielen Glanz ertheilt, so möchte doch ein Kleid mit vielen solchen in die Augen fallenden Zierden überstreut, Niemandem wohl anstehen.

Plinius. Bei all diesem Trachten nach Schmuck und Zierde läuft unsern Tagesrednern noch manches unanständige Wort durch, welches ihrem Gefühle nicht gerade Ehre macht.

Quintil. Da sind wir auf dem alten Punkte! Soll ein Redner solche Worte vermeiden, so muß in seinem edlen Herzen kein Heerd für sie sein. Sieht's in seinem Innern schlecht, roh, gemein aus, so laufen zu leicht solche Ausdrücke mit unter. Ehrbare Worte sollte Jeder stets den unanständigen vorziehen und schmuzige müssen unmöglich sein. Namentlich muß man die Unanständigkeit vermeiden, die darin besteht, daß man Redensarten gebraucht, welche durch die tadelhafte Gewohnheit des Verdrehens einen andern und zwar schmuzigen Sinn bekommen haben. Die Schuld liegt zwar hier nicht am Schriftsteller und Redner, sondern am Leser und Hörer; dennoch muß man es zu vermeiden suchen, und, da einmal durch lasterhafte Sitten viele Worte unanständig geworden sind, auch in dieser Hinsicht dem verderbten Zeitalter nachgeben.

Plinius. Eben so gehören die kleinlichen Angriffe, die unsere Redner auf einander machen, nicht zu den Dingen, die mich ergötzen.

Quintil. Auch ich bin im Allgemeinen kein Freund davon. Sich bisweilen ein wenig aufziehen, mag wohl

gehen, nur sei man von dem bösen Gedanken frei, lieber einen guten Freund sich zu verscherzen, als einen guten Einfall zu verlieren*). Der Preis des Lachens ist allemal zu theuer, wenn er auf Kosten unser Rechtschaffenheit erworben wird. Ueberhaupt gehört für Jedermann, nicht nur für den Redner und Schriftsteller, der Rath, Niemanden anzugreifen, der uns gefährlich werden kann, sowohl um Feindschaften zu verhüten, als auch um sich nicht einer schändlichen Genugthuung unterwerfen zu müssen. So muß man auch nie schlechte Scherze machen, die auf Mehrere passen, und auf ganze Nationen, oder Stände, oder Lebensarten und Beschäftigungen sticheln. Viele sind so weit vom Ideale der Beredtsamkeit entfernt, daß sie ihren Ruhm gar nur in der rednerischen Action suchen. Wo sie hinkommen, da schreien sie, prahlen mit erhobenen Händen, laufen wie Rasende bald hier- bald dort hin, holen tief Athem, werfen sich in die Brust, machen Grimmassen und bewegen den Kopf. Bald schlagen sie die Hände ineinander, bald stampfen sie mit den Füßen zur Erde, bald schlagen sie sich in die Seite, bald an die Brust, bald vor die Stirn. Und das macht gar herrliche Wirkungen, aber nur auf den unverständigen Pöbel. Der gelehrtere und vollkommnere Redner weiß die Action immer der Farbe, dem Ton seiner Stimme und dem Sinn der Rede anzupassen, sowie er in der Rede selbst wieder Alles einem Plane unterworfen, und nach demselben die Gedanken geordnet und verschönert hat. Und weil überhaupt nichts so sehr eine beständige Aufmerksamkeit verdient, nichts so ziert als Bescheidenheit, so will der

*) Lehrbuch, 6. Bd., Cap. 3.

Redner auch nichts lieber als bescheiden sein und scheinen *).

Plinius. Unsere Redner gefallen sich auch zum Theil in empfindsamen Tändeleien, sie wollen rühren auf alle erdenkliche Weise; aber es gelingt ihnen nicht immer; es ist wie in der Musik, die künstlichste rührt am wenigsten.

Quintil. Affecte zu erregen ist ein Hauptzweck der Rede, und der tritt namentlich auch bei unsern Gerichten hervor. Beweise erzeugen im Menschen selten Handeln. Sie bringen es nur dahin, daß man die vorgetragene Sache für gerecht und edel hält. Die Affecte aber wirken auf den Willen der Zuhörer ein. Haben dieselben erst angefangen, gerührt zu werden, empfinden sie Abneigung, hassen sie, oder hegen sie Mitleid, dann glauben sie, ihre eigene Sache werde abgehandelt, und so wie Liebende nicht über die Schönheit urtheilen können, weil Amor die Empfindung ihrer Augen stumpf macht, so verliert auch der Zuhörer, wenn er von Gemüthserregungen ergriffen wird, die Neigung, weiter zu untersuchen, er wird vom Sturme dahin gerissen. Wenn dann eine Thräne fällt, dann ist damit schon der Ausspruch geschehen. Also ist klar, daß der Redner auf Rührung und Gemüthserregung seine Rede anlegen muß. Alles Uebrige ist ohne sie ein Skelett, matt, unangenehm. Aber freilich hierzu ist nothwendig, daß wir uns ganz in den Gegenstand versetzen und aus dem Herzen sprechen; wir müssen z. B. das Elend, welches wir darstellen, selbst fühlen; es muß so sein wie beim Schauspieler, der über eine Rolle, in die er sich ganz

*) Siehe Quintilian's Lehrbuch von Schirach, S. 59.

hineingelebt hat, weinen kann. Ohne dies Mitempfinden wirkt der Redner Nichts. Es brennt nichts ohne Feuer, wir werden nicht naß ohne Feuchtigkeit, kein Ding giebt einem andern Farbe, die es selbst nicht hat. Dies Versetzen des Hörers in unsere Empfindung wird freilich dem am besten gelingen, der gut zu malen, zu schildern versteht. Hierbei will ich dir gern zugeben, daß die Redner unserer Zeit sehr oft die Rührungen geradezu morden, statt sie zu fördern. Die Erregung der Empfindsamkeit darf nie lange dauern, sonst spannt sie ab; und Thränen erregen zu wollen, muß sich Niemand unterfangen, der nicht einen sehr hohen Grad geistiger Kraft besitzt. Denn sowie dieser Affect, wenn er erst in der Seele überhand genommen hat, bei weitem der allerheftigste ist, so wird er, wenn er nicht gut vorbereitet ist, lau, und besser wäre es dann, der schwache Redner hätte ihn den stillen Betrachtungen der Zuhörer überlassen. Gesicht, Stimme und alle übrigen Mittel, Thränen hervorzubringen, dienen oft zum Gespötte, wenn sie nicht rühren. Hier ist kein Mittelweg übrig; entweder verdient der Redner Thränen, oder Gelächter.

Plinius. Aber mir scheint auch gerade in diesem Gefühlssturme, den der Redner erregt, etwas Gefährliches zu liegen. Wie traurig steht es, wenn der Redner diese Waffen für eine ungerechte oder unwahre Sache anwendet.

Quintil. Das führt uns wieder auf meine alte Forderung zurück. Ein Redner muß ein unbescholtener, edler Mensch sein. Und ich erkläre niemals das für Beredtsamkeit, wie künstlich und effectvoll es auch angelegt ist, was nicht als das Merkmal eines würdigen,

unverdorbenen, ja eines edlen und heiligen Mannes sich äußert. Wahr ist es freilich, daß die Kunst der Beredtsamkeit immer Jünger gehabt hat, die ihrer nicht werth waren. Wie viele haben einen unheilvollen Sturm erregt durch ihre Reden, haben Aufruhr und Blutvergießen hervorgerufen, haben die edelsten Männer aus dem Lande getrieben, und das Vaterland in's furchtbarste Elend gebracht. Das ist nicht Beredtsamkeit, das ist in meinen Augen Frechheit. Wie ganz anders glänzen aber dagegen die Muster ächter Beredtsamkeit, wie unser Tullius und Andere!

Plinius. Wir haben wohl weniger jetzt über solche stürmische Redner zu klagen, als vielmehr über solche, die nicht offen sind, die den Heuchler spielen; und davon ist nichts weiter die Ursache — wir wollen es uns in dieser trauten Abendstunde gestehen — als die untergegangene Freiheit. Seit dieselbe unter Cäsar und Augustus niedergehalten, und von den Neronen gemordet worden ist, seit dieser Zeit ist Rom wie gelähmt. Die Geister wagen ihren Adlerflug nicht mehr; im Käfig sitzen sie, flattern im engen Kreise umher, und sind froh, wenn sie durch ein paar lustige Mätzchen die Gunst dessen erreichen, der sie gefangen hält. O wie war dies anders in den Zeiten der Republik! Da wurde nicht nach rechts und links geblinzelt, da wurde nicht gehorcht, geforscht nach der schnöden Gunst der Menschen; da sprach der Redner frei, und nur das Vaterland war sein Gewissen, welches ihn leitete; da Theurer, mag es eine Lust gewesen sein, einen Redner zu hören.

Quintil. Nicht zu leugnen ist es allerdings, daß es um ein Volk traurig steht, wenn es einmal die Freiheit

besessen, und dann verloren hat. Dann ruht ein finsterer schwüler Geist auf demselben; dann zieht die Heuchelei, die Unehrlichkeit, die Unzufriedenheit, die gemeinste niedrigste Sinnenlust ein. Der Untergang des Staates wird vorbereitet. Die Wunden, die dieser dann seinen edelsten Bürgern schlägt, um sie in ihren Bestrebungen aufzuhalten, schlägt er sich selbst. Niemand wagt die Wahrheit mehr zu sagen; und Offenheit und Wahrheit sind doch die Bande, die einen Staat mächtig zusammenhalten. Ich beklage aufrichtig mit dir, daß diese Kleinodien unsern Rednern so sehr fremd geworden sind.

Plinius. Doch der Gottheit sei es gedankt, wir sind immer noch glücklicher als unsere Vorfahren unter dem Ungeheuer Nero. Vespasianus ist ein edler Geist, ein Mann, der nichts mehr wünscht als das wahre Glück seiner Bürger. Er will, daß sich die Geister frei bewegen sollen, und sucht auch das Verdienst überall auf, um es zu krönen.

Quintil. Es ist wahr, freier sollen die Geister sich bewegen! Und sie thun es auch. Sie wagen wieder zu hoffen, zu streben, und Vespasianus ist der Retter, der das römische Volk vom geistigen Tode auferweckt hat. Aber vergiß nicht, Theurer, daß er dasselbe nicht mit einem Schlage umwandeln kann; die verdorbene Luft entweicht nicht gleich, die Leute bewegen sich noch immer so, als fühlten sie noch ihre Ketten, und der Kaisername steht immer noch als Dämpfer vor ihnen. Vespasianus kann des Guten unendlich viel schaffen, aber die volle ganze Freiheit würde den Römern nicht viel nützen, wollte er sie auch geben.

Plinius. Einen solchen herrlichen Aufschwung, wie

in den Zeiten der Republik, wird Rom leider nicht wieder nehmen.

Quintil. Und hoffentlich wird es auch die schrecklichen Verirrungen, die blutigen Tage, die Entmenschung des Pöbels nicht mehr erleben. Mein Plinius, jetzt, wo ein Geist der Niederträchtigkeit in einem großen Theile des Volkes herrscht, jetzt ist es ein hohes Glück, daß Scepter und Gewalt in den Händen eines edlen Mannes ruhen. Macht und Gewalt in den Händen eines Wüthrichs sind große Strafen der Götter; Macht und Gewalt in den Händen eines edlen Fürsten sind die höchsten Gaben der Götter. Doch laß uns wieder zurückkommen zur Beredtsamkeit. Freilich hat sie mit der untergegangenen Freiheit auch ihren erhabenen Standpunkt verloren, aber sie steht jetzt auf einem andern, der eben auch sehr wichtig für den Staat ist. Sie hat den Gerichtssaal zu beherrschen. Aber ich erkenne sehr wohl, daß sie auch da nicht immer die rechte Krone sich aufsetzt. Was ist die Schuld? Die Vorbereitung unserer Redner ist nicht weise und sorgsam genug; sie verschmähen auch die Kritik zu sehr, die bei dem Redner den rechten Grund legen muß, wenn sein Gebäude nicht einstürzen soll. Ihr Werth ist überhaupt groß; sie ist unentbehrlich dem Jünglinge, ergötzend für den Greis, eine angenehme Gesellschafterin in der Einsamkeit, und sie allein hat vor allen andern Wissenschaften mehr mühsames als prahlendes *).

Plinius. Und die rechte Weihe müssen die Alten geben!

Quintil. Ohne Zweifel. Der erste Römer, der im

*) Lehrbuch, Einleitung, 4. Cap.

Fache der Rhetorik etwas versucht hat, ist M. Cato Censorinus. Aber ein vorzügliches Licht ging für die Beredtsamkeit und ihre Vorschriften durch Marcus Tullius auf, der ein einziges Muster im Reden und in der Lehrart war. Nach ihm würde es die Bescheidenheit erfordern, zu schweigen, wenn er nicht selbst gesagt, daß seine rhetorischen Schriften ihm noch in seiner Jugend entlaufen wären, und wenn er nicht die minder wichtigen Regeln, welche die Meisten bei ihm vermissen, wissentlich überschlagen hätte. Wir haben auch jetzt ruhmwürdige Schriftsteller in dieser Art, welche, wenn von ihnen Alles mit gleicher Genauigkeit auseinander gesetzt worden wäre, mich der Arbeit überhoben hätten, zu welcher ich schon den Plan entworfen, nämlich zu der Arbeit, ein Lehrbuch der Beredtsamkeit zu schreiben. Aber schonen wir die Namen unserer Zeitgenossen. Die Zeit wird ihren Werth bestimmen. Ihr Verdienst wird bis auf die Nachkommen dauern, und der Neid nicht bis dahin kommen*). Vor Allem aber, ich komme darauf zurück, wollen wir von unserm Cicero lernen; er sei das Muster, das wir stets vor Augen haben. Der wisse, daß er es weit gebracht habe, dem Cicero recht gefällt.

Hier wurde das Gespräch abgebrochen. Ein Knabe erschien, um beide in das Speisezimmer zu holen. Plinius nahm die Einladung an, und wollte gern noch einen Augenblick in traulicher Unterhaltung mit seinem theuern Lehrer hinbringen.

*) Lehrbuch, 3. Bd., Cap. 1.

19. Capitel.

Multa petentibus — desunt multa.
Horat.

Contentus abundat. —

In einem Zimmer, welches nach dem Garten zu lag, war Livia, die sorgsame Hausfrau, noch am Tische beschäftigt. Er war freilich nicht mit Füßen aus Silber oder Elfenbein geziert, und nur aus einheimischem Holze. Um ihn herum standen ein paar einfache Sophas, um die Speisegäste aufzunehmen. Bald wanderten Wein und Fische auf den Tisch, darauf eine Schaar Eier, Bohnen und Speck und zuletzt Obst.

Quintil. Du siehst, mein Theurer, wir werden ein sehr einfaches Mahl halten!

Plinius. Ein Mahl, welches mit so freundlicher Hand besorgt wird, wie das heutige, wird stets ein Göttermahl sein, selbst wenn es saure Bissen reichte. Uebrigens würde man in alten Zeiten solch ein Mahl als die größte Verschwendung angesehen haben.

Quintil. Ich hoffe, es soll uns auch besser gedeihen als dem Kaiser Caligula, der an einem Tage 10 Millionen Sesterzmünzen verspeiste.

Plinius. Oder wie neulich den Gästen des Senators Virginius die angebrüteten Eier. Ich muß euch erzählen, was wir bei ihm Merkwürdiges speisten. Als nämlich die ersten silbernen Schüsseln vorüber waren, wurde ein zweiter Auffatz gebracht. Ueber einem Korbe saß eine aus Holz geschnitzte zierliche Henne. Sie hatte die Flügel gespreizt, wie die brütenden zu thun pflegen. Sofort kamen zwei Sclaven und begannen die Spreu,

welche den Korb füllte, zu durchsuchen, und die Pfaueneier unter die Gäste auszutheilen. Der Wirth meinte, daß die Henne wohl schon zu lange gebrütet habe, und daß einige angebrütete darunter sein könnten. Der Eine machte das Ei auf, legte es aber mit Ekel hin, indem er rief: Das Meinige ist schon zum Huhn geworden. Ein furchtbares Gelächter erscholl und hierauf merkte der Gast erst, daß die Schale des Eies künstlich aus Teig geformt war und in der Mitte eine feiste Feigendrossel steckte.

Livia. Das nenne ich eine lustige Mahlzeit!

Plinius. Bald darauf trug man ein Ferculum auf, welches der Koch hatte vergessen auszuweiden. Unser Wirth war sehr böse darüber und befahl es den Sclaven sogleich in unserer Gegenwart zu thun. Er schlitzte dem Eber den Bauch auf und eine Menge Würste fielen heraus zur großen Ergötzlichkeit der Gäste. Nach mehreren Aufsätzen von Pfauen, Fasanen, Gänselebern und seltenen Fischen hörte man ein Geräusch über sich; die Decke that sich auf und ein Reifen kam herunter mit allerliebsten Geschenken für die Gäste. Kurz, ich muß gestehen, daß ich über den Aufwand des Virginius ein wenig erstaunt bin, da er noch lange nicht zu den Reichsten gehört.

Quintil. Nun, wenn bei der Verschwendung wenigstens noch Heiterkeit und Geschmack ist, wenn der Verschwender sich in der That liebenswürdig gegen seine Gäste zeigt, so mag's schon sein. Aber ein bloßer Gutschmecker, der nur im rohen Genusse seine Freude findet, der auf Nichts als auf neuen Gaumenkitzel sinnt, ist etwas Widriges. Unser Seneca hat nicht Unrecht, wenn er sagt: „Von des Phasis Ufern soll die Jagdbeute herkommen, in deren Herbeischaffung die Garküche ihren Ruhm sucht;

und es ist den Römern auch nicht zu gering, von den Parthern Vögel zu holen. Was der durch Leckerbissen zerrüttete Magen kaum ertragen kann, holt man vom fernsten Ocean her. Sie erbrechen sich, um essen zu können, und essen, um sich zu erbrechen."

Plinius. Und das Ende dieser Leute ist sehr oft das des Apicius, welcher, als er nach seiner Verschwendung die traurige Entdeckung machte, daß er blos noch 10 Millionen Sesterzmünzen hatte, sich mit Gift aus der Welt brachte.

Quintil. Mir ist nichts mehr zuwider als das Ansehen eines Schlemmers. Wenn ich diese bleichen aufgedunsenen Menschen mit dicken Bäuchen, schlotternden Knieen und mit von der Gicht angefressenen Händen sehe, so muß ich Alles mögliche thun, um in diesen thierähnlichen Gestalten das Ebenbild der Gottheit nicht zu vergessen.

Plinius. Um sich von einem solchen Anblick zu erholen, muß man in die vergangene Zeit zurückblicken. Was würde mancher unserer Patrizier sagen, wenn es ihm ginge wie dem Naukleides, der in Sparta sofort mit Ausweisung bedroht wurde, wenn er seine Körperfülle nicht auf das gehörige Maß zurückführen würde. Welch schönen Eindruck macht auch unser Cato durch seine Entbehrung und durch sein einfaches Leben!

Quintil. Es wird selten einen großen Mann gegeben haben, der nicht in Sophrosinens Heiligthum sich seine Weihe geholt hätte. Die Mäßigkeit verleiht dem Geiste Flügel, die Schlemmerei erstickt ihn. Aber die traurigste Folge der Schwelgerei sind die Krankheiten, namentlich die vielen Augenkrankheiten, die jetzt sich zeigen.

„Zähle die Köche der Stadt“, sagt Seneca, „und du wirst dich über die Unzahl der Kranken nicht wundern.“

Plinius. Dabei ist die Furcht vor dem Tode in solchen Schlemmerfamilien wahrhaft lächerlich. Viele lassen den Sclaven, der sich nach einem Kranken erkundigt, nicht eher wieder ins Haus, als bis er sich durch ein Bad gereinigt hat.

Unter solchen und ähnlichen Unterhaltungen verlief die Mahlzeit. Der Wein wurde gebracht, und Plinius ergriff den Becher mit den Worten: „Heil dir, Quintilianus! Heil dir, Livia! Heil diesem Hause!“ Nachdem er getrunken, erwiederte Quintilianus mit einem: „Heil dir, Plinius!“ und die Stimmung wurde jetzt mehr und mehr heiter.

„Wo hast du denn die Musikanten und die Tänzerinnen?“ begann scherzend Plinius wieder.

Quintil. Meine Unterhaltung ist anderer Art als die der gewöhnlichen, reichern Römer. Wir lesen sehr oft nach dem Essen schöne Stellen aus dem Homer oder Virgil, oder spielen wohl auch zum Zeitvertreib mit Würfeln. Aber meine beste Tischfreude sollst du jetzt sehen. Meine Livia, bringe mein Herzkind, meinen ältesten Sohn!

Livia ging und holte den Knaben. Er war in ein einfaches Gewand gekleidet, hatte schwarze Locken, lebendige Augen und verrieth auf den ersten Augenblick den Geist des Vaters.

„Heil dir, junger Quintilianus!“ rief Plinius, „du wirst ein ächter Römer werden!“

„Daß er nicht untergeht im faulen Geist der Zeit, dafür will ich mit Hülfe der Götter sorgen,“ erwiederte

Quintilianus. Er nahm den Knaben dann auf den Schoos und fuhr fort:

„Da sieh den freundlichen lächelnden Blick! Welch eine ruhige sturmlose Welt schläft noch in der kleinen Seele! Welche Hoffnungen, Gefühle und Neigungen liegen darin vergraben. Ich sehe so gern in eines Kindes Auge. Wer nie in diesen reinen Quell geschaut, und nie daran sich ergötzt, der ist kein Erzieher, der wird nur eine todte Maschine als Lehrer sein.“

Plinius. Mag der gnädige Zeus seine Hand über deinem Sohne halten. Sein Blick ist licht und klar, er wird einst deine Saaten weiter pflegen; und dein Geist wird in ihm fortleben.

Quintil. Kinder sind ein geliehenes Gut. Und wenn ich mich so recht über meinen Sohn freue, so erbebe ich immer dabei, der Gedanke, daß der Tod ihn aus meiner Hand reißen könnte, macht mich zittern. Aber auch seinen Geist zu bewahren ist nicht leicht, da weit und breit die Atmosphäre unter der Jugend vergiftet ist. Erziehe ich ihn ganz in der Einsamkeit, so wird er ein Sonderling, einseitig in seinen körperlichen und geistigen Bewegungen; es fehlt ihm dann der Harnisch für's Leben, er hat nicht gelernt Uebles auszuhalten, nicht gelernt mit Andern sich vertragen und sich in sie hineinzuleben. Das Beste ist, daß ich ihm von Haus aus ein recht festes und edles Beispiel gebe. Ein Kind aus einem ächten Römerhause wird nicht so leicht in Gefahr kommen, wenn es auch von schlechten Reizen und Lockungen umgeben ist. Die guten Götter des Hauses tragen und schützen dasselbe.

Plinius. Dies Glas weihe ich dem Glücke und dem geistigen Gedeihen deines Sohnes!

Quintil. Habe Dank! Aber wir wollen auch das Vaterland nicht vergessen. Dieser Becher gelte dem Kaiser und seinen menschenfreundlichen Bestrebungen!

Plinius. Vespasianus Heil!

Ein Knabe trat jetzt herein und überreichte dem Quintilian den Staatsanzeiger *) und dieser übergab ihn dem Plinius zum Lesen.

Quintil. Nun, was liest du Unangenehmes, du wirst so ernst.

Plinius. Mich ärgert der elende Schmeichlergeist, der sich in nichts als in heuchlerischen Floskeln ergeht. Vespasianus will solch eine elende Demuth nicht. Aber die Zeitungsschreiber sind ein feiles Volk. Sie sind das Kriechen zu sehr gewöhnt und ob auch Vespasianus sie aufrichten will, sie fallen immer wieder nieder. Gerade sie sind die Hauptverräther des alten Römergeistes, sie halten das Selbstbewußtsein des Volkes nieder, sie verderben ihm seine Sprache, sie lenken seine Blicke auf's Gemeine, auf niedrige Vergnügungen und Lustbarkeiten hin. Da sieh, hier sind wieder zwei Hoffeste beschrieben, und wahrhaftig so als wenn Zeus selbst dabei gewesen wäre. Wie soll es werden, wenn einmal Einer kommt, der die Schmeichler hört und sie braucht, dann sind wir verloren.

Quintil. Mir ist in der Staatszeitung immer Eins namentlich zuwider gewesen, die Aufzählung der Verbrechen, der Mordthaten und Niederträchtigkeiten, die begangen werden.

*) Staatszeitung (acta populi Romani diurna). Es durfte namentlich in späterer Zeit nichts hinein, was nicht der Regierung angenehm war. Man las nichts als Beschreibungen von Hoffesten, Aufwartungen, Gladiatorenkämpfen, Hinrichtungen, Anecdoten, lächerliche Züge aus dem Leben, Geschichten von Hundetreue 2c.

O, sie ist auch gefährlich! Erstens gewöhnt das Volk sich an die Bilder der Grausamkeit und der Niederträchtigkeit; dadurch, daß das Laster so öffentlich besprochen wird, verliert es an Ekel und Abscheu; und wenn auch in manchem, ja vielleicht in sehr vielen sich der Entschluß festsetzt, vor solcher Schande sich in Acht zu nehmen, so wird mancher erst nun darauf geleitet, sich in solcher Weise auch hervorzuthun; ja, er will wo möglich den Verbrecher, von dem er liest, noch übertreffen. Und wäre das auch nicht der Fall, wer wird denn immer die Nachtseite der Menschheit sehen wollen; es muß traurig um das Gefühl eines Menschen stehen, wenn er seine Unterhaltung in solchen Dingen sucht. Leider haben sich aber die Römer an Greuelscenen, an Blutvergießen und Verbrechen aller Art nur zu sehr gewöhnt. Nero und Caligula haben das Werk der Entmenschung angefangen und am höchsten getrieben, und ihre Spuren sind leider noch sichtbar.

Plinius war einverstanden mit diesen Bemerkungen seines Lehrers. Da er aber noch einige Geschäfte in Rom zu besorgen hatte, verabschiedete er sich bald in der herzlichsten Weise von seinem Freunde und dessen Familie.

Quintilianus blieb vergnügt im Kreise der Seinigen. Himmel, welch ein freundliches Bild bietet ein edler Mann im wohlerworbenen Glücke! Mit erfreuter Seele wirkte Quintilianus in seinem Amte; getragen wurde er von Anerkennung und Ehre, geliebt und ausgezeichnet von seinem Fürsten, umschlungen war er von der zärtlichsten Liebe und Treue seiner Livia; seine Söhne — namentlich sein ältester — waren sein Stolz und seine Hoffnung, die Freundschaft des Plinius und anderer geistvoller Männer gewährte ihm Würze des Lebens, und die Einfachheit, Mäßigkeit und Zufrie-

denheit waren seine nie weichenden Schutzengel. Manches Flehen ging aus seiner Brust hinauf zu dem Allmächtigen, daß er ihm sein Glück erhalten, und den Frieden seines Lebens bewahren möchte. Aber es war anders im Rathe des Ewigen beschlossen, das Feuer der Trübsal sollte dem glücklichen Römer die härtesten Proben abnehmen. Armer Quintilianus! Während du im Schoos des Glückes still und zufrieden sitzest, bereitet das Schicksal einen herben Schlag für dich vor; ein scharfes Schwert soll dir durch die Seele gehen, und es wird deine ganze Manneskraft dazu gehören, nicht zu vergehen in Schmerz und Trauer.

---

20. Capitel.

— Mors optata recedit,
At cum tristis erit, praecipitata venit.

Die Stadt Rom lag noch fast ganz im Schlummer. Nur hier und da hörte man in den Häusern das Geräusch der Sclaven, die schon für den kommenden Tag Vorbereitungen trafen. Die aufgehende Sonne hatte die Hügel der Stadt noch nicht begrüßt und nur ein mattes Dämmerlicht schien durch die Fenster des Quintilianischen Hauses herein. Es läßt uns ein betrübendes Bild erkennen. Da saß Quintilianus an dem Krankenbette seiner theuren Livia. Er hatte die ganze Nacht bei ihr gewacht. Sein Haupt, durchdrungen von wirren ängstlichen Gedanken, war tief gesenkt, nur von Zeit zu Zeit erhob er den schmerzvollen Blick nach dem Morgenlichte hin, als wenn er aus ihm heraus Trost und Fassung schöpfen wollte. Vor ihm lag seine Livia, ergriffen von einem tödtlichen Fieber, welches schnell ihre Kräfte aufgerieben

und sie an den Rand des Grabes gebracht hatte. Ihr Geist war oft abwesend, nur von Zeit zu Zeit richtete sich der Blick wieder auf ihren Quintilianus, der jeden ihrer Athemzüge belauschte.

„Ich fühle, daß mein Leben zu Ende geht," flüsterte die Sterbende, nur noch Augenblicke sind zu überwinden!

„Sprich nicht so, meine Liebe, du wirst nicht sterben, du wirst uns nicht verlassen; du hast ein wenig geschlummert, vielleicht wirst du bald Linderung bekommen!"

„In den Armen — des Todes — dieser letzte Schlaf war gewiß sein Vorbote."

„Ach, meine Livia, zerreiße mir nicht das Herz mit solchen Gedanken; du weißt ja, wie arm wir ohne dich sein würden."

„Sorge nicht Quintilianus — Gott wird euch nicht verlassen — ich will in den Wohnungen der Seligen recht für euch bitten — laß mich — meine Kinder noch einmal sehen!"

Quintilianus holte seine beiden Söhne und setzte sie an das Bett der Mutter. Livia streckte die matte Hand aus, streichelte und liebkoste ihre Kinder und wollte sie an ihr Herz drücken. Aber sie sank zurück und eine Thräne rann über ihre todesblassen Wangen.

„Ach, könnte ich euch mitnehmen," sprach sie leise, „ihr Guten, Lieben. Aber nein — ihr sollt beim Vater bleiben — macht ihm Freude — Gott schütze euch!"

Sie reichte wiederholt dem Quintilianus die Hand; aber ihre Sprache wurde matter und matter, und mit den Worten: „Mein Quintilianus — Bruder — Kinder — gedenket — mein!" entschlief sie sanft und ruhig.

Quintilianus brach vom Schmerz überwältigt zusammen.

„Götter! sie ist todt! O, meine Livia, meine Livia!" rief er aus und ging weinend und händeringend umher. „Kinder, eure Thränen sind gerecht, euer Schutzgeist ist geflohen! Ein trauriges Loos wartet meiner; der Stern meines Lebens ist untergegangen, mein Glück hat seine stärkste Säule verloren." Nachdem der Tod Livia's bekannt geworden war, stellten sich eine Menge Freunde ein, um mit dem Gatten zu klagen und zu trauern, aber er zog sich zurück und verbat sich auch all und jedes Schauspiel, was sonst bei Leichenbestattungen vorgenommen wurde*). Livia wurde in aller Stille hinaus auf das Todtenfeld von einigen Verwandten getragen. Auch ein Silicernium **) hielt Quintilianus nicht. Nur mit dem Bruder seiner Frau war er nach der Beerdigung zusammen. Es war etwas Herzzerreißendes diese beiden Männer zu sehen, wie Einer den Andern versuchte zu trösten, und dabei nur tiefer in den eigenen Schmerz versank. O ihr, denen noch nicht ein treues Weib entrissen ward, welches euch Liebe gab wie Niemand weiter auf der Welt; ihr, die ihr noch nicht eine Schwester verloren habt,

*) Bei vornehmen Römern wurde auf einen glänzenden Leichenzug gesehen. Zuerst kamen die Musikanten, dann die Klageweiber, welche Nänien sangen, und Mimen, welche nicht selten komische Scenen aus dem Leben des Todten aufführten. Dann schlossen sich die Wachsmasken der Vorfahren an, und Tafeln durften auch nicht fehlen worauf die Thaten des Todten standen. Auf dem Forum hielt der Zug an, und ein Verwandter hielt die laudatio funebris. Dann wurde die Leiche entweder verbrannt oder begraben.

**) Leichenschmaus, welcher entweder am Grabe selbst oder im Hause des Todten gehalten wurde. Es erschienen dabei viele Gäste, mitunter ward dabei sogar das ganze Volk gespeist. (Siehe Reallexikon von Lübker).

die sich aufopferte für euch, die euer Glück höher schätzte als das ihrige, die mit Vertrauen und Innigkeit sich an euer Herz legte, o tadelt nicht die beiden Römer, wenn sie im Innersten der Seele zerrissen in laute Klagen ausbrechen! Wer einmal wahrhaft geliebt, und den Gegenstand seiner Liebe verliert, dem ist's ja, als würde ihm ein Stück vom Herzen losgerissen. Und es ist ja auch so in der That!

21. Capitel.

Morte carent animae.
(Ov. Met.)

An der Via appia in Rom gab es ein großes weites Todtenfeld. Viele Grabgewölbe waren hier erbaut, in welchen die Asche der Todten stand. Aermere hatten einfache Säulen, die auf ihren Gräbern sich erhoben und Namen und Stand der Entschlafenen angaben. Quintilianus hatte seine theure Livia in die Erde begraben lassen*) und ein ganz einfacher Denkstein erhob sich neben ihrem Grabeshügel, welcher mit Blumenanlagen umgeben war. Fast jeden Tag ging der Trauernde hinaus, um an ihrem Hügel sich dem Schmerz zu überlassen. Hören wir seinen stillen Betrachtungen und Seufzern zu, wie sie eines trüben Tages, als er auch am Grabstein seiner Gattin stand, sich kund gaben.

*) Die Römer verbrannten ihre Todten auf Scheiterhaufen, welche mit Blumen und Kränzen bedeckt waren. Die Asche wurde in einer Urne aufbewahrt und in die Grabkammer gesetzt. Doch wurden viele, namentlich Aermere, auch in einen Sarg gelegt und in die Erde begraben.

„Da ruhst du nun, mein theures Weib, von den Sorgen und Mühen der Erde! Wie innig hatten wir uns in das Glück des Lebens getheilt, wie verklärt strahlten deine Blicke in der Freude, wie sanft und ruhig im Schmerz! Wie hast du den Frieden der Seele mir erhalten, und die Wunden, die mir die Welt geschlagen, immer geheilt! Nun stehe ich wieder allein da und einsam, und alle Sorgen drücken wieder mit ihrer ganzen Macht auf mich.“ (Er geht vom Grabe weg und tritt an das Grabmal eines Kindes.) „Im Jugendkleide rang sich deine Seele los von dieser Welt; noch nicht gekostet hattest du ihren süßen und herben Becher; noch nicht war die Knospe deines Geistes aufgebrochen; aber du starbst im schönsten Hoffnungskleide und ließest eine weinende Mutter, einen klagenden Vater zurück. Doch bist du besser aufgehoben als meine guten Kinder, die eine sterbende Mutter weinend zurück lassen mußten. — Und hier ruht die Asche eines Philosophen. Er hat die Welt nach allen Seiten hin durchmessen; er hat an alle Lebenserscheinungen den Prüfstein gesetzt; aber seine Weisheit, die er errungen, war eine unglückliche; er wollte in seinem Geiste die Welt noch einmal schaffen; er brachte eine andere heraus, als die der Gottheit, und zerfiel so mit der wirklichen. Er schläft und ruht jetzt von den Zweifeln und Stürmen, die in ihm tobten. Aber ist denn sein Geist noch thätig? Oder zerfiel mit seines Leibes Hülle das ganze geistige Gebäude, welches er mühsam aufgebaut? War sein geistiges Treiben nur ein Spiel seines Gehirns und seines Blutes? War sein Streben nach Licht, nach Erkenntniß des Universums ein eitles, welches die Gottheit nicht erfüllen kann? — O trauriger Gedanke des Todes!“ (Er

geht zum Grabe seiner Livia zurück.) „Und auch von dir, mein Weib, mit dem großen edlen Herzen, bleibt nichts zurück im All der Schöpfung? Ist, wenn das Herz zu Staub zerfällt, auch jedes Gefühl verloren, was einstmals in ihm lebte? O niederschlagender Gedanke des Todes! Was hast du, Theure, gethan, um deine Seele zu heben und zu verklären in der Schule des Lebens, wie hast du mit Schönheit dich geschmückt, wie eifrig alles Wahre und Große dir zu eigen gemacht; wie kindlich freutest du dich, wenn du eine neue Kenntniß gewonnen, wie selig warst du, wenn du der Gottheit im Geist dich nahe fühltest! Und dies Alles sollte ein vergebliches nutzloses Spiel gewesen sein? Das wäre es aber, wenn dein ganzes Streben und Thun jetzt die Vernichtung getroffen hätte! O verzweiflungsvoller Gedanke des Todes! — Doch nein, ich will mich solchem Zweifelssturme nicht überlassen; weicht von mir ihr traurigen Bilder der Verwesung; kommt zu mir ihr freien lichten Gedanken an das Wiedersehn und an die ewigen Wohnungen der Geister! Ach, wer eine theure geliebte Seele hin zur Unterwelt schickte, den läßt die Liebe nicht zweifeln an einem unzerreißbaren Bande; wer in der Welt mit Großem und Erhabenem sich beschäftigt, wer Liebes und Gutes gesäet, wer an Werken gearbeitet, die mit der Unendlichkeit zusammenhängen, der kann nicht anders, der muß an eine neue Werkstätte des Geistes glauben, wo er weiter streben kann. Der gemeine Erdensohn, der von der Scholle, auf der er steht, gefesselt wird; der nichts vollbringt, was des Fortlebens werth wäre, der nichts in sich fühlt, was er bewahren möchte, der nichts kennt, an welches sich eine innige Sehnsucht kettet, der glaubt kein

Fortleben der Geister, der wünscht es auch nicht. Der Eigennützige, Lohnsüchtige mag sich nicht um die Geisterwelt kümmern, er kann sich ja nicht denken, daß sie ihm äußern sinnlichen Lohn bieten werde; der reine und edle Menschengeist will aber nicht von seinem Schöpfer belohnt, nur in der Kette der Strebenden erhalten und weiter auf der Bahn des Lichtes befördert werden. Ist diese Hoffnung nicht Dünkel, Ueberhebung seiner selbst? O, niemand ist demüthiger als der, welcher die Pforten der Unsterblichkeit aufgeschlossen wünscht. Seine eigne Unvollkommenheit, seine unvollbrachte Arbeit an sich selbst, sein Gefühl des erhabenen Gotteswillens und der mangelhaften Ausführung desselben giebt ihm den Wunsch fort zu leben in einer bessern Welt. Dieser Wunsch ist also nur das Kind der Demuth! — Aber wie soll ich mir das Walten des unsterblichen Geistes denken, wie seine Person mir vorstellen! Zerfallen wird der theure Leib meiner Livia; vermodern wird ihr freundliches Angesicht; verstummt ist ihre sanfte Rede, der treue liebe Blick ihres Auges ist erloschen; woran werde ich sie erkennen in einer andern Welt? Woran soll sie mich erkennen, wenn auch mein Leib zu Staub zerfallen ist?" (Es blitzt und ferner Donner ist zu hören.) „Da fuhr ein Funke von einer Wolke zu der andern, aus einer Heimath in die andere. Weißt du was der Funke ist, kannst du ihn wiegen, betasten, kannst du ihn zergliedern? Nein! Aber nicht leugnen kannst du sein Dasein und seinen Uebergang aus einer Heimath in die andere. O so geht vielleicht auch der Menschengeist, dieser Funke, aus der Hand des Ewigen, aus einer Wohnung in die andere; und sowie jener Funke eine Anziehungskraft erfährt, so werden auch die Geister, die ja auf

Erden sich schon nahe standen, durch die Anziehungskraft in einem höheren Sinne sich erkennen, und wir werden mit all unsern Lieben eine Wohnung haben. — Geist meiner theuren Livia! lebst du als Gedanke im Herzen Gottes; oder bist du hinauf zu den Sternen geeilt; oder schwebst du im Aether des Universums? Wo du auch weilen magst, ich sehne mich darnach, mit dir vereinigt zu sein! Der ewige Baumeister der Welt zerreißt nicht, was er einmal verbunden, auch unser Leben wird eins bleiben. Bis zum Tage meines irdischen Todes will ich dein Bild im Herzen tragen und dein gedenken mit aller Lieb und Treue, damit ich dann, wenn ich die Wohnungen der Seligen betrete, wo dein verklärter Geist wirkt und schafft, deiner auch würdig bin."

Solche Betrachtungen waren es, denen sich Quintilian am Grabe seiner Livia überließ. Zwar erregten sie sein Gemüth tief, aber er ging auch allemal getröstet vom Grabe hinweg. So müssen sich noch heute viele an den Gräbern ihrer Lieben ausweinen, und sowie manche Instrumente erst dann ihre freundlichen Töne wieder erlangen, wenn sie angefeuchtet werden, so schlägt das Herz erst wieder fester und ruhiger nach einem Thränenbade.

---

22. Capitel.

Nemo adeo ferus est, qui non mitescere possit,
Si modo culturae patientem praebeat aurem.

Von dem Tode seiner Livia an lebte Quintilian einsam und zurückgezogen. Er widmete sich mit erneuter Liebe und Sorgfalt seinem Berufe, und der Erziehung seiner Söhne, die zu seiner Freude mehr und mehr auf-

blühten. Aber es war ihm ein Hochgenuß, wenn er mit seinen vertrauten Freunden zusammen die Natur durchwandern und über ihre Schönheiten und Erhabenheiten sich aussprechen konnte. „Freunde", sprach er dann immer, „die Natur ist unverfälscht, unverdorben. An ihrem Busen muß die Menschheit, die ewig irrt und sich verliert, sich immer wieder finden; an der Natur muß der Mensch seine Reinheit, seinen Trost, seine Gottesliebe immer wieder entzünden, und namentlich muß ein Lehrer sich die Frische seines Geistes durch die Weihe der Natur aufrecht erhalten." Oftmals besuchte er seinen Freund Livius. Als er einst, ungefähr ein Jahr nach dem Tode seiner lieben Frau zu ihm eintrat, erblickte er einen Knaben, der ihm fremd war und seiner Gesichtsbildung wegen sehr auffiel. „Was für einen jungen Freund hast du hier?" fragte er den Livius. „Findest du nicht in diesem Gesichte eine Aehnlichkeit mit einem bekannten Manne?" erwiederte dieser. Quintilianus nahm den Knaben, der ziemlich 10 Jahre alt war, zu sich, sah ihm fest in die Augen, und sagte dann leise zu Livius: „Wenn ich mich nicht täusche, so sind dies die Züge des Marcius." „Du hast es errathen," sagte Livius, indem er den Knaben fortschickte. „Ein unehelich Kind von ihm ist es; die Mutter ist eine feile Dirne, die den Knaben hat verwildern und verthieren lassen. Marcius hat sich nicht im geringsten um ihn bekümmert und der Knabe wäre untergegangen, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätte. Ich ging eines Tages am Capitol vorüber und sah einen Knaben vorbeiführen, der eine Schandthat begangen und in der frechsten Weise eine Römerin beleidigt hatte. Ich erkundigte mich weiter nach ihm und erfuhr, daß er auch

gestohlen habe, und gegeißelt werden sollte. Ich bat für ihn und erklärte, daß ich ihn zu mir nehmen und ihn zu bessern versuchen würde. Er ist auch schon bedeutend gehoben, und die Züge des Lasters haben sich theilweise verwischen lassen." „O Livius," rief Quintilianus, „du hast eine göttliche That gethan! Laß dich umarmen dafür! So mancher würde in diesem Falle Liebe und Mitleid vergessen haben*). Aber gewiß wirst du mir's nicht übel deuten, wenn ich dir einige Regeln gebe für seine Behandlung."

Livius. Du weißt wie theuer mir auch der geringste Wink von dir ist.

Quintil. Vor allen Dingen hüte dich, ihn an sein früheres Leben zu erinnern und ihm Vorwürfe zu machen, denn dadurch reißt du gleichsam die kranken Stellen seines Herzens fortwährend auf, sodaß sie nicht heilen können. Er muß sein früheres Leben ganz vergessen; durch gute Ermahnungen und Vorschläge**) mußt du ihm die Seele rühren und sie mit der Tugend befreundeter machen.

Livius. Ich erzähle ihm oft von edlen Menschen und Kindern, und er scheint darüber sehr erfreut zu sein.

Quintil. Achte dann nur recht, zu welchem guten Seelenzug er besonders Neigung zeigt, wo er noch warm wird (denn kein Kind ist ganz verdorben). Dort setze zuerst die Pflege an; sowie im Körper ein gesund gewordenes Glied auch auf die andern kranken günstig einwirkt, so ist es im Geiste. Eine gute Eigenschaft weckt die

*) Wer einen edlen Römer einer solchen That nicht für fähig erachtet, der studire die Geschichte dieses Volkes und namentlich die Schriften seiner Weisen (z. B. Seneca's) noch gründlicher und er wird den obigen Zug nicht mehr für unmöglich halten.

**) Quintilian's Lehrbuch von Schirach, Seite 126.

andere. So ist es sicher, daß ein Kind, welches sich hingezogen zum Spiel fühlt, und oft mit seines Gleichen fröhlich sein will, dadurch auch sein Zanken und Schmollen ablegt; oder ein Kind, welches Wohlgefallen findet an einem kleinen Erwerb, auch dem Fleiße und der Thätigkeit nachstrebt. Ganz besonders aber ist die Sprache ein Mittel, dem Menschen das Herz zu verbessern. Alle unschönen, unzarten, gemeinen Worte mußt du dem Knaben fort und fort verbieten; er muß dich vollständig nachahmen, er darf sich nicht anders als in höflicher artiger Sprache an dich und Andere wenden. Das scheint eine Kleinigkeit zu sein, wie manches in der Erziehung, ist aber unendlich wichtig. Eine schlechte Sprache ist ein Tummelplatz für's Laster; die schlechte Gesinnung wird durch die ausgestoßenen Worte erst recht bewußt, nährt sich auch davon; die edle und reine Sprache ist ein immerwährender Spiegel für die gute Gesinnung, sie hebt und bessert das Herz mehr und mehr. Wenn es allerdings wahr ist, daß ein edles Herz die Quelle einer edlen Sprache ist, so ist ebenso ohne Zweifel, daß ein Mensch, der seine Sprache veredelt, seinen guten Neigungen im Herzen zu Hülfe kommt, ja, daß durch den Geist, der in der Sprache lebt, seinem Herzen sogar neue bessere Gesinnungen eingeflößt werden können. Daher mußt du auch, mein theurer Freund, sein Lesen recht überwachen. Ich sah ihn eben, als ich kam, mit einem Buche in der Hand. Laß ihn nicht Sachen lesen, die seinen Geist wieder auf die alte Bahn lenken, oder die Lesesucht anbahnen, oder sein Herz durch übernatürliche Rührung verderben, oder Irrthümer seinem jungen Verstande beibringen. Ein Irrthum hat oft den andern zu Folge, und es tritt dann

leicht eine Verfinsterung in der jungen Seele ein, von der sich der Erzieher nichts träumen ließ.

Livius. Ich gedenke später mit ihm einige Dichter durchzugehen; sie werden seinem Herzen Weihe und Festigkeit geben.

Quintil. Gehe nur mit rechter Auswahl an das Werk. Die Dichter haben viel gesungen, was im Ohre der Jugend kein Echo finden soll, und was mehr Gift als nährende Speise für das Herz ist. Auch die*) griechischen lyrischen Dichter haben oft zu frei gesungen und den Horaz möchte ich an vielen Stellen nicht einmal gern auslegen. Die Elegie, in sofern sie Liebeserklärungen enthält, und die Hendecasyllaben, die spaßhafte Schwänke sind, muß man auf immer vermeiden. Ebenso versteht es sich von selbst bei den schmuzigen. Will man die Späße und Schwänke nicht ganz verdrängen, so verschiebe man sie wenigstens auf ein späteres Alter, wo der Verstand und die Urtheilskraft reifer geworden sind, und solche Dinge nicht mehr Verwüstungen im Gemüth anrichten können. Bei aller Lectüre muß aber besonders darauf gesehen werden, daß dadurch nicht nur Sinn für Schönheit, sondern auch für das moralisch Gute angebaut wird.

Livius. Eins hat der Knabe noch an sich, was mir viel Sorge macht, die Lüge. Er redet nicht wahr; ich kann ihm nicht trauen. Doch hoffe ich, daß der Stock ihm endlich die letzte Lüge austreiben wird.

Quintil. Du kennst mein Vertrauen auf den Stock.

*) Einleitung, Cap. 5.

Er ist das Instrument eines Viehtreibers, aber nicht das eines weisen Pädagogen. Es ist freilich schwer, die Lüge, wenn sie sich eingenistet, zu vertreiben. Bedenke zuerst die Quellen, aus welchen sie hervorgegangen ist. Sein Gaunerleben war der Schöpfer seiner Lügen; das hat er aber aufgeben müssen, und somit ist auch schon die Hauptbrücke zur Unwahrheit für ihn abgebrochen. Aber als Seelenarzt mußt du nun auch Alles entfernen, was die alte Krankheit wieder hervorrufen könnte. Nicht viel spioniren mußt du; denn das hat ihn eben zum Lügner gemacht; mußt nicht unnöthig drohen, mußt ihm Vertrauen schenken, mußt ihm zeigen, welch einen hohen Werth du auf die Wahrheit setzest, mußt ihm sagen, daß du, wenn er löge, lange nicht mit ihm reden und nach ihm fragen würdest, mußt ihm alle unnöthige Furcht vor dir benehmen, d. h. er muß in dir nie einen Tyrann, aber einen liebenden theilnehmenden Vater sehen. Doch was rede ich denn; das Alles ist ja bei dir vorauszusetzen. Ein Professor docirt gern, die Worte laufen ihm leicht davon!

Livius. Deine Worte sind mir selbst dann segenbringend, wenn sie mir nichts Neues sagen, ich zehre dann von ihrer Wärme, die darinnen liegt.

Quintil. Und nun achte namentlich auf deine Mitarbeiter an der Seele dieses Knaben. Das Rettungswerk bei einer Menschenseele ist nicht für eine Hand, es müssen alle die, welche die Umgebung bilden, sich dazu vereinigen. Sieh zu, daß nicht durch Argwohn, durch Mißachtung oder durch Vernachlässigung die Freunde deines Hauses dein Werk vernichten!

Livius. Mein treues Weib ist ebenso wie ich be-

sorgt um ihn, und befolgt jede Regel, die ich in dieser Hinsicht gebe.

Quintil. Du wirst viel Geduld brauchen. Oft treten Rückfälle ein. Dann zage nicht. Bringe es nur so weit, daß er Schmerz über solche Rückfälle empfindet und du hast viel gewonnen. O ihr Götter, welch ein erhabenes Werk ist es, eine Menschenseele gerettet zu haben! Wie viel liegt oft an einem einzigen Menschen! Kann er nicht wieder eingreifen in andere Verhältnisse; hemmt seine Bewahrung, seine Veredelung nicht eine Kette des Elends, die bis ins Unendliche reichen kann; und wie Vieler Glück wird oft durch die Beförderung des Glückes eines Einzelnen errungen! Arbeite wacker, mein Livius! Der Segen und die Freude wird nicht fehlen. Wie freut sich der Bildhauer, wenn der rohe Stein endlich Form annimmt, und Leben und Ausdruck gewinnt. War Pheidias von Athen nicht glücklich, als er entzückt niedersank vor seiner Zeusstatue, die er geschaffen? Wenn eine Menschenseele, die da roh und verdorben war, wieder umgewandelt wird in eine reine, wenn das Auge wieder offen und freundlich strahlt, und die Scham und die Tücke aus demselben weicht, wenn das Herz in der Brust wieder lauter zu schlagen anfängt, o Livius, dann hat der Jugendbildner wohl noch eine seligere Stunde als jener Künstler.

Livius. Ach wie viele junge Seelen gehen unter in unserm Rom; sie finden keine rettende Hand. Theils werden sie ausgesetzt; theils werden sie von den Eltern verdorben; theils von der Noth zum Laster getrieben. Welche Schuld ladet hier der Staat noch auf sich! Strafen hat er, aber keinen Schutz. Erst läßt er die Jugend verwildern; dann, wenn ihre rohen Streiche zu

Verbrechen werden, kommt das Gericht. Uns fehlen Bewahrungshäuser!

Quintil. Wir haben Stiftungen, die armer Kinder sich annehmen. Schon zu August's Zeiten ward ein Legat von 30,000 Thalern gestiftet, von dessen Zinsen Kinder aus der Bürgerschaft, bis sie erwachsen sind, Getreide erhalten, und auch noch Geld dazu. Und so sind noch mehrere in neuerer Zeit dazu gekommen. Freilich thun uns Waisenhäuser und Rettungshäuser noth; haben wir nur die Freude, Vespasian als Kaiser noch lange zu behalten, so werden auch sie noch kommen.

So feierten die Freunde manche Stunde in trauter Unterhaltung. Mancher Plan ward entworfen, manche Bitte überlegt, die an den Kaiser gehen sollte, auf welchen die Lehrer Roms ihre ganze Zuversicht setzten.

23. Capitel.

— Amicorum defunctorum cogitatio
dulcis ac blanda est.
Seneca.

Die Hoffnungen auf weitere Verbesserungen der Schulen erhielten aber leider durch ein Ereigniß einen harten Schlag. Es war den 24. Juni im Jahre 79 als Plinius niedergeschlagen und betrübt in das Zimmer Quintilian's trat. Dieser erkannte sofort die Verstimmtheit seines Freundes und fragte ihn nach der Ursache.

„Hast du denn," fragte Plinius, „die traurige Botschaft noch nicht erfahren?"

„Welche?"

„Vespasianus ist todt!"

„Todt der Kaiser? Gott welch ein Schlag für uns! Das arme, arme Rom!“

„An allen Orten sieht man nichts als Trauer und Thränen!“

„Meine Livia todt! Mein Kaiser, mein theurer Kaiser todt! So sind mir schon zwei Sterne meines Lebens untergegangen, auf die ich all mein Glück gebaut. Zwei Säulen, an die ich mich hielt im Leben, sind gestürzt. O es wird recht still im Kreise meiner Pläne und Hoffnungen; wie unaufgeblühte, vom Sturm zerknickte Knospen fallen sie von meinem Lebensbaume ab; und immer geringer wird die Aussicht auf ein glückliches Gelingen meiner Bestrebungen. — Da hat es nun ausgeschlagen, das edle große Menschenherz! Die Wahrheit hat einen ihrer besten Freunde verloren; das Gute und Schöne einen großmüthigen Beschützer; die Arbeitsamkeit, der Fleiß einen gütigen Geber; das Laster einen Wächter, der es in Ketten und Banden schlug; die Familie einen zärtlichen Vater, und die Schulen — (eine Thräne entrinnt seinem Auge).“

„Er liebte dich besonders, Quintilianus!“

„Er behandelte mich wie einen nahen Freund! Welche Freude empfand er, wenn ich ihm Bericht über die Schulen erstattete, und oftmals rief er aus: „„Quintilianus, mit deines Geistes Schwert bist du der vornehmste General meines Reiches!““ Sein Vertrauen, womit er mich beehrte, war groß und für mich der süßeste Lohn.“

Plinius. Sein Vertrauen war überhaupt der schönste Edelstein in seiner Krone. Wie hat er dies bewiesen gegen seinen Sohn Titus; trotzdem, daß man sein Vatergemüth aufreizen wollte und den Sohn in seinen Augen

anschwärzte, bewies er ihm doch nach wie vor seine Liebe, und er täuschte sich nicht in seinem Titus. So verließ er sich auch ruhig auf seine Diener; ja er brachte allen Menschen seine aufrichtige Zuneigung entgegen. Sein Palast stand stets offen, Jedermann konnte zu ihm; Niemand, der an seine Pforte klopfte, ward besichtigt und untersucht. Ja, er ließ sich nicht einmal gegen Personen aufreizen, die ihm gefährlich hätten werden können. Als man ihm sagte, er möge sich vor dem Metius Pomposianus hüten, weil dieser unter einem Gestirn geboren wäre, welches ihm die kaiserliche Würde verspräche; so erhob er denselben gerade nun zu Ehrenstellen, machte ihn zum Consul, und sagte dabei mit unvergleichlicher Ruhe: „Wenn er Kaiser wird, so wird er sich erinnern, daß ich ihm Gutes gethan habe."

Quintil. Mit welcher Geduld hat er den Mucianus getragen!*) Und selbst gegen seine offenbaren Feinde bewies er sich großmüthig und freundlich. Er hat die Tochter des Vitellius, der ihm heftig grollte, verheirathet und zwar mit der größten Pracht; er hätte es mit der Tochter des besten Freundes nicht besser thun können.

Plinius. Die einzigen schwarzen Blätter in seiner Lebensgeschichte sind wohl der Tod des Helvidius Priscus, und der Tod des Galliers Sabinus und seiner Frau, der Epponina.

Quintil. Helvidius hatte sich so verletzend und beleidigend gegen ihn gezeigt, daß die Strafe nicht so groß war, als sie erscheint. Und hat er nicht sogleich den Befehl widerrufen, hat er nicht mit Aengstlichkeit sich bemüht,

---

*) Suetonius, Leben Vespasian's, Cap. 13.

das Leben des Priscus zu schonen?*) Nur der Tod des Sabinus bleibt ein Räthsel in seinem Leben. O er war kein Freund von Blutvergießen; er weinte selbst wenn schlimme Bösewichter den Weg zum Gerichte gehen mußten. Die Fechterspiele, woran sich so viele Männer und Frauen ergötzen, waren ihm zuwider, sie stimmten nicht zu seiner Sanftmuth, zu seiner Menschenfreundlichkeit!

Plinius. Es war als wenn das Volk es gleich geahnet hätte bei seinem Antritte der Regierung, was es von ihm erwarten könne. Dazu kam noch, daß er gleich eine That der Liebe seinem Einzuge in Rom vorausgehen ließ, die bessere Vorbereitungen machte, als eine Schaar vorausgeschickter Diener. Als er in Alexandria seine Wahl erfuhr, war es gleich seine erste Sorge, die Stadt Rom mit Getreide zu versorgen, und es mußten auf seinen Befehl die besten Schiffe, reich mit Korn beladen, absegeln. Ach, ich denke noch an den unbeschreiblichen Jubel, der ihn in Brundis empfing. Ganz Rom war ihm entgegen gezogen. Und als er nun ankam und einherschritt so bescheiden wie ein einfacher Bürger, liebreich, freundlich gegen Jedermann, da schlugen ihm alle Herzen entgegen. Alle wollten ihn sehen; man zeigte ihn den Kindern wie einen Retter aus Gefahr und Noth; man hob die Hände auf und schrie zu den Göttern, daß sie ihn der Stadt erhalten möchten.

Quintil. Er versprach nach seiner Wahl eine gelinde, vernünftige und gesetzmäßige Regierung; und er hat Wort gehalten, wie ein Römer aus alter Zeit. Die Frechheit und den Uebermuth der Soldaten, die den Bürger

*) Suetonius, Leben Vespasian's, Cap. 15.

rauh und unmenschlich behandelten, bändigte er, und sah selbst denen nichts nach, die ihm zum Siege geholfen hatten; dem Senat gab er seinen Glanz und seine Macht wieder, er entfernte die Mitglieder, die durch ihre schlechten Sitten ihm Schande machten, und setzte verdienstvolle, edle Männer dafür ein; er besuchte fleißig die Versammlungen der Senatoren, er fragte die letztern oft um Rath, und lebte überhaupt ganz vertraulich mit ihnen; er speiste in ihren Häusern und zog sie auch an seine Tafel. Dabei strebte er die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz an — es fällt dir gewiß manches Wort darüber von ihm ein — und wie schnell wurden unter seiner Leitung die vielen Prozesse zu Ende gebracht, die sich förmlich zu Bergen aufgehäuft hatten. Aber das konnte auch nur so ein Mann wie er, der einen Fleiß besaß wie er selten auf dem Throne vorkommen wird.

Plinius. Er hat einmal gesagt, das Leben eines Kaisers müsse ein mühsames sein; das seinige war es in der That.

Quintil. Was mir ganz besonders Verehrung und Bewunderung eingeflößt hat, war seine Mäßigkeit und Einfachheit. Du weißt wie er alle Verschwendung im Essen und Trinken abschaffte; wie er durch sein eigenes Beispiel die schlechten Sitten, die groben Ausschweifungen verbannen wollte. Wie einfach war sein Hausgeräth, und mit welcher Vorliebe pflegte er das kleine Landhaus, worin seine Großmutter gewohnt hatte! Kein Stein durfte daran verändert werden; es war ihm lieber als der glänzendste Palast. Ueber eitle Pracht und Ehre schien er völlig erhaben zu sein, und traf er Stolz und Dünkel bei Andern an, so belächelte er sie mitleidig, oder strafte sie mit Scherz

und Witz. Man erzählt — vielleicht hast du auch gehört davon — daß ihm Vologesus einen Brief gesandt habe mit der Aufschrift: der König aller Könige Arsaies an den Flavius Vespasianus. Er antwortete sofort sehr freundlich in einem Briefe, welcher die Aufschrift trug: Flavius Vespasianus an den König aller Könige*). So gab er auch nie gern den neu aufgebauten Häusern seinen Namen, sondern den der alten Besitzer. Und als er fast gezwungen den Triumph über die Juden feierte, wurde ihm das Gepränge so zur Last, daß er ausrief: „Mit Recht werde ich gestraft, daß ich alter Mann noch so thöricht gewesen einen Triumph zu verlangen, den ich eben sowenig meinen Vorfahren schuldig war, als ich ihn selbst jemals hoffen konnte"**). Auch den Titel eines Vater des Vaterlandes nahm er sehr spät und ungern an.

Plinius. Mich hat immer an ihm die edle Menschenfreundlichkeit erfreut. Er war gegen den Geringsten seiner Bürger theilnehmend und herablassend. Das eine Beispiel schon, was mir gerade einfällt, beweist es klar. Ein Baumeister hatte ein Mittel erfunden, Säulen von ungeheuerer Größe mit wenig Kosten auf das Capitol zu schaffen. Vespasian freute sich darüber, belohnte ihn gut, nahm aber das Mittel nicht an, weil es seinen ärmeren Bürgern die Arbeit nehmen konnte. „Du mußt mir's", sprach er zum Baumeister, „zu gute halten, daß ich dem gemeinen Manne auch gern seinen Verdienst lasse."

Quintil. Und bei so viel Liebe im Herzen, besaß

---

*) Römische Geschichte von Crevier.
**) Suetonius, Leben Vesp., Cap. 12.

er so klare und helle Gedanken im Geiste! Trieb er doch mit dem Aberglauben, der vielen Römern fest im Blute sitzt, nur seinen Scherz! Erinnerst du dich vielleicht der Rede, daß das Grabmal der Cäsaren sich plötzlich aufgethan habe? Vespasianus lachte, als er es hörte und sagte: „Das Wunder geht mich nichts an, ich bin nicht aus des Augustus Geschlechte.“

Plinius. Mir ist nur bekannt, daß er gesagt hat, als der Comet erschien: „Wenn dieser Stern Jemandem wirklich etwas Böses prophezeit, so geschieht es dem Partherkönig, der hat lange Haare; nicht mir, ich bin kahl.“

Quintil. Und solch einen Kaiser, der so reich an Weisheit und an Liebe war, mußten wir verlieren! Hast du etwas von seiner Krankheit und seinen letzten Stunden gehört?

Plinius. Du weißt, daß er sich vor Kurzem auf seine Güter bei Reate begeben hatte, um Cutilische Wasser zu brauchen*). Die Wasser entkräfteten ihn sehr; aber trotz der Krankheit besorgte er fort und fort die Regierungsgeschäfte, und hat sich auf diese Weise durch seinen Fleiß dem Tode geopfert. Als sein Ende nahte, stand er aus dem Bette auf, und sprach: „Ein Kaiser muß stehend sterben!“ und verschied in den Armen seiner Diener.

Quintil. Was wird nun mit unsern Träumen vom Glück des Vaterlandes, von der Hebung der Schulen! — Doch es lebt sein Sohn Titus, er ist der Thronerbe!

*) Nach Plinius waren die Cutilischen Wasser im Sabinischen die kältesten, erwiesen sich aber für Magen, Nerven &c. sehr dienlich.

Plinius. Auf ihn wollen wir nicht zu große Hoffnungen bauen; man kennt gar viele Sünden seiner Jugend. Aber Menschenfreundlichkeit ist allerdings auch ihm nicht abzusprechen.

Quintil. Gewiß nicht! Rom weiß es ja, wie er bei aller Tapferkeit während der Belagerung von Jerusalem, niemals die Milde vergessen hat. Er wollte Vieles der Stadt erhalten, namentlich den Tempel retten; er hat sich entsetzt über die Gräuelthaten, die begangen wurden*); er hat wiederholt Gnade angeboten, und zuletzt Gott zum Zeugen angerufen, daß er an solchem Elende nicht schuld sei. „Nicht ich," sprach er, „habe gesiegt, ich habe nur meine Hände der göttlichen Rache dargeboten." Ein gutes Herz besitzt er, und ein gutes Herz auf dem Throne ist ein lichter Stern für das Volk! Ich habe nur eine Sorge. Mögen die Götter uns vor einem Bürgerkriege bewahren! Die Schulen gedeihen nur im Frieden. Wenn die Waffenklänge die freundlichen Gesänge übertönen, wenn die Menschen sich entzweien und anfeinden, dann ist die Wissenschaft verlassen.

Plinius. Wenn nur nicht ein Tyrann einzieht in Rom, der die Schulen in Ketten und Banden schlägt. Freie Schulen, freie Völker! Das ist dein und bleibt mein alter Wahlspruch. Schon hat der Volksgeist sich gehoben in Rom; eine neue Sclaverei der Schulen wirft ihn wieder nieder!

Quintil. Wollen wir nicht so trübe sehen! Laß

*) Als er erfuhr, daß man einzelnen Juden die Bäuche aufgeschnitten habe, um das verschluckte Gold zu finden, ließ er die Uebelthäter sofort in einen Kreis zusammentreiben und mit Pfeilen niederschießen.

uns voll Vertrauen zu Gott der Zukunft entgegen gehen! Er wird die Saat Vespasian's nicht untergehen lassen! —

Nach andern traulichen Gesprächen trennte sich Plinius von seinem Lehrer, der sich den schmerzlichsten Gefühlen in der Einsamkeit überließ. Seine Trauer über den Tod Vespasian's war eine aufrichtige und tiefe. Er hatte an seinem Kaiser die festeste Stütze verloren.

24. Capitel.

— Tendit in ardua virtus.
Ovid.

Titus wurde Kaiser des römischen Reiches, und es ging von dem Augenblicke, wo er den Thron bestieg, eine große Umwandlung in seinem Leben vor. Mit der äußerlichen Erhebung seiner Person verband er auch eine innere Erhebung seines Geistes und Herzens. Hatte er schon früher nicht gerade so sehr wie sein Vater dem Gelde seine Neigung geschenkt, so hörte dieselbe, als er Herr wurde, ganz auf. Auch nicht die geringste Erpressung ließ er sich zu Schulden kommen; nicht das Geld, das Herz lenkte seine Schritte. Sein Lebenswandel hatte sich früher in Ausschweifungen aller Art verirrt. Sein Haus war mit Pantomimen und mit Sclaven angefüllt, die ihm zur Befriedigung sinnlicher Gelüste dienten; aber als er Kaiser wurde, entfernte er diese Leute von seinem Hofe; er gab die langausgedehnten Mahlzeiten und Schmausereien auf; ja, er trennte sich von seiner geliebten Berenice*),

*) Geliebte des Titus, welche sich durch Reiz, Verstand, erhabene Denkungsart auszeichnete, doch aber nicht fleckenlos in ihrem Lebenswandel war.

blos weil er glaubte, es würde dies großen Tadel bei seinen Unterthanen finden, wenn er sie heirathete. Er opferte also seine Neigung der Staatsklugheit auf. Ueberhaupt schien er anzunehmen, daß die höchste Stelle im Staate seiner Freiheit Grenzen setze, und daß, je mehr er thun könne, desto weniger ihm erlaubt sei. Wie viele fallen in Versuchung, wenn sie durch das Glück hochsteigen; Titus legte seine Fehler ab auf dem Throne und setzte sich mit der Kaiserkrone zugleich die Tugendkrone auf. Er sprach auch aus, daß nichts zur Freundschaft mit ihm berechtige als Tugend. Sein überaus sanftmüthiges Herz war weit entfernt, lieblose Anklagen anzunehmen; ja er schaffte die Angebereien, die schon sein Vater unterdrückt hatte, gänzlich ab. „Dergleichen Verbrechen," sagte er, „die man immer ausforscht, gehen weder mich oder meine Vorfahren an. Was mich betrifft, so kann ich nicht beleidigt oder beschimpft werden; denn ich thue nichts Böses, und Reden, die sich blos auf Lügen gründen, scheinen mir nur verachtungswürdig zu sein. Was meine Vorfahren im Reiche anlangt, so mögen sie selbst ihre Beleidigungen rächen, wenn ihnen anders die Rechte der Gottheit zu Theil geworden sind." Er ließ die Angeber mitten auf dem Markte prügeln und stäupen, ließ sie zur Schau auf dem Amphitheater herumführen, als Sclaven verkaufen oder auf rauhe wüste Inseln schaffen. Die Oberpriesterstelle übernahm er blos, um seine Hände von Blut unbefleckt zu erhalten. Von einer gewissen Despotie, die sich früher an ihm zeigte, war keine Spur mehr, und er hatte nur Liebe und Güte für seine Unterthanen. Aus dieses edlen Kaisers Leben müssen wir hier einen Tag einschalten, weil er mit der Lebensgeschichte unsers Quin-

tilianus zusammenhängt. Wir treten also ein in den kaiserlichen Palast zu Rom und finden den Kaiser Titus an einem Nachmittag auf einem Sessel ruhend.

Titus. Schon ist der Tag halb verronnen; wieder ein Abschnitt des Lebens, dieses mir von der Gottheit geliehenen Kleinodes vorbei! Ich sitze auf dem Throne, da wo der unermüdliche Fleiß, die eifrige Tugend, die rastlose Liebe sitzen soll, und wie oft entfliehen mir noch Stunden, die durch keine That geweiht worden sind. Heißt das nicht die Gottheit betrügen um den Plan, den sie mit mir hat, heißt das nicht den Thron selbst herabsetzen und entweihen? — Wo bleibt heute mein Clarus? (Er läßt seinen Freund und Rathgeber Clarus rufen durch einen Hofdiener; derselbe tritt bald in des Kaisers Zimmer ein mit herzlichem und ehrerbietigem Gruß.)

Titus. Clarus, schon längst sehnte ich mich nach dir. Sieh der Tag ist wieder halb vorüber, und ich habe noch nichts für das Wohl der Menschheit gethan. Müßig habe ich der Ruhe gepflegt und mich eingewiegt in süße Träume. Ich habe gelesen von großen Thaten meiner edlen Vorfahren, habe mich geweidet am alten Römergeiste, aber während dieser Zeit ist nichts geschehen, was mir am Abend das Kissen meines Thrones sanft machen, was mich erheben und trösten könnte. Clarus! Clarus, nenne mir eine That, die ich noch vollbringen kann, und ich will dich aufrichtig belohnen dafür!

Clarus. Mein gnädiger Herr!

Titus. Nenne mich nicht gnädig! Was ist meine Gnade gegen die Gnade der Götter! Sie allein sind gnädig, und wir vermögen nur schwach, sie nachzuahmen. Wie wenig habe ich thun können für die Herstellung

Campaniens nach dem Ausbruche des Vesuv; wie klein ist meine Hülfe in der Pestzeit und in der traurigen Feuersnoth gewesen! Ach wie armselig kam ich mir mit all meiner Macht da vor!

Clarus. Deine Hand hat gethan, was sie konnte! Sind nicht die Verheerungen in Campanien zum großen Theil beseitigt? Wie viele Capitalien hast du dahin wandern lassen! Bei der Feuersbrunst hast du erklärt, aller Verlust ginge auf deine Rechnung, und in der That die Opfer sind groß, die du der Armuth, der Rettung der Bedrängten gebracht hast; und sie sind um so größer, als du jedes Geschenk von außen abgeschlagen hast.

Titus. Soll sich der Vater des Vaterlandes von Fremden beschämen lassen, wenn es gilt für sein Volk zu sorgen? Den Ruhm redlicher Fürsorge behalte ich gern für mich allein!

Clarus. Das Volk nennt dich die Freude und Wonne des Menschengeschlechts!

Titus. Sei still, Clarus, und zischle mir solch ein Wort nicht mehr in meine Ohren. Hast du mich lieb, so komme nicht zu mir mit dem Tranke der Schmeichelei. Ein rasend Gift ist sie; sie raubt dem Menschen alle Kenntniß seiner selbst, sie verstrickt ihn in betrügerischen Wahn; sie macht ihn ungerecht gegen die Ehrlichkeit und Wahrheit; sie ist die versengende Luft des Thrones, die alle wahre Weisheit und Thatkraft erstickt. Das gemeine Heer der Kriecher und Speichellecker habe ich wie mein Vater weit entfernt und die Freunde der Wahrheit und der Tugend mir genähert. Ihrer Freundschaft werth zu sein, soll mich nie die Trägheit im Handeln beschleichen.

Clarus, eine That, bevor die letzten Stunden des Tages verrinnen!

Clarus. Es sitzen die beiden Patrizier noch gefangen, welche an der letzten Verschwörung mit Theil genommen haben. Das Volk erkennt, wie schwer ihr Vergehen war, und je mehr es dich liebt, desto ernstlicher verlangt es die strenge Bestrafung dieser Uebelthäter. Das Heil des Staates verlangt übrigens eine baldige Entscheidung, ein rasches Fällen des Urtheils.

Titus. Mein Freund du scheinst es dir heute ernstlich vorgenommen zu haben, mich auf gefährliche Bahnen zu leiten. Eilen soll ich mit dem Urtheil; weißt du denn auch wie schwer ein gerechtes Urtheil ist? Und nichts würde meinen Thron mehr schänden als voreilige, leichtsinnige Urtheile. Also mit Strafen soll ich den zweiten Theil dieses Tages enden? Soll ich mich rächen an meinen Feinden, soll ich sie fühlen lassen, wie tief sie unter mir stehen, soll ich in sie dringen und sie zu Verräthern ihrer Genossen machen, soll ich sie mit meinem Arm zerschmettern, und als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilen, soll ich für alle Zeiten ihren Geschlechtern meine Gunst entziehen, und vielleicht auch ihre Kinder in Ketten und Banden schlagen? O welche furchtbaren Abgründe öffnen sich dem Hochgestellten bei jeder That seiner Gewalt! Aber, Dank euch ihr Götter! noch seufzt kein Unschuldiger im Kerker, der meiner fluchen könnte, noch klagen mich keine Waisenthränen an, noch habe ich kein Todesurtheil unterzeichnet. Auch in Zukunft soll die Rache nie mein Herz verhärten, und diese Hand soll rein und unbefleckt bleiben! Clarus, laß die Patrizier zu mir führen!

Durch einen Diener wurden die beiden Römer, welche sich gegen Titus erhoben hatten, hereingeführt, ihre Namen waren Ennius und Rufus.

„Ihr habt," so redete sie Titus an, „eine schlechte Art gewählt, die Gunst eures neuen Herrn und Kaisers euch zu verschaffen!"

Rufus. Wir trachten nicht nach Gunst der Menschen. Das Vaterland war unser Ziel bei unserer That. Wir hielten es für bedroht bei deiner Thronbesteigung, und schwuren, es zu retten. Wir sind bereit zu sterben!

Titus. Ihr wolltet euch selbst auf den Thron setzen, der doch nur ein Geschenk des Schicksals ist, und dessen Erstürmung durch Zwangsmittel, durch Blutvergießen stets ein sehr trauriges Glück ist, welches nie gute Früchte trägt, und nur vom tollen Wahn erstrebt wird. Nicht Tod sei euer Loos; aber Gefängniß, ewiges Gefängniß, damit ihr euern Sinn und eure falschen Grundsätze ändern lernt.

Ennius. Die Ketten werden nur schwache Fesseln für uns sein. Frei schlägt unser Herz noch in der Brust, und lieber wählen wir die Gefangenschaft des Körpers als die Knechtschaft des Geistes.

Titus. Habt ihr Genossen eurer That?

Ennius. Wir haben sie; aber wir halten es für gemein und niederträchtig sie zu nennen. Nicht als Schurken haben wir uns verschworen, sondern als freie Männer; wir werden nie uns selbst verrathen, wir können schweigen und sterben. Du hassest ja auch selbst wie wir die Angeber und Verräther, und wirst uns die Gnade erweisen, den Tod der Schlechtigkeit vorziehen zu dürfen.

Titus (für sich). Beim Zeus! hier finde ich ein paar

Männer, die noch alten römischen Kern in ihrer Seele haben. (Laut zu den Patriziern.) Euer fester Mannessinn freut mich in der That; und schwer bedaure ich es, daß er sich als Waffe gegen mich wenden mußte. Das Volk wünscht euern Tod; ich wünsche eure — Liebe! Euer Haß kränkt mich, beunruhigt mich; ich würde ihn mit einer Strafe unschädlich machen, aber nicht auslöschen. Wohlan, hier habt ihr meine fürstliche Hand zur Versöhnung! Die Strafe sei euch erlassen, und ich hoffe, daß mein männliches Handeln euer Vertrauen zu mir erwecken und bewahren wird. Und damit ihr nicht den geringsten Groll, nicht den leisesten Mißton im Herzen fort tragt, so sollt ihr diesen Abend meine Gäste sein. Du Ennius hast eine sorgende Mutter in deinem Hause. Um ihr das Herz zu erleichtern, werde ich sogleich die Nachricht hinschicken, daß du frei und außer aller Gefahr bist*).

Ennius. Mein Kaiser, vor solcher Liebe, vor solcher Großmuth will ich mein Knie beugen, welches noch nie vor Menschen sich gedemüthigt hat.

Rufus. Mich drückt dein Wort beschämt zu Boden; nie würdest du mich mit dem Schwerte überwunden haben; aber durch diese That deiner Milde gegen uns hast du mein Herz, mein ganzes Herz gewonnen und dankbar will ich lebenslang mich zeigen. Ich sehe, daß das Vaterland durch dich, in dessen Hand so viel Güte ruht, nicht in Gefahr gerathen, sondern zum Heile gelangen wird. Nimm unsern Dank, er ist so frei, so ehrlich, wie unsere Abneigung vor dir früher war. — Die beiden Patrizier wurden auf einen Augenblick entlassen und kamen dann zur Tafel des Kaisers.

*) Siehe Geschichte der römischen Kaiser, von Crevier.

zu welcher auch der Lehrer Quintilianus und andere Freunde des Titus geladen waren. Die Gäste wurden in einen Saal geführt, wo die Bildnisse und Statuen berühmter Römer in Menge standen.

„Hier, in dieser Gesellschaft laßt uns das Mahl zu uns nehmen," sprach Titus zu den Versammelten, „doch damit wir ihrer würdig sind, wollen wir vorher noch eine kurze Berathschlagung halten. Ich weiß, daß immer noch Elend in Rom ist, vielleicht tief verborgenes Elend; ich weiß, daß noch Unglückliche seufzen, die vielleicht beim letzten Brande alle Habe, alles Gut verloren haben. Nennt mir eine Stätte der Noth, damit ich noch heute mich zur Hülfe entschließen kann.

Clarus. Nicht weit vom Pantheon wohnt eine Familie, brav und redlich. Der Vater hat mit am Baue des Capitols gearbeitet, und sich damals durch Fleiß und Emsigkeit ausgezeichnet. Er hat dabei immer den Geist des Friedens und der Eintracht unter den Arbeitern aufrecht erhalten, und den Bau ungemein gefördert.

Titus. Ist ihm eine Auszeichnung zu Theil geworden?

Clarus. Nein! Leider ist er mit abgebrannt und hat Alles verloren. Halb nackend hat er fliehen müssen mit den Seinen aus den Flammen. Weinend und händeringend sah man ihn am andern Tage auf den Trümmern seines Hauses herumgehen und suchen; er vermißte eines seiner Kinder. Es ist wieder gefunden worden. Aber er wird den Bettelstab nehmen müssen, um sein und seiner Kinder Leben zu fristen.

Titus. O nein, mein Clarus. So lang sein Kaiser lebt, dem er gedient, soll er nie in seiner Noth verlassen sein. Die ersten Diener des Reichs, die so hoch stehen,

daß sie das Gute ohne Aussicht auf besondere Anerkennung thun sollten, belohnen wir, und schmeicheln ihrem Ehrgeiz; aber der Arme, der im Schweiße seines Angesichts sich müht, der so sehr eine Aufmunterung seiner Tugend braucht, den lassen wir ohne Auszeichnung. Wir schlagen ihn in Ketten und Banden, wenn er vielleicht, vom Schicksal geneckt, vom rechten Wege wich, aber wir haben keine Erhebung für ihn, wenn er ein leuchtend Exempel der Rechtlichkeit war. O Freunde, sucht die Tugend auf in meinem Reiche, und wenn ihr sie findet, zeigt sie mir! Wo ich sie sehe, sei es im Palast des Reichen, sei es in der Hütte der Armen, sei es im Weltgewühl, sei es in der Stille, ich will hingehen und ihr die Krone aufsetzen. Nicht umsonst hat mich die Gottheit zu ihrem Stellvertreter gemacht. — Clarus, gieb Befehl, daß das Haus des Arbeiters aufgebaut und ihm eine Unterstützung von 1500 Sesterzien gezahlt werde. Hast du, Quintilianus, nicht noch etwas zu berichten? Ich weiß, daß dein Herz immer theilnehmend für das Wohl der Menschheit schlägt.

Quintil. Mein theurer Fürst! Unvergeßlich wird es mir bleiben, mit welcher Gunst und Gnade dein hoher Vater mich beehrt, und mit welcher Güte auch du meiner gedacht hast. Das Vertrauen auf deine Huld läßt mich heute auch eine Bitte dir an's Herz legen, die du mir nicht übel deuten magst. Es lebte noch vor einiger Zeit der Bruder meiner theuren Gattin als Lehrer hier in Rom. Er war treu und gewissenhaft in seinem Amte; von einem Pädagogos stieg er auf bis zum Grammatiker. Aber er mußte stets in Dürftigkeit leben. Die vielen Arbeiten und Anstrengungen machten ihn siech; er mußte den Weg zur Unterwelt wandern und ließ ein trauernd

Weib und eine hülflose Kinderschaar zurück. Ich that was ich konnte, und theilte mit ihnen meinen Gehalt. Aber die Flammen haben auch das Haus der Wittwe mit erreicht, und das Elend ist groß. Kannst du etwas thun, mein hoher Gebieter, so wirst du auf's Neue mich zu ewigem Danke verpflichten.

Titus. Sorge nicht! Deine Lieben sollen geborgen sein. Was wir an dem Vater versäumt haben, wollen wir an den Kindern nachholen. Erfährst du noch etwas von Lehrern, die von der Noth dieser Zeit schwer getroffen worden sind, so führe sie zu mir; was ich vermag zu thun, wird geschehen. Die Lehrer müssen frei von qualvollen Sorgen sein, wenn sie etwas Rechtes lehren sollen. Wer von euch, meine Freunde, sonst noch irgend einen Bedrängten oder vom Unglück heimgesuchten Bürger kennt, der weise ihn an mich. Ich versichere euch, daß Niemand von seinem Landesherrn ungetröstet fort gehen wird.

Es wurden hierauf noch einige Stätten des Elendes genannt, und Titus gab die sorgsamsten Befehle zur Hülfe. Dann wandte er sich heiter an die versammelten Gäste mit den Worten: „Nun, meine Freunde, nachdem wir uns durch Theilnahme am Geschicke unserer Bürger vorbereitet auf die Freude, nachdem wir uns bemüht, Seufzer und Mißtöne zu beruhigen, und uns also des Mahles würdig gemacht haben, so laßt es uns in ungetrübter Heiterkeit halten!"

Das Mahl begann; es war gewürzt durch trauliche Unterhaltungen und durch Erinnerungen an Sprüche der Weisen aller Zeiten. Die Herablassung, die Sanftmuth des Titus nahm aller Herzen ein, und jeder schied von seiner Tafel mit dem inständigsten Flehen zu den Göttern,

diesem Freunde der Menschheit langes Leben und reines Glück zu schenken.

Als Titus allein war, trat er vor die Statue seines Vaters. „Wohl mußte ich," so sprach er leise für sich, „am gestrigen Abende sagen: Ich habe einen Tag verloren, denn ich habe ihn durch keine gute That in das Buch meines Lebens eingezeichnet. Der Gottheit Dank! heute kann ich ruhiger mich dem Schlummer übergeben. Aus zwei Feinden habe ich Freunde mir geworben, niedergedrückte Gemüther sind aufgerichtet und Elend ist gehoben worden. Geist meines Vaters, so wirst du mir nicht zürnen! So habe ich eingelenkt in deine Bahn! So pflege ich deine Saaten! Du, Allmächtiger, halte Wacht, daß die Schlechtigkeit und Bosheit, die ja nie ganz von der Welt weicht, meinen Bau der Humanität nicht zertrümmern und zerstören darf!

---

25. Capitel.

Nullum a labore me reclinat otium —
Horat.

Eine Krankheit, die den Titus auf der Reise überfiel, raffte ihn hinweg, und so wurde der Menschheit einer ihrer besten Freunde nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse geraubt. Sein menschenfeindlicher Bruder Domitian folgte ihm. Was das römische Volk unter ihm gelitten, werden spätere Capitel sagen. Nur soviel sei erwähnt, daß Quintilianus oft in seinem Gemüthe trauerte über die Umwandlung in der Regierung. Während früher das Recht, die Wahrheit und die Menschenliebe den

Kaiserthron geschmückt, schändeten ihn jetzt Verfolgungssucht, finsterer Wahn, Grausamkeit, Unrecht, Laster aller Art. Unser pädagogischer Held zog sich vom Schauplatz der Oeffentlichkeit mehr und mehr zurück, und beschränkte sich auf seine Häuslichkeit, welche ihm gewürzt wurde durch eine neue Lebensgefährtin und durch seinen achtjährigen Sohn. Den ersten hatte ihm leider der Tod geraubt. Er arbeitete mit ganzer Begeisterung an einem Werke, in welches er Alles hineinlegen wollte, was die Erziehung zur Beredtsamkeit verlangt, und in welchem er ein klares Bild eines vollkommenen Redners aufzustellen sich bestrebte. Das Werk sollte einstmals seinem Sohne eine Unterstützung gewähren, da er ihm an Vermögen nichts hinterlassen konnte. Die folgende Scene zeigt uns den besorgten Vater, wie er noch spät des Abends an seinem Tische arbeitet. Sein Sohn Paulus tritt herein, um zu sehen, was er treibt.

Paulus. Schon wieder, theuerster Vater, schreibst du so lange und so emsig; höre auf und ruhe aus!

Quintil. (schließt ihn in seine Arme). Mein gutes Kind!

Paulus (nimmt ihm den Griffel aus der Hand und streichelt ihm die Wangen). Nicht wahr, du hörst auf? Wie deine Schläfe wieder pochen! Erst gestern hast du die ganze Nacht gearbeitet, und nicht geschlafen! Erhole dich, sonst wirst du krank, und da würde ich nicht mehr aufhören mit Weinen!

Quintil. (giebt dem Knaben einen Kuß). Ich arbeite für dich mein guter Paulus. Ich bin nicht reich; ich habe einstmals keine Schätze für dich. Mein einziger

Reichthum ist dieser Griffel, damit will ich für dich sorgen *).

Paulus. O sorge nicht, mein Vater! Wenn ich groß bin und ein Lehrer und ein Professor wie du, dann sollst du sehen, wie ich mir da Lob und Geld verdienen werde; und das theile ich Alles dann mir dir. (Er tritt auf eine Bank, und fängt mit lauter Stimme eine Rede von Cicero an, die er oft vom Vater gehört hat.)

Quintil. Ei wie schön, mein kleiner Cicero; fahre nur so fort und du wirst einstmals viele Herzen erobern!

Paulus. Jetzt komme! Die Mutter sagt auch immer, du sollst dich schonen. Ich werde ihr sagen, daß du jetzt aufhörst mit arbeiten (er geht fort).

Quintil. Ich soll mich schonen? Ach, ihr Guten wißt nicht was das heißt! Sich schonen, heißt bei mir: zulassen, daß die Sorgen um mein Haus und meine Familie immer größer werden, daß der Mangel bei mir einzieht und die Heiterkeit und Ruhe der Meinigen untergräbt. O ich fühle es wohl, daß meine Kräfte bisweilen ermatten wollen; ich werde gewahr, daß der Geist weiter geht, als ihm der Körper folgen kann, und daß das Schwert des Todes über meinem Tische hängt. Aber ich darf nicht nachlassen, immer wieder muß ich mich aufraffen. Jeder Stand hat seine eigenen Sorgen, aber wir Lehrer fühlen dieselben doppelt und dreifach. Was kann ich einst meinem Sohne hinterlassen? Nichts als Mangel

---

*) Wohl war Quintilianus vor bitteren Nahrungssorgen durch Vespasian sicher gestellt; aber der Reichthum, den man ihm (nach Juvenal's Worten in den Satyren) beilegte, war sicher eine Erdichtung. Wenigstens läßt er sich nicht durch schlagende Gründe beweisen.

und Armuth! Doch nein, dahin soll's nicht kommen! Noch regen sich die Schwingen meines Geistes und mein Werk soll vollendet werden. Den Jüngsten nahm der Tod mir aus den Armen; mag der Allmächtige meinen Paulus mir erhalten, auf dem meine ganze Hoffnung ruht. Ach, es ist ein schöner Traum zu wissen, daß ein Sprößling von uns, der unsern Namen trägt, der unsern Geist besitzt, die Arbeit und das Schaffen fortsetzt, was wir begonnen; daß also unser Streben in unsern Kindern fortlebt, daß wir durch sie auch nach dem Tode noch mit der Menschheit verbunden bleiben. (Paulus kommt wieder um ihn nochmals zu rufen.) Sohn meiner theuren Livia komm her, sieh diese Tafeln sind für dich geschrieben, wirst du mir sie auch bezahlen?

Paulus. Wenn ich einmal reich bin, will ich's thun; jetzt habe ich ja nichts, was ich dir geben könnte.

Quintil. O doch! Denke nur nach! Mühe wird nur durch Mühe belohnt.

Paulus (erfreut). Jetzt weiß ich es. Du willst ich soll ein tüchtiger Redner werden, wie auch schon der Großvater gewesen ist.

Quintil. So ist's!

Paulus. Ich habe gestern das Gedicht auswendig gelernt, welches du mir aufgegeben hast. Soll ich dir es hersagen?

Quintil. So fleißig bist du gewesen? Nun gut, aber nicht hier magst du es sagen. Wir gehen zur Mutter, damit auch sie die Freude über deinen Fleiß haben kann. Und wenn du das Gedicht wirklich schön hersagst, dann sollst du auch das Buch für deine kleine Bibliothek bekommen, was dir neulich so gut gefiel.

Paulus (hüpfend und dem Vater die Hand drückend). Ei, da freue ich mich! Wenn du es nur nicht selbst brauchst; du bist so gut und schenkst mir immer so viel!

Quintil. Nur wenn du es verdienst, mein Paulus. Nun laß uns zur Mutter eilen. (Sie gehen aus dem Arbeitszimmer heraus).

Bald zweitausend Jahre sind seit der Zeit verflossen; und immer noch sind Sorge und Armuth die Gefährten des Lehrerstandes. Auch über den Lehrern der heutigen Zeit hängt das Schwert des Todes und viele müssen in der Blüthezeit ihres Lebens in das Grab wandern. So manchen sah ich dastehen in der schönsten Manneskraft, er wirkte und strebte wie ein Feuergeist. Aber die karge Besoldung war nur eine schwache Unterstützung seines Haushaltes. Er mußte tagelöhnern mit dem Geiste, und wenn er aus dem Jugendtempel heraustrat und in dem Kreise der Seinigen Erholung sich gönnen wollte, da kam ihm hier das besorgte ängstliche Gesicht der Gattin entgegen, da traten die dürftig bekleideten und Mangel leidenden Kinder mit ihren Bitten vor ihn hin, und hinein mußte er sich wieder werfen in die Fluth der Arbeiten. Keine Ruhe durfte er sich gönnen. Aber sie bereiteten ihm bald eine Ruhestatt, da wo Cypressen wehen, und wo so Mancher erst seine Sorgen niederlegen darf. Weib und Kinder jammerten und schrien; aber es ward ja für sie gesammelt und gebettelt, und sie nährten sich von den Brosamen, die von den Tischen der Müßiggänger fielen. O welch eine traurige Erscheinung! Ist denn die Arbeit

eines Lehrers eine gar so unwichtige, daß man eher zu allen andern Dingen Geld hat, als für sie; sind denn die Erzieher des künftigen Geschlechtes nicht so viel werth, daß man ihnen die Hoffnung gönnt, die auch dem Geringsten nicht zu verdenken ist, die Hoffnung, die Seinigen nicht als Bettler zurücklassen zu müssen? Oder können etwa die Lehrer heutiger Zeit sparen und Geld aufhäufen? Glaubt man denn wirklich, daß ein Geist, der nicht sorgenlos und frei in's Leben schaut, die kleine Kinderwelt frisch, fröhlich, fromm macht? O, viele macht die Noth, die Zurücksetzung, die schlechte Beachtung zu verdrossenen Wüthrichen, die einem ganzen Geschlechte den Typus der Unzufriedenheit einpflanzen. — Es hat einen Fürsten gegeben, der gesagt hat: „Sobald mein Land Ruhe und Friede hat, werde ich zuerst die Unterrichts- und Erziehungsverhältnisse regeln; ich werde die Lehrer von Nahrungssorgen vollständig zu befreien suchen, und ihnen dann die Aussicht auf Beförderung, und wenn es zum Minister wäre, offen halten." Auch heute leben viele menschenfreundliche Fürsten in Europa; möchten sie auch der armen Lehrer gedenken, wie einst Vespasian und Titus, und es ihnen möglich machen, ein anständiges und sorgenfreies Fortkommen in unserer heutigen bedürfnißreichen Welt zu erlangen. Der Segen wird unendlich sein. Die Lehrer werden mit ganzer Spannung, mit vollem Lebensmuthe die Jugend leiten; sie werden mit Begeisterung und mit hingebender Treue dem Vaterlande und ihrem Herrn und Fürsten leben, und ihre Zufriedenheit wird selbst auf ihre Umgebungen im Volke günstig wirken. Kurz, das Land, welches seine Schulen und seine Lehrer hebt, hebt sich selbst; dasjenige, welches dies nicht thut,

wird immer zurückbleiben, und wenn es auch Millionen von Schätzen auffspeicherte, himmelhohe Bauten ausführte und Eroberungen aller Art machte. — Doch vergessen wir nicht, unsern Quintilianus weiter in seinem Leben zu folgen!

26. Capitel.

Non ille pro caris amicis
Aut patria timidus perire.
Horat.

Der Leser trete jetzt im Geiste mit ein in das Tuscische Landhaus des Plinius. Die Ansicht der ganzen Gegend, wo es liegt, ist höchst erquickend. Es befindet sich auf einer romantischen Höhe und unter ihm liegen fruchtbare Felder und Wiesen, die wieder im Hintergrunde mit blauen Bergen und Hügeln eingefaßt sind. Die Gebäude verrathen den edelsten Geschmack; man findet darin Zimmer, die für alle Jahreszeiten eingerichtet sind, und die herrlichste Aussicht bieten. Unter den Plätzchen, welche um das Haus herum liegen, ist die Reitbahn das schönste. Rings um sie herum stehen Platanen, die von üppigem Epheu umgeben sind, und an einer Stelle ist ein Cypressenwald, welcher Dunkel und Schatten dem Wandrer bietet. Hier an dieser stillen Stätte ging Plinius eines Tages spazieren, als sein Freund Quintilianus ihn besuchte. Der Lehrer war sehr betroffen darüber, seinen Schüler so einsam, und wie er sehr bald erkannte, traurig zu finden. Doch schien Plinius seinen Schmerz vertreiben zu wollen als Quintilianus ihn begrüßte, und freundlich lächelnd bot er seinem Lehrer die Hand.

Plinius. Wie freue ich mich, daß du gekommen bist,

Theurer! Aber mein Herz ist in Trauer und Wehmuth gehüllt.

Quintil. Du erschreckst mich; was ist dir geschehen?

Plinius. Mir nichts, aber Helvidius ist todt!

Quintil. Die Nachricht habe ich auch gehört, doch schenkte ich ihr nicht Glauben. Der Arme, ich habe immer gehofft, daß er den Schlingen seiner Feinde entrinnen sollte.

Plinius. Ach, sie waren schrecklich, diese letztvergangenen Tage! Tief haben sie im Marke meines Lebens gewühlt. Der edle, unglückliche Helvidius! Noch sehe ich ihn den Weg zum Tode wandern; die Ruhe, die Standhaftigkeit, die der Unschuld eigen ist, verließ ihn auch nicht auf seinem letzten Gange. Ich hätte die Welt aus den Fugen heben mögen; aber ich konnte nichts thun als trauern und wehklagen.

Quintil. Du hast ihn doch so unermüdlich und weise vertheidigt, wie ich gehört habe.

Plinius. Was hilft vertheidigen bei diesem unmenschlichen Schänder des Thrones? Er hört auf Nichts, als auf seine blinde Wuth und Leidenschaft. Helvidius war unschuldig, und ich werde seine Unschuld rächen an seinen Verfolgern. Die Zeit wird kommen, wo die Bosheit wieder geschlagen und das Laster gerichtet wird; wo die Wahrheit ihre Augen wieder aufschlagen darf, und die Guten und Edlen unseres Volkes wieder Muth bekommen. Ach, mein Helvidius! Schon längst hat das gekrönte Ungeheuer, dieser zweite Nero, das Strafgericht der Gottheit auf sich geladen durch seine schamlose Heuchelei, durch seine tigerartige Grausamkeit, die selbst der unschuldigen

Kinder nicht schont*), durch seine Wollust, die vor keiner thierisch gemeinen Handlung zurückbebt, durch seine Feigheit, die mit der größten Heimtücke gepaart ist, durch seine Blutschande und seine Frevel aller Art. Aber wenn das Maß seiner Schuld noch erhöht werden kann, so hat er es zum Ueberfließen gebracht durch die Hinrichtung meines Freundes. Einen reinen unschuldigen Mann erschlagen, die zartesten Bande, wodurch er an so viele Herzen geknüpft war, zerreißen, einer wohlgerathenen Kinderschaar den zärtlichen Vater nehmen, den Staat um einen seiner Edelsten berauben, das ist zu schwere Schuld; unmöglich kann die Nemesis ihre Geißel und ihr Schwert von einer solchen schmachvollen That zurückhalten.

Quintil. Und ihr wollen wir auch das Gericht überlassen! Obwohl unser Marcus Tullius sagt: „Einen Tyrannen morden ist ehrenvoll", so halte ich es doch nicht für klug und auch nicht gut. Sei auf deiner Hut, mein lieber Secundus! Ich kenne dein Herz; es geräth leicht in Flammen, und zündet dann um sich her. Du weißt wie geschäftig die Spione sind; wie sie durch Wände hören, wie sie die kleinsten Wörtchen verdrehen und Verbrechen darin wittern, wie sie ihre Schlingen nach allen Seiten hin auswerfen, um die edelsten Geister zu fangen. Obgleich deine Rechtschaffenheit eine Waffe ist, vor welcher sich diese elenden Schurken beugen müssen, so bist du dennoch nicht sicher vor ihnen. Hüte dich vor dem Metius Carus. Er hat ja, wie dir bekannt ist, ganze Schaaren schon dem

*) Domitian ließ ein Kind von 13 Jahren tödten, blos weil dasselbe ein Schüler des ihm verhaßten Pantomimen Paris war und mit diesem viel Aehnlichkeit hatte. (Sueton.)

Tyrannen in seine Schlachtarme geliefert; er wird auch dich beobachten. Was Demosthenes von den Sykophanten sagt, paßt ganz auf diesen Elenden: „Ein solcher Mensch schleicht über den Markt wie eine Schlange oder ein Scorpion, der seinen Stachel in die Höhe gehoben hat, und ihn bewegend umherschaut, wo er Jemandem Furcht einjagen und dadurch sich Geld erpressen kann. Als unversöhnlicher Menschenfeind bleibt er fern von den Verbindungen der Freundschaft und Liebe, aber wie die Maler die Umgebung der Gottlosen in der Unterwelt abbilden, so sind auch in seinem Gefolge Verleumdung, Neid, Zwietracht, Hader und Fluch!"

Plinius. Ich trotze den Pfeilen der Feinde. Wer eine gute That auf dem Herzen hat, der muß nicht die Argusaugen der Welt zu sehr fürchten. Sieh ich kam gestern von Rom. Ich sah das Weib des Helvidius im Tempel knieen und die Bildsäule der Gerechtigkeit umfassen. Ich hörte das Flehen der Unglücklichen und sah ihre hülflosen Kinder, wie sie weinend um sie herstanden. Welch ein Schicksal! dachte ich; während das geile Weib des Certus, des Verräthers meines Helvidius, vielleicht in den Armen ihrer Buhler liegt, und ihre schmachvollen Begierden befriedigt, muß sich die edle Gattin des armen Helvidius in den Staub werfen um zu flehen und zu seufzen. Ich konnte mich nicht enthalten, zu ihr zu gehen; ich versprach ihr meine ganze Hülfe; und ich werde mein Wort halten!

Quintil. Schön und edel ist dein Vorhaben, aber in welche Gefahren kann es dich stürzen!

Plinius. Was kann Domitian mir nehmen? Die Aemter? Mit Freuden gebe ich sie hin. Er hat mich

zum Quästor und Prätor gemacht, und soll noch weiter mich fördern wollen. Aber unter einem schlechten Fürsten zu steigen, halte ich für Schimpf und Schande. Mein Fall dagegen kann mir eher Ehre und Vertrauen unter den Besten erwecken.

Quintil. Dein Leben, Theurer, steht auf dem Spiele. Gedenkst du nicht daran, daß er alle die, welche den Tod des Pantomimen Paris beweinten, und den Ort, wo er getödtet wurde, mit Blumen bestreuten, ebenfalls morden ließ? Ach, mein geliebter Plinius, gehe recht vorsichtig zu Wege bei deiner Liebesthat! Dein Leben gehört ja dem Volke, gehört uns, deinen Freunden, gehört der Wissenschaft. Suche es darum zu bewahren! Thrasea suchte sich durch Schweigen lange unter dem Tiger Nero zu schützen und auch Agricola hat durch weise Vorsicht sich dem Vaterlande erhalten. Jäher Trotz ist ebenso sehr wie schimpflicher Gehorsam zu tadeln. Es sind diejenigen höher noch zu achten, welche nicht in einen nutzlosen Märtyrertod sich stürzen, sondern durch Klugheit und Weisheit sich zu retten suchen.

Plinius. Die Liebe ist stärker als die Weisheit und Klugheit. Helvidius war mein Herzensfreund. Seine Hinterlassenen sehe ich als die Meinigen an. Ich kann und darf sie nicht verlassen. Was auch der finstere Fliegenfänger brütet, wie er auch Mord und Verderben um sich verbreitet, barmherzige Thaten finden oft wunderbaren Schutz. Und kostet es auch mein Leben, gern gebe ich es hin für die Rettung so theurer Lieben. Wahr ist es, daß wir unser Leben nicht muthwillig in Gefahr setzen sollen; aber wenn mit der Aufopferung desselben eine That vollbracht wird, die göttlich ist, und die vielleicht

auch den Keim zu einem ganzen Zuge von anderen Edelthaten legen kann, dann ist nicht zu zaudern. Hast du nicht selbst gesagt: „Wer im ganzen Leben nichts lieber hat, als sein Leben, der kann das Leben nicht mit Tugenden ausschmücken." Freue dich, unglücklich Weib mit deinen armen hülflosen Waisen, euer Retter wird bald nahen!

Quintil. (den Plinius umarmend). Nimm diesen Kuß! Du übertriffst deinen Lehrer an Begeisterung für Großthaten, du beschämst ihn durch solche aufopfernde Liebe. Nicht zurückhalten will ich dich von deinem Rettungswerke; aber ich will nicht aufhören zur Gottheit zu flehen, daß sie dich schütze vor der Wuth Domitian's, daß sie einen Schleier über deine Liebe werfe, und deine That dem Spionenheere unsichtbar mache!

Nach einigen andern Gesprächen, und nach einem Abendmahle, welches an einem reizend gelegenen Plätzchen des Landhauses gehalten wurde, kehrte Quintilianus nach Rom zurück. Tief hatte ihn die Unterredung mit Plinius erschüttert, aber die härteste Probe des Schicksals erwartete ihn in seinem Hause. Sein geliebter Paulus war krank, und machte große Befürchtungen rege. Was ein zärtlicher Vater anwenden kann, geschah durch Quintilianus.

---

27. Capitel.

Durum: sed levius fit patientia —
Horat.

Alle Pflege aber, die der treue Vater an sein krankes Söhnlein wandte, half nichts, der Tod nahm dasselbe zur Beute. Ein härterer Schlag konnte nicht auf das Vater=

haupt unseres Helden fallen. Obwohl er durchdrungen war von stoischer Weisheit und Ruhe, so stürzte doch der Tod seines einzigen Lieblings all seinen Muth zu Boden. Wehklagend ging er tagelang in seinem Zimmer umher, und die Welt schien für ihn nicht mehr da zu sein. Oft setzte er sich an seinen Arbeitstisch, um an sein Werk wieder zu gehen; aber der Griffel entfiel gar bald seiner Hand, die traurigen Gefühle erwachten wieder und hielten seinen Geist gefangen. Wie tief ihn der Tod seines Lieblings erschüttert hatte, beweisen die Gedanken, die er an einen vertrauten Freund schrieb:

„Ohne Aufhören und mit ganzer Spannung meines Geistes habe ich gearbeitet, damit das Werk vor meinem Tode noch vollendet würde. Da hat mich mitten in der Arbeit das Schicksal geschlagen und mir die Früchte meiner Arbeit geraubt. Ach, ich habe meinen Sohn, meinen geliebten Paulus verloren. Für ihn schrieb ich mein Werk, auf ihm ruhte meine Hoffnung und mein Stolz; in ihm sah ich die sichere Stütze meines Alters. O es wäre besser, die Flammen verzehrten das Angefangene, als daß ich den Rest meines Lebens mit der Vollendung desselben vollbringe. Kann ich denn mein Leben noch weiter fortschleppen ohne Vorwürfe? Wird mich nicht jeder gefühlvolle Vater tadeln, wenn ich studire statt zu klagen und zu trauern; wird sich nicht jeder wundern, wenn ich die Vorsehung nicht darüber anklage, daß sie mich das hat überleben lassen, was mir das Theuerste auf der Welt war? Wird man mich nicht kalt und unempfindlich nennen, wenn ich nicht murre gegen das Schicksal und an der Vorsehung irre werde?

Noch ist es nicht zu lange her, da mußte ich sie

scheiden sehen, die theure Gefährtin meines Lebens. Mit allen Tugenden war sie geschmückt und lebenslang werde ich sie beweinen. Der jüngste Sohn folgte ihr bald nach; er wurde mit fünf Jahren eine Beute des Todes. Ich glaubte schon damals die Hälfte meines Lebens verloren zu haben, und manche Thräne rann über meine Wangen herab. Ich weiß, daß meine Thränen den tiefen Schmerz der Seele nicht heilen; gefiele es dem allmächtigen Gott ihn zu mildern. Die Anmuth meines Jüngsten, die Schönheit seines Gesichtes, die Gefälligkeit seiner Worte, die Lebhaftigkeit seines Geistes erfreuten mich unendlich, und ich würde ihn liebenswürdig gefunden haben, wenn er auch nicht mein Sohn gewesen wäre. O wie tief fühlte ich schon damals bei seinem Tode die Schläge des Schicksals, welches gegen mich grausamer ist als gegen Andere. Aber ich ward nach und nach wieder ruhig; die Wunden fingen an zu vernarben. Blieb mir doch noch mein ältester Sohn, welcher mein ganzes Vergnügen war. Wenn er sich auf mein Knie setzte, mir zulächelte, wenn er mich umschlang, da wurde mein Blick wieder heiter. Er reichte hin zum Trost für mich; er zeigte nicht nur Blüthen, sondern Früchte. Ich habe Erfahrung; ich kenne die Kinderwelt; aber ich schwöre bei meinem Unglück und bei den Manen meines theuren Sohnes, daß ich noch in keinem Kinde so viel Anlage für die Wissenschaft, so viel Geschmack und Neigung für das Studium (seine Lehrer wissen es), so viel Rechtlichkeit, Gefühl, Gutmüthigkeit, Sanftmuth, Menschlichkeit gefunden habe. Und all diese Blüthen eines jungen Lebens hat ein Blitzstrahl vernichtet! Er muß mich fürchten machen, daß dasjenige, was so zeitig reift, nicht von langer Dauer ist und daß

eine geheime finstere Macht besteht, welche unsere schönsten Hoffnungen zerstört, damit wir uns nicht über die Grenzen unseres Glückes erheben. Ach, mein geliebter Freund, wenn Einer Großes versprach, so war er es. Selbst zufällige Vorzüge fehlten bei ihm nicht, wie eine wohlklingende Sprache, ein freundliches Gesicht; und das Erlernen der Sprachen fiel ihm so leicht, als ob er für sie geboren gewesen wäre. Und wie fingen seine Tugenden schon an zu keimen! Friedlich, heiter und lustig war er auf dem Spielplatz, und ich kann die verödete Stelle nicht anschauen, ohne zu weinen. Wenn ich den Sprüngen seiner Lustigkeit zusah, wenn er im Gefühl seiner frischen Kraft vor mir Leibesübungen machte oder exercirte, ach da ging manch schöner Traum durch meine Seele; ich hoffte, daß ein alter Römer in ihm auferstehen werde. Mit Gleichmuth und Festigkeit wappnete er sich gegen Furcht und Schmerzen, und mit Geduld und Gelassenheit hat er seine Krankheit von acht Monaten getragen! Er tröstete mich selbst in seinem Tode noch und bat mich, nicht so zu weinen. Niemals verirrte sich sein Geist und selbst in seinen Träumen war er mit Wissenschaft und Studien beschäftigt. Dahin sind alle meine Hoffnungen nun! O mein Sohn, rufe ich oft aus, habe ich es sehen können, daß deine freundlichen Augen für immer sich schlossen, daß deine Seele mir geraubt wurde, habe ich den letzten Seufzer entgegen nehmen, habe ich deinen erstarrten und leblosen Körper in den Armen halten können, ohne mit dir zu sterben? Jetzt, da ich noch lebe, verdiene ich die Qualen, die ich leide, und die traurigen Gedanken, denen ich hingegeben bin. Meinen theuern Sohn, den ein Consul adoptiren wollte, dem schon ein weiser Lebens-

führer bestimmt war, der die Ehre des Vaters sein sollte, von dem alle Welt glaubte, daß er die Beredtsamkeit wieder zur Blüthe bringen werde — ich sehe ihn nicht mehr! Ach, ich bin ein armer, alter, verlassener Vater, zu Kummer und zu Leid verdammt!

Soll ich mein Leben nicht von mir werfen, welches so krank darnieder liegt? — Nein, wie auch das Schicksal noch seine Waffen gegen mich kehre, ich will ihm meine ganze Manneskraft und Geduld entgegen setzen, und der Allmächtige mag mir den Schmerz besiegen helfen. Noch lebt eine Tochter, ein Weib, welche mein Leben, meine Kraft brauchen. Hineinstürzen will ich mich auf's Neue in meine Beschäftigungen, und will sehen ob ich im Tempel der Wissenschaft meine Ruhe wieder finden kann. Die Philosophie, die alte Trösterin, die Freundin aller Weisen, mag mir das Herz halten, daß es nicht bricht; sie mag mir das Vertrauen zum ewigen Weltregierer neu beleben, sie mag mit ihren Hochgebilden mich über die Erde, die so trübe vor mir liegt, hinausheben, und mir lichte Stellen zeigen, welche mein Herz wieder friedlicher schlagen lassen."

Solche Klagen waren es auch, die er in seinen Briefen an andere Freunde anstimmte. Die Theilnahme, die man ihm bezeigte, war so innig, daß sie sein Herz wenigstens einigermaßen erleichterte. Namentlich schrieb ihm sein Freund und Schüler Plinius die zärtlichsten Worte, und lud ihn ein, eine Reise mit ihm zu unternehmen, damit er sich zerstreue, und nicht untergehe in seinem Schmerze. Quintilianus nahm die Einladung seines Schülers an, und bereitete sich zu einer weiteren Reise vor, von welcher das nächste Capitel mehr berichten wird.

28. Capitel.

— Sapientiae comes est stultitia. —

Kurze Zeit darauf fuhr ein Reisewagen zu einem Thore in Rom hinaus, welcher zwei reiselustige Männer barg. Eine Reise hebt den Menschen über seine Gewohnheitssphäre hinaus, macht die Flügel seines Geistes freier, bereichert den Geist durch die Kenntnisse der Natur, der Völker und ihrer Sitten; eine Reise ist daher ein Heilmittel für viele Krankheiten der Menschen. Menschenfeindliches Wesen, hypochondrische Launen, Tiefsinn, Verzagtheit wird oft durch das Wandern vertrieben. Es schien auch so bei unserm Quintilianus zu sein; traulich und fast heiter unterhielt er sich mit seinem Schüler und freute sich im Voraus auf die Ergebnisse der Reise. Griechenland war ihr Ziel; und zwar lenkten sie ihre Reise zuerst nach Ephesus. Nachdem sie nach den Schulen gefragt und sie besucht hatten, begaben sie sich zu dem Philosophen Appollonius von Tyana. Sie fanden ihn inmitten seiner Schüler, die ihn Gott nannten, und mit der größten Andacht auf seine Lehren hörten, die er mit ziemlichem Selbstgefühl, ja einer Art Vermessenheit vortrug. Als er die Fremden gewahrte und merkte, daß sie ihm zuhören wollten, sprach er: „Ihr seid gekommen um mich auszuforschen.“ „Warum,“ sagte Plinius, „glaubst du das?“ „Ich weiß es,“ war die Antwort! „Aber wie kannst du unsere Gedanken, die wir tief verbergen, wissen wollen?“ „Noch ehe ihr ein Wort sagtet, kannte ich sie. Ich habe mir die Züge der Neugierde und die Züge der demüthigen Wißbegierde genau gemerkt, auf euern Gesichtern las ich die erste.“ Da sich die Schüler

jetzt von ihm trennten, so blieb er mit dem Plinius und Quintilianus allein, und als diese ihm ihre Verwunderung über die Erkennung menschlicher Gedanken ausdrückten, sagte er Folgendes: „Ueberall in der Natur ist Zusammenhang und Nothwendigkeit wahrnehmbar; wenn Wolken aufziehen, so haben sie eine Folge, die unausbleiblich eintritt; wenn ich eine Saite so oder so spanne, so weiß ich, was sie für einen Ton geben wird; wenn ich zwei Thiere zänkischer Art zusammensperre, so weiß ich ziemlich sicher, daß sie kämpfen werden. Nicht anders ist's im Gedankenleben der Menschen. Auch hier herrscht eine gewisse Nothwendigkeit und Gesetzlichkeit. Eine Neigung weckt einen entsprechenden Gedanken; ein Gedanke wieder eine entsprechende Neigung; der freie Wille, den die Menschen haben, ist nichts, als eine siegende Neigung; daher ist er auch immerfort ein anderer, je nachdem sich die Neigungen ändern. Sehe ich nun klar in eines Menschen Neigung hinein, so kann ich in vielen Fällen seine Gedanken errathen, denn sie hängen zusammen mit der Neigung, wie die Blüthe mit dem Saft, der in dem Baume lebt."

Quintil. Wie kommst du aber dazu, der Menschen Neigungen immer kennen zu lernen?

Appollonius. Die Neigungen sind zum großen Theil Folgen der Umgebung eines Menschen, seines Körpers, seines Hauses, seiner Erziehung, seines Standes. Habe ich das Alles erforscht, sind mir die Neigungen eines Menschen so ziemlich sicher. Aber ich zwinge ihn auch, sie mir zu offenbaren.

Plinius. Wie ist das möglich?

Appollonius. Wenn ich bei einem meiner Schüler

eine frevelhafte Neigung, z. B. Liebeshändel, anzufangen ahne, so bringe ich ihn in ein solches Kreuzfeuer von Gedanken, daß er sich nicht anders retten kann als durch Offenbarung seiner Neigung.

Plinius. Das verstehe ich nicht.

Appollonius. Ich will deutlicher sprechen. Ich erzähle einen solchen Liebeshandel mit aller Reizausschmückung, da bekommt er schon Lust mir durch die Erzählung des seinigen seine Neigung zu verrathen; aber er hält noch an sich. Jetzt fange ich an über das Geheimnißvolle der Liebeshändel zu reden, male sie recht fein aus und zuletzt bezweifle ich aus verschiedenen Gründen, daß er eines solchen fähig sei. Da platzt die Rinde, und er beichtet jetzt mit einer Genauigkeit, die mir höchst erfreulich ist. Habe ich ihn aber bei einer Neigung gehörig erwischt, dann habe ich auch sehr oft die andern heraus, denn sie sind theils der Grund der erkannten, theils die Folgen.

Plinius (leise zu Quintilian). Ein Schwätzer und Charlatan! (Laut zu Appollonius). Fürchtest du dich nicht der Sünde, wenn du dich Gott nennen läßt?

Appollonius. Nicht im geringsten. Ich stehe im unmittelbaren Zusammenhange mit der Gottheit; ich bin ein Theil von ihr; mein Denken ist ein Ausfluß ihres Denkens, mein freier Wille ist zugleich der freie Plan der Gottheit. Sonst würde ja mitunter ein Zwiespalt eintreten können zwischen den Bestimmungen Gottes und der Menschen Willen, und einen solchen zu denken, ist eines Weisen unwürdig. Weil also nun alles was an und in mir ist, göttlich ist, so lasse ich es zu, daß die Menge mir den Namen beilegt.

Plinius. Aber dann könnte ja der Böse und Gottlose sich auch rühmen, ein Theil der Gottheit zu sein?

Appollonius. Nicht anders! Und es ist gar sehr die Frage, ob die ewige Gottheit das böse nennt, was wir böse nennen. In meinen Augen ist das Böse, was in der Welt geschieht, nur ein übles Ereigniß, wie etwa der Sturm, der Hagel, die Mißgeburt, in der Natur. Die Bösen sind in meinen Augen moralische Mißgeburten oder am Herzen verkrüppelte Menschen, gehören aber ebenso zu den Ausflüssen der Gottheit wie der verkrüppelte Baum, oder wie das reißende und böse Thier des Waldes.

Plinius. Wie stimmt aber deine Einfachheit und Armuth zu dem Namen eines Gottes?

Appollonius. Gar recht. Weil ich fühle, daß mein Geist aus Gott ist, und ich darin die höchste Ehre, den höchsten Glanz suche, so verschmähe ich allen andern Prunk, der Staub und nichts als Staub gegen den Edelstein in mir ist. O wenn sich doch die Menschen recht oft daran erinnerten, daß sie ihren Ruhm in Gott zu suchen haben, so würde es nicht so viele geben, die sich auf Kleidung und Reichthum, auf Geschlecht und Rang etwas einbildeten. Mein Geschlecht, von dem ich abstamme, ist viel älter als das älteste Königsgeschlecht; es ist das Menschengeschlecht und das ist göttlich, es mag im Bettler oder im König auftreten.

Quintil. (zu Plinius). Ich finde manches gute Samenkorn unter roher Spreu.

Plinius. Was hältst du von den Göttern?

Appollonius. Die Götter sind Namen verschiedener Eigenschaften in einer Substanz, die allein ewig und unendlich ist, die Alles in Allem wirkt, und die wir Gott

nennen. Die Natur ist ihr Kleid und die Geisterwelt ihr Denken. In beiden, in der Natur wie in der Geisterwelt zeigt sich ein und dasselbe Walten der Gottheit. Die Geister entwickeln sich ganz nach den Gesetzen, die in der Natur gelten. Die engste Verbindung der körperlichen und geistigen Entwickelung zeigt der Mensch selbst an sich, da er aus Leib und Seele zusammengesetzt ist. Doch die Menge denkt nicht gern tief, und so behält der Volksglaube seine Götter!

Plinius. Opferst und betest du nicht auch?

Appollonius. Gewiß; aber nur um kein Aergerniß zu geben. Ich habe von der Nothwendigkeit der Weltgesetze, von der Unverrückbarkeit derselben eine solche feste Ueberzeugung, daß ich den Gedanken, daß man durch Opfer oder Gebete auf die Gottheit einwirken könne, nur für einen frommen Irrthum halte. Alles was geschieht, erfolgt nach unabänderlichen und ewigen Gesetzen; wollte die Gottheit sie verändern, so wären sie nicht vollkommen genug gewesen; und wollte die Gottheit auf die Worte der Menschen hören, so wäre sie ja abhängig. Nein, weder durch Opfer noch durch Gebete kann man in der Natur oder im Geisterreich den göttlichen Willen ändern, oder das göttliche Gesetz vielmehr. Denn Willen hat eigentlich die Gottheit gar nicht; das ist ein viel zu menschlicher Begriff. Der Mensch in seiner Abhängigkeit will das, was er noch nicht hat, nicht besitzt, was noch nicht ausgeführt ist; Gott hat nichts zu wollen, es ist Alles fertig in ihm von Ewigkeit her; könnte er noch wollen, so wäre er arm, denn es fehlte ihm das noch, was er wollen möchte. Die einzelnen Geister werden durch ihre Abhängigkeit von einander, und durch die Abhängigkeit

von der Welt zum Streben veranlaßt; der Urgeist strebt nicht, er lebt und wirkt mit freier ewiger unveränderlicher Selbstbestimmung im Universum.

Plinius. Nach dem was ich von dir gehört habe, scheinst du also auch an keine Wunder zu glauben, und doch erzählt man so viele, die durch dich selbst geschehen seien; wie z. B. die Heilung Besessener, das Verschwindenlassen deiner Anklageschrift, dein Gehen durch verschlossene Thüren! *)

Appollonius. Ihr denkt richtig. Für mich selbst giebt's kein Wunder mehr. Aber für die Thoren giebt's noch unzählige in der Welt. Wer die Naturkräfte gehörig studirt, wer das Leben der Menschen von allen Seiten in's Auge faßt, wer die Maschine des Staatslebens in all ihren Theilen, und in dem Aufeinanderwirken derselben untersucht, wer die geheimsten Fäden der Menschenseelen ergründet hat, wie ich es auf meinen vielen Reisen in Indien, Aegypten, Griechenland, Rom und anderwärts gethan habe: der erstaunt über nichts mehr, für den haben die Wunder aufgehört, und sich in Offenbarungen der ewigen Allmacht und Vorsehung umgewandelt oder auch in Folge menschlicher Schwächen aufgelöst. Je unwissender die Menge, desto mehr Wunder glaubt sie.

Quintil. Also hast du deine Wunder mit Hülfe der Unwissenheit des gemeinen Volkes verrichtet?

---

*) Schon bei seiner Geburt sollen Wunder geschehen sein; namentlich wird erzählt, daß Proteus seiner Mutter erschienen sei und gesagt habe, sie werde einen Sohn gebären, der sehr weise sein und die verborgensten Dinge ergründen werde. So wird später berichtet, daß er die Pest vertilgt, Todte aufgeweckt, Gespenster vertrieben habe 2c.

Appollonius. So sage nicht! Das was ich auf natürlichem Wege als Weiser verrichtet habe, ist für die Unmündigen ein Wunder geworden. Das ist nun nicht zu ändern.

Plinius. So meinst du also, daß du das ganze Weltall ergründet hast, sodaß es nichts Verborgenes mehr für dich giebt?

Appollonius. O wie könnt ihr mich für einen solchen Narren halten, der das behaupten wollte. Wirkliche Räthsel giebt es gewiß für uns noch, die aber blos Räthsel sind, weil wir theils mit unsern Blicken sie nicht erreichen, wie z. B. die Beschaffenheit der Sterne, oder weil wir das Gesetz nicht kennen, nach dem einzelne Dinge wirken. Tausend Räthsel, die dem Blöden als Wunder erscheinen, wird der Menschengeist noch auflösen in kommenden Jahrhunderten. So ist es für viele ein Wunder, daß ich die Sprache der Thiere verstehe, für mich nicht. Mein Verständniß beruht auf Untersuchungen, die ich mit gewissen Thieren vorgenommen habe; freilich ist die Thiersprache schwer, da sie nur in Bewegungen, Lauten, Schreien u. s. w. besteht. Der Volksglaube sagt freilich, diese Kenntnisse erlange man, wenn man die Leber und das Herz eines Drachen äße, und baut sich so ein hübsches Wunder zusammen.

Plinius. Hast du nicht oft deiner Lehren wegen Gegner gefunden?

Appollonius. Gewiß. Aber ich beachte sie wenig, wo ich sie auch finde, sei es auf dem Throne oder auf dem Rednerstuhl. Sie können mir erstens nichts anthun, d. h. meinem Geiste; denn der ist in Gottes Hand, und dann wäre es auch vergeblich, wollte ich in sie dringen mit

Bekehrungsversuchen. Ich habe auf meinen Reisen alle Gottesdienste mitgemacht, ich habe bescheidene Vorschläge zur Besserung gethan, aber ich suche Niemand zu zwingen, meine Lehre anzunehmen. Daher habe ich auch nicht gern in volkreichen Städten gelehrt; es liegt mir nichts an der Menge der Zuhörer; aber ich suche Menschen, die mich verstehen, und da reicht oft Einer hin zu meiner Zufriedenheit.

Plinius. Also fürchtest du wohl auch den Tod nicht, der dir von Domitian gedroht wurde?

Appollonius. Für mich giebt es keinen Tod, nur Verwandlungen. Warum sollte ich mich vor einer solchen fürchten? Sie erfolgt nach ewig weisen Gesetzen, und zwar nach den Gesetzen der Seelenwanderung, die freilich zu den größten Geheimnissen gehört, und nur tiefen Denkern enthülle ich sie!

Plinius. Wir tragen kein Verlangen nach diesen Enthüllungen. Du liebst wohl die Einsamkeit sehr, seitdem du hier in Ephesus lebst, und hast selten Freunde bei dir?

Appollonius. Habe aber desto mehr Freundinnen, die ich nie aus meinem Herzen und aus meinen Armen lasse. — Ihr seht mich betroffen an. Kann sich ein Weiser nicht auch verlieben? Meine Geliebten sind: die Mäßigkeit, die Gerechtigkeit, die Tugend, die Gelassenheit, die Stärke, die Geduld.

Plinius. Eine angenehme Gesellschaft, die auch wir nicht verschmähen. Sage mir, was sollen wir thun, um auch weise wie du zu werden.

Appollonius. Schweigt!

Plinius. Aber wenn wir die Wahrheit erkannt haben?

Appollonius. Schweigt!

Plinius. Wenn man uns angreift und mit uns streiten will oder unsern Rath verlangt?

Appollonius. Schweigt!

Plinius. Wenn man die Menschen leiten und lenken muß?

Appollonius. Schweigt! Nichts anders kann ich euch als Brücke zur Weisheit bezeichnen. Fünf Jahre lang habe ich kein Wort geredet. Es war schwer, weil es langweilig war. Aber es war für mich sehr segensreich. Ein gesprochenes Wort, was kann es nicht für Wirren in das Leben bringen; bald wird es mißverstanden, bald gar nicht verstanden, bald wird der Ton desselben falsch gedeutet. Schwätzer werden nie heimisch in ihrer Seele, und lernen auch andere Seelen nicht führen und leiten. Glaubt mir, ich habe mit meinem Schweigen mehr ausgerichtet, als mancher mit stundenlangem Lippengeplärre. Habe ich nicht die Unruhen des gemeinen Volkes in Pamphilien und Cilicien allein geschlichtet, die ein Redseliger nur ärger gemacht hätte. Ja, lieben Freunde, wollt ihr meine Schüler werden, so schweigt wenigstens vier Jahre lang; dann kommt wieder zu mir.

Plinius und Quintilianus trennten sich hier von dem Philosophen und zeigten nicht besondere Lust, sich das geforderte Schweigen aufzulegen.

„Was sagst du, Professor, zu diesem Weisen?“ fragte Plinius, als sie den Appollonius verlassen hatten.

Quintil. Ich hörte noch selten ein solches Gemisch von Wahrheit und Irrthum. Uebrigens halte ich ihn

doch für einen Heuchler, für einen Prahler, und mir hat es immer geschienen, als ob die Demuth die erste Eigenschaft eines wahren Weisen sei.

Plinius. Mich hat gefröstelt bei seinen kalten Auseinandersetzungen.

Quintil. Trost lag freilich nicht viel darin; o käme bald ein Weiser, dessen Lehren das Menschenherz wahrhaft erwärmten, über den Staub der Erde emportrügen und glücklich und selig machten *). Bis jetzt sind die Lehren unserer Stoiker noch die besten; bei ihnen wollen wir verbleiben.

Plinius. Ohne Zweifel! Und so soll der nächste Philosoph, den wir besuchen, Epictet sein. Domitian hat ihn vertrieben. Er lebt zu Nikopolis.

Quintil. Ich freue mich, ihn zu sehen, da seine Schicksale merkwürdig sind und sein Ruhm nicht klein ist.

Beide treten nun ihre Weiterreise mit heiterm Geiste an.

---

29. Capitel.

Vir sapiens, qui se ad casus accommodat omnes. —

Die Stadt Nikopolis liegt am Eingange des ambrakischen Meerbusens. Sie war von Augustus zur Verherrlichung seines Sieges über Antonius angelegt und mit den herrlichsten Gebäuden ausgestattet. Die

---

*) Die beiden Römer ahnten nicht, daß ihr Wunsch schon erfüllt sei durch das Licht und die Kraft der christlichen Lehre. Die Christen waren in ihren Augen nur eine politische schwärmerische und abergläubische Secte.

Reisenden bewunderten so Manches als sie in die Stadt eintraten, namentlich den schönen Tempel des Apollo. Sie wurden indeß in ihren Betrachtungen gestört durch einen kleinen Haufen von Menschen, der sich an einer Straßenecke sammelte. Sie eilten hin und bemerkten ein ausgesetztes, weinendes Kind. Ehe noch die gaffende Menge wußte, was sie thun sollte, kam ein Mann, der mit einem Mantel bekleidet war, herbei. — Er nahm das Kind in seine Arme, bedeckte es mit seinem Mantel und ging damit davon, indem er von Zeit zu Zeit die liebevollsten und mitleidigsten Blicke auf das arme Kind warf. Der Mann mit diesem Erbarmen und dieser Sorgfalt war den Reisenden aufgefallen, und sie fragten die Umstehenden wer es gewesen wäre. „Der Philosoph Epictet!“ erhielten sie zur Antwort.

„Beim Zeus!“ rief Quintilianus aus, „hier begegnen wir einem Manne mit einem Herzen. Jenen trafen wir in seiner dünkelhaften Beschäftigung mit seinen Sophismen, diesen bei einer Liebesthat. Ich freue mich auf den Besuch bei ihm.“

Bald traten die Reisenden in der bescheidenen Wohnung Epictet's*) ein. In einer Ecke lag ein Strohsack, worauf der Philosoph vergnügter schlief als Mancher auf dem weichsten Canapee oder Eiderbette. Auf einem Tische stand eine irdene Lampe; eine eiserne schaffte er sich nicht

*) Epictet, zu Hieropolis in Phrygien geboren, lebte lange als Sclave in Rom, erhielt später die Freiheit, studirte die Lehre der Stoa, und erwarb sich später durch sein Auftreten als Lehrer und als Tugendmuster viele Schüler. Domitian vertrieb ihn aus Rom; er ging von da nach Nikopolis. Nach Domitian's Tode kam er nach Rom zurück und genoß die höchste Achtung und Verehrung.

mehr an, weil ihm eine solche gestohlen worden war. Er blieb zufrieden wenn er nur hatte, was die Noth verlangte. Die Proben der Beschwerden, welche seine Armuth mit sich brachte, hielt er mit großer Geduld und Ruhe des Gemüths aus, und zeigte dadurch, daß sein ächt philosophischer Geist über dieselben erhaben war.

Nach herzlichem Gruß hieß er die Römer sich setzen, und drückte seine ungeheuchelte Freude über ihren Besuch aus.

„Schmerzt dich nicht deine Verbannung aus Rom durch den Tyrannen?" so nahm Plinius das Wort; „uns empört sie noch; Rom ist arm, seitdem es keinen Epictet mehr hat.

Epictet. Du schmeichelst mir. Aber wisse, daß Domitian nicht mich verbannt hat, nur meinen Körper. Ueber meinen Geist, der bald in Rom, bald hier, bald da umherwandelt, hat er keine Gewalt. Mit der Verbannung aus Rom hat Domitian auch nicht die kleinste Veränderung in meinem innern Leben hervorgebracht und ich grolle ihm auch nicht. Wer sich freilich von Dingen, die nicht von der Wahl des Menschen abhängen, ungereimte Begriffe macht, wer solche Dinge, wie z. B. den Abschied von einem Platze der Welt, für Güter oder Uebel hält, der ist freilich zu beklagen in vielen Fällen; der muß auch Tyrannen ja recht den Hof machen. Wer ist's denn, der die Menschen so schreckt und beunruhigt, der Tyrann? O gewiß nicht; die Einbildungen, die sich die Menschen von ihm machen, sind die Schreckgestalten. Ein Tyrann ist ja nur ein schwaches Menschenkind. Kann er mir etwa als Mächtiger Begierden geben, die ihrer Erfüllung immer sicher sind; kann er sich frei machen

von dem, was er scheut; kann er so handeln, daß sein Streben niemals des Zieles verfehle? Auf wen verläßt er sich wenn er auf dem Schiffe fährt, auf seine Macht, oder auf die Klugheit und Erfahrenheit des Schiffers; wenn er im Wagen fährt, verläßt er sich auf sich, oder auf den Wagenleiter? Ist es die Ehre, die ihn groß macht? Thue ich hier meinem Täfelchen nicht auch Ehre an, wenn ich es wasche und trockne, schlage ich nicht für meine Oelflasche einen Nagel in die Wand? Sind diese Dinge deshalb vornehmer als ich? Nein, der Tyrann ist nicht an und für sich mächtig, aber die Schwäche der Menschen giebt ihm die Macht. Denn wenn der Tyrann Einem sagt: Du sollst in Ketten geschlossen werden, so wird Einer, der viel auf seine Beine hält, sagen: o ich bitte, erbarme dich doch! Aber der Freie wird sagen: So schließe zu, wenn es sein muß; ich will dir zeigen, daß ich dein Herr bin, weil mir Jupiter selbst die Freiheit gegeben hat, und er wird nicht gestatten, daß sein Sohn zum Sclaven gemacht werde. Meines Leichnams Herr bist du, nimm ihn hin*). Setzten die Menschen nur die rechte Ehre in sich selbst, in die Ordnung ihrer Begierden, in die Veredelung ihres Willens, so würden sie nach der Ehre und Auszeichnung vor den Tyrannen niemals streben.

Plinius. Der Ehrgeiz, der falsche Ehrgeiz ist wohl jetzt der größte Tyrann der Römer.

Epictet. Das habe ich tausendfach erfahren. Und daher dankt man auch den Göttern immer für die Ehre vor der Welt, selten für das Glück im Herzen. Einer

---

*) Arrians Epictet, 1. Buch, 19. Rede.

will sich um die Priesterstelle bewerben. Warum? Weil sein Name dann in alle geschlossenen Verträge kommt, oder weil er einen goldenen Kranz tragen darf, wenn ihn auch ein Kranz von Rosen viel schöner zieren würde.

Quintil. Traurige Welt, in welcher ein Mann wie du in der Verbannung und in Dürftigkeit leben soll!

Epictet. O, ich habe mir die Dürftigkeit selbst gewählt, ich habe auf dieselbe ja gerade mein Glück gebaut! Nenne die Welt niemals traurig, sie ist vollkommen überall. Als ich noch ein schwacher Denker war, da stieß ich auch auf mancherlei Unvollkommenheiten. Ich sah die vielen Uebel, von welchen die Menschen heimgesucht werden; ich seufzte, aber als ich erkannte, daß meistens die Menschen selbst diese Dinge erst zu Uebeln machen, da wurde ich ruhiger. Nie sollten die Menschen Dinge sich zu Herzen nehmen, die nicht in ihrer Gewalt sind. Ueberhaupt müssen wir uns in keinen Gegenstand außer uns so verlieben als ob er uns niemals könne genommen werden; sondern nur so, wie man sich etwa in einen Krug oder in ein Kelchglas verliebt; damit man, wenn es zerbricht, ruhigen Gemüthes bleibt. Viele Dinge sind uns ja blos geliehen im Leben. Freue dich deines Söhnchens, Vater, Mutter, aber denke daran, daß es ein geliehenes Gut ist; freue dich deines Reichthums, Mensch, aber wisse, daß du ihn vom Schicksal blos geliehen hast. Man muß daher auch nie auf Zufälligkeiten sein Glück bauen. Ob ich Magistrat oder gemeiner Bürger, Soldat oder Officier, Schulmeister oder Hausvater, ob ich hier oder dort bin, ist mir ganz gleich; ich habe nur die eine Sorge, daß ich den Posten, worauf ich stehe, nicht verlasse, daß ich treu

darauf bin, und meine Pflichten erfülle. Dieses Erfüllen der Pflicht, dieses Bewußtsein, Gott gehorsam zu sein, ist die alleredelste reinste Empfindung, die allen andern schmeichelnden und süßen Empfindungen vorzuziehen ist. Ist es nicht etwas Großes, wenn man zu sich selbst sagen kann: Wovon andere in den Schulen prächtig und erhaben reden, und wovon sie unglaubliche Dinge zu sagen scheinen, dasselbe vollbringe ich jetzt wirklich. Meine Tugenden sind es, welche sie von ihren Lehrstühlen auslegen, sie halten Abhandlungen über mich; und ich bin das Thema ihrer Lobreden. Jupiter will, daß ich den Beweis alles dessen, was man von Tugend und Glückseligkeit lehrt, an mir selbst finden solle, und er hat selbst erfahren wollen, ob er einen rechtschaffenen Soldaten, einen rechtschaffenen Bürger, einen treuen und fleißigen Schulmeister an mir habe, und mich andern Menschen als Zeugen der Wahrheit aufstellen könne, von dem sie lernen, daß die ächten Güter nicht in Dingen bestehen, die außer unserer Macht liegen. Durch mein Exempel soll ich lehren: „Sehet wie eitel eure Furcht ist; sehet wie vergebens ihr nach dem Glück gelüstet, das euch erregt! Suchet doch die wahren Güter nicht außer euch, sucht sie in euch selbst, sonst werdet ihr sie nie finden;" Gott schickt mich bald hierhin, bald dahin, bald in Niedrigkeit, bald in Hoheit, in Armuth, Krankheit, in die Verbannung oder in's Gefängniß; aber er thut dies nicht aus Haß. Denn wer haßt wohl den Besten seiner Diener? Auch aus Nachlässigkeit nicht, denn er vernachlässigt nicht einmal die allergeringsten Wesen; sondern er thut es, weil er mich prüfen und mich für Andere als Beispiel brauchen will. Sollte ich mich denn einer solch hohen Bestimmung nicht erfreuen, und

mich nicht im Gefühl solcher Würde über alle Leiden des Lebens hinwegsetzen?

Plinius. Es gehen aber Dinge vor in der Welt, die selbst den Weisesten erschüttern können. Wenn einzelne edle Glieder der Menschheit unschuldig leiden und sterben, wenn sie in Angst und Furcht ihr Leben dahinschleppen müssen, so wird man versucht zu murren.

Epictet. Man wird aber diese Versuchung recht wohl bestehen, wenn man die Welt im Ganzen betrachtet. Wir müssen deutlich mit dem Geiste erkennen, wie alle einzelnen Theile der Welt zum Nutzen des Ganzen beitragen müssen. Allen andern Geschöpfen hat Gott die Fähigkeit versagt, seine Einrichtung und Regierung zu erkennen; nur das vernünftige Geschöpf hat Kräfte empfangen, einzusehen, daß es ein Theil des Ganzen und was für ein Theil es sei; und daß es ganz schicklich sei, daß die Theile dem Ganzen nachgeben. Schon die Natur außer uns zeigt es. Das Thier leidet unter der Hand des Schlächters, und oft habe ich darüber geseufzt, da ich keine Fliege tödten kann. Aber der Tod des Thieres, der übrigens gar nicht so qualvoll ist, wie wir ihn uns ausmalen und geringer wird, je geringer in seinem innern Bau das Thier ist, dient andern zum Nutzen und Segen. Wohl muß oft ein einzelner Mensch Sorgen, Mühen, Leiden ausstehen, aber er leidet für das Ganze; er leidet, damit der Plan, den Gott mit der Menschheit im großen Ganzen hat, in Erfüllung gehe. Dieser Plan ist, daß Alle den Frieden in und durch sich selbst finden, daß die ganze Menschheit zum Heile der Tugend gelange. Aber wißt ihr denn, weßwegen so viele Menschen die Welt anklagen? Weil sie sich vor Dingen fürchten, die nur

ihre Einbildung traurig macht; weil sie nach Dingen jagen, verzweiflungsvoll jagen, in welche sie selbst das Glück setzen und nicht der Schöpfer. Es wirft Jemand Feigen und Mandeln aus. Kinder haschen sie und raufen sich darüber, Männer nicht; denn denen ist dies eine Kleinigkeit. Wenn Jemand Scherben auswirft, laufen nicht einmal Kinder darnach. Man theilt Statthalterschaften aus, mögen Kinder darnach laufen; Geld theilt man aus, Kinder mögen hinzu laufen. Feldherrnstellen, Consulate werden vergeben. Es mögen sich Kinder darüber raufen; sie mögen ausgeschlossen werden, Stöße bekommen, dem, der sie vergiebt, und seinen Knechten die Hände küssen. Mir sind das nur Feigen und Mandeln. Was solltest du dir denn große Mühe darum geben? Gehst du leer aus wenn er auswirft, so bekümmere dich nicht darum. Fällt dir aber eine Feige in den Schooß, so nimm und iß. So viel Ehre mag man endlich einer Feige anthun! Wenn ich mich aber darnach bis zur Erde bücken, oder Jemanden deßwegen über den Haufen stoßen, oder mich sollte über den Haufen stoßen lassen, oder denen, die Zutritt haben, Complimente machen sollte, so ist weder eine Feige, noch irgend eines der Dinge, von denen mich die Philosophen überzeugt haben, daß sie keine Güter sind, so vieler Mühe werth. Dächten Alle so, so würde es weit weniger Uebel geben, und alle Menschen würden sich leichter überzeugen, daß die Welt die beste ist.

Quintil. Und hat der Mensch diesen Gedanken errungen, dann wird ihn auch die Erkenntniß beglücken, daß Gott selbst der beste und weiseste Versorger seiner Menschenkinder ist.

Epictet. So ist es. Eine weise Vorsehung leuchtet

aus jedem Dinge der Natur, aus jedem Geschöpf heraus. Du brauchst nicht einmal auf etwas Großes zu sehen. Betrachte nur dieses, daß aus Gras Milch, und aus Milch Käse wird, und daß Wolle aus dem Felle wächst. Wer ist es, der dies gemacht, der dies erdacht hat? Niemand, sagst du! Ist es möglich, so unverschämt, so gefühllos zu sein? — Die großen Werke der Natur wollen wir gar nicht betrachten, wir wollen nur die Nebenwerke beschauen. Ist etwas Geringeres wohl da als die Haare am Kinn? Hat aber nicht die Natur auch diese auf das allerschicklichste gebaut und angewendet? Hat sie nicht den Mann und das Weib dadurch unterschieden? Ruft nicht die Natur für einen Jeden von uns schon von weitem aus: Ich bin ein Mann, begegne mir als solchem, rede mit mir als mit einem solchen, siehe mich für nichts Anderes an, hier ist das Wahrzeichen! Und ist denn dies Wahrzeichen nicht schön? Läßt es nicht gut, giebt es nicht ein Ansehen? Wie viel schöner als wenn wir einen Kamm wie die Hähne; wie viel prächtiger, als wenn wir, wie die Löwen, eine Mähne hätten; man sollte deswegen auch diese Zeichen, die Gott als Wahrzeichen des Mannes geschaffen hat, beibehalten. Und sind dieses die einzigen Werke der göttlichen Vorsehung an uns? Wo will man Worte genug finden, sie würdig zu loben und zu preisen? Was sollten wir doch, wenn wir Verstand hätten, öffentlich und überhaupt Anderes thun, als Gott lobsingen und seine Wohlthaten erzählen? Sollte man nicht beim Pflügen, beim Graben, beim Essen, den Lobgesang auf Gott singen: „Groß ist Gott, der uns dieses Geräth gegeben hat, womit wir die Erde bauen können! Groß ist Gott, der uns Hände gegeben, der unsern Schlund, der unsern Magen

bereitet, der gemacht hat, daß wir unbemerkt wachsen, daß wir im Schlafe athmen!" So sollten wir über jede Gabe lobsingen, den erhabensten und feurigsten Lobgesang aber darüber anstimmen, daß er uns das Vermögen gegeben hat, alle Dinge deutlich zu erkennen, und auf gehörige Art und Weise zu brauchen. Nun denn, da so viele blind und gleichgültig geworden sind, sollte denn nicht auch Jemand sein, der dies Amt verrichte und Gott den Lobgesang anstatt Aller darbringe? Was kann ich lahmer*) Greis anders thun als Gott loben? Wäre ich eine Nachtigall, ich thäte was die Nachtigall kann. Wäre ich ein Schwan, ich thäte was der Schwan kann. Nun bin ich ein vernünftiges Geschöpf, und daher muß ich Gott loben, das ist mein Werk! Ich will es verrichten und diesen Posten behalten, so lange es mir vergönnt ist. Aber auch euch fordere ich zum Lobe und Preise der Vorsehung auf!

Quintil. (zu Plinius). Welch ein Unterschied! Jener machte sich in seinem Stolze selbst zum Gott, dieser kennt nichts Seligeres als in aller Demuth seinen Gott zu loben und zu preisen!

Plinius. Was hältst du von den Gottesleugnern?

Epictet. Sie sind krank, oder wahnsinnig, oder boshaft.

Plinius. Aber es giebt darunter Leute, die sonst im Leben als sehr verständig und klug gelten.

---

*) Epictet bekam als Kind ein Geschwür an einem Bein, und da es nicht wieder ganz geheilt ward, mußte er hinken. Epaphrodit, sein Herr, schlug ihn einst an das Bein, und zwar so lange, bis es zerbrach. „Habe ich euch nicht gesagt (das war Epictet's ganze Klage), daß ihr mir das Bein noch entzwei schlagen würdet? Da habt ihr's jetzt!"

Epictet. Es sehen manche sehr gesund aus, und leiden doch vielleicht am edelsten Theil des Körpers, am Haupte. Jeder Mensch hat Fähigkeit zu Gottgedanken erhalten; jeder Mensch kann und muß den Urgeist ahnen und fühlen, wenn seine Erkenntnisse der Welt, und seine Anschauungen der eigenen Seele sich gesund und harmonisch entwickelt haben; aber es ist recht wohl denkbar, daß diese Gottgedanken in rohen, verthierten oder verwirrten Menschen nicht zur Blüthe kommen; dann sind sie eben nach dieser Seite hin krank. Boshafte, d. h. heuchlerische Gottesleugner giebt es zum Glück nicht viel; sie sind der Auswurf des Menschengeschlechts. Sie wünschen keinen Gott, und stellen sich deshalb als ob sie auch keinen für möglich hielten. Die wahren Weisen, ich wiederhole es euch, finden ihre Ruhe und ihren Frieden in ihren Gottgedanken, und halten sie fest, fester wie Alles auf der Welt!

Quintil. Rom ist immer noch heimgesucht, und mehr als je, von vielen freigeisterischen Philosophen!

Epictet. Sie sind der Ruin des Menschengeschlechts. Wenn sie blos für sich ihre Afterweisheit nährten, wenn sie im Stillen sich an den Gespinnsten ihrer Phantasie, ihrer Erfindung weideten, da wäre nichts zu sagen; man müßte sie ruhig betrachten, wie man eine sonderbare Naturerscheinung betrachtet. Aber sie treten mit ihren Zweifeln keck heraus. Sie sagen: Es giebt keine Götter und wenn es auch welche gäbe, so nehmen sie sich der Menschen nicht an; wir haben nicht die geringste Verbindung oder Gemeinschaft mit ihnen. Diese Religion und dieser Gottesdienst, wovon man soviel redet, ist eine Lüge hochmüthiger Menschen, der Sophisten und der Gesetzgeber; eine

Betrügerei, deren man sich bedient, um die Menschen im Zaum zu halten und sie von Ungerechtigkeit abzuschrecken. Gerechtigkeit ist Nichts; Scham, Ehre, Gewissen sind Narrheit; Vaterpflichten, Sohnespflichten sind Träume und leere Namen! — Daß ihr ganzes Leben sehr oft in Widerspruch mit ihren Lehren geräth, das kümmert sie wenig; noch weniger überlegen sie, was ihre Reden für Früchte tragen können. Sie fragen nicht darnach, ob nicht ein gutartiger Jüngling, der solche Reden hört, einen schlechten Eindruck bekommt; oder ob er, wenn er bereits eingenommen ist von solcher Weisheit, nicht vollends den Samen der Rechtschaffenheit verliert; ob sie nicht etwa einem Ehebrecher Vorschub thun möchten, daß er zuletzt alle Scham über sein Laster wegwirft; ob nicht etwa Einer, der im Begriff steht ein schlauer Betrüger zu werden, aus solchen Auseinandersetzungen, Entschuldigungen und Bemäntelungen haschen dürfte; oder ob Einer, der seine Eltern nicht achtet, dadurch noch frecher werden könnte. Was ist denn nach dem System solcher Leute Tugend oder Laster, Ehre oder Schande? Es ist auch mit ihnen nicht zu disputiren; eher wird ein Wüstling bekehrt, als solch ein in seine Hirngespinnste verrotteter Philosoph.

Plinius. Wer möchte dies bestreiten!

Epictet. Aber der Untergang eines Staates ist dann nicht mehr weit, wenn solche freigeisterische Auflösungen alles Großen und Herrlichen in den menschlichen Gemüthern vorgegangen sind. Was Großes in Athen und Sparta geschehen ist, hat es seinen Grund in solcher Philosophenweisheit oder in einfacher, gottergebener, sittlich reiner Lebensanschauung? Doch wohl in der letzteren!

Eine solche hatten auch unsere alten Römer, und daher waren sie frei und groß, daher machten sie Rom zu einem Weltreiche!

Plinius. Das arme, arme Rom! Was ist aus ihm geworden! Die Stadt, voller Könige, ist ein Sclavennest geworden; zerschlagen ist der alte, stolze Bürgersinn; nichts als Unterwürfigkeit und Kriecherei, nichts als Schmeichelei und Heuchelei. Wer sein Glück machen will, muß niederträchtig sein; wer steigen will, muß sich in den Staub werfen. Patriotismus heißt Majestätsverbrechen, und die wahren Verbrecher gehen in Glanz und Stolz einher. Eine Ehre ist es unter den Traurigen zu sein, welche von den Blitzen des Tyrannen niedergeschmettert werden. Wenn ich las wie tief der Senat zu den Zeiten des Claudius gesunken war, daß er dem Pallas zu Ehren einen so feilen Rathsbeschluß fassen konnte*), so entzückte es mich, daß ich nicht zu jener Zeit gelebt hatte, deren ich mich aber ebenso schäme, als hätte ich darin gelebt. Und jetzt! Sieht es nicht noch viel trauriger aus als damals? Ist der Senat nicht eine todte Puppe mit welcher Domitian spielt, ist Rom nicht ein Platz voll dürrer Pflanzen geworden, die unter den Fußtritten des Wüthrichs zerbrechen und zusammenknicken?

Epictet. Ja, ja, meine Freunde, so ist es leider. Aber nicht der Tyrann hat Rom verdorben; Rom ist durch sich selbst so tief gesunken, daß es sich einen Tyrannen gefallen läßt. Nicht der Herrscher, das Volk macht den

---

*) Pallas, ein Freigelassener und Günstling des Kaisers, wurde durch den Senat mit den Ehrenzeichen der Quästur und Prätur ausgezeichnet. (Sueton.)

Staat. Ist das Volk einig, ist es gerecht, gesetzliebend, tapfer, unverweichlicht, ist es tugendhaft und edelgesinnt, dann möchte ich den Kaiser sehen, der ihm eine despotische Regierung aufdringen wollte. Und gelänge es ihm auch, eine Zeitlang dem Volke ein Joch aufzulegen, es würde dasselbe mit Gewalt wieder von sich werfen und den Dränger verjagen.

Quintil. Dann aber entsteht Aufruhr und Blutvergießen und wo sie einziehen, da verwildert die Menschheit und wird sich selbst zur Plage.

Epictet. Mit großer Freude unterwirft sich der ruhige Bürger der rechtmäßigen Gewalt; aber wenn ein Tyrann es wagt, Verwüstungen im Lande anzufangen, Glück und Leben der Bürger nicht scheut, muthwillig das Recht schändet, Verdienst und Tugend in den Staub tritt, und so selbst das Vaterland verräth, dann muß das Volk wie ein Mann aufstehen, wenn es noch Kraft in sich fühlt, und vor allem die arge Brut der falschen Rathgeber, die kriechenden Günstlinge vom Thron entfernen, und dem Besitzer des Thrones, den sie zum Haupte der Verschwörung gegen das Vaterland erst gestempelt haben, die Wahrheit ohne Scheu entgegen halten, und ihn zwingen eine Bahn zu verlassen, auf welcher er selbst nicht einmal sicher vor den Dolchen der Mörder ist. Aber zu solch einem Aufstande gehört Einigkeit und Edelmuth. Und wie sieht es in Rom jetzt aus. Ein Jeder läuft seinen Genüssen nach, wie das liebe Vieh; genießen und immer wieder genießen, das ist die Losung des Tages. Man kann dem Volke auch Alles bieten, wenn man ihm nur viel Zerstreuung, recht viel materielle Genüsse verschafft. Von einem Schauspiel in's andere, aus dem Arme eines Lasters

in's andere jagen; dem unsinnigen Treiben der Wagenlenker zusehen, immer neue Arten der Wollust erfinden, das ist das herrliche Ziel des römischen Volkes! Und hat den Menschen einmal die Sinnlichkeit in solcher Weise zu ihrem Knecht gemacht, dann ist er auch aller Welt Knecht, dann zieht er sich seine Tyrannen von selbst!

Plinius. Kehrten doch die Zeiten der freien Republik wieder, wo noch ächter Römergeist zu schauen war!

Epictet. Nicht die Form thut es. Es ging auch in den früheren Republiken nur so lange gut, als gerade ein einzelner großer Mann, wie Perikles oder ein Anderer, als guter Genius die Maschine des Staats lenkte und leitete. Und hat es nicht auch damals genug Unheil, Thorheit und Mord gegeben? Nicht die frühere Republik thut uns Noth, sondern ein freies, starkes, edles Volk und ein liebender weiser Fürst, der seinem Volke mit Liebe entgegenkommt, und der mit freiem Vertrauen und Gehorsam von dem Volke beehrt wird!

Quintil. Das ist allerdings auch meine Meinung!

Plinius. O endete recht bald das Trauerspiel des tückischen Tyrannen! — Doch sage an, weiser Epictet, wie man zu solcher Rechtschaffenheit und Tugend gelangen kann, die du von jedem Bürger verlangst.

Epictet. Das will ich euch sagen, in der freien schönen Natur, wo wir uns noch ein Stündchen ergötzen wollen. Kommt mit.

Plinius und Quintil. Von Herzen gern!

30. Capitel.

Virtute decet non sanguine niti. —

Der Philosoph führte jetzt die beiden Freunde an eine Stelle mit reizender Aussicht auf das Meer hinaus. Eine Bank nahm sie auf. Der weite, blaue und reine Himmel gab ihrem Geiste neue Spannkraft und die Einsamkeit und Stille der Natur erhöhte nur die Innigkeit ihrer Gefühle. Der Philosoph fuhr fort:

„Hier in der Stille der Natur, hier wollen wir uns zuerst recht bewußt werden, daß wir Menschen sind. Wenn doch die, welche sich Bürger, oder Philosophen, oder Kriegsleute, oder sonst wie nennen, sich allemal fragten: Sind wir denn aber auch Menschen? O es ist nicht so leicht, dem Menschennamen genug zu thun, ihn mit Würde zu tragen*). Was ist denn ein Mensch? Ein lebendiges Geschöpf, das Vernunft besitzt, das die edle Gabe des freien Willens hat, das über die Welt sich erheben und an den ewigen Plänen Gottes theilnehmen kann. Von welchen Geschöpfen unterscheiden uns also diese Vorzüge? Von den wilden und zahmen Thieren. So achte denn Mensch darauf, daß du nie handelst wie ein wildes Thier! sonst hast du den Menschen verloren und dem, was der Menschenname ankündigt, nicht entsprochen. Sorge dafür, daß du nicht handelst wie ein Schaaf! Wenn handelt man schaafsmäßig? Wenn man nur dem Bauche fröhnt, wenn man den Wollüsten nachgeht, wenn man blindlings, unachtsam und thöricht im

*) Epictet, 2. Buch, 9. Rede.

Leben dahin wandert. Ja, dann ist man in der That zu den Schaafen hinuntergesunken und hat die Vernunft verloren. Wenn wir streitsüchtig, boshaft, zornig, hastig handeln, wie tief sind wir da gesunken? Bis zu dem Wild hinunter; und da sind einige Hochwild, andere kleines Wild; und in Beziehung auf letztere möchte man sagen, ich will lieber von einem Löwen als von kleinem Gewild gefressen werden. Daß der Mensch niemals so tief sinke, daß er sich immer seiner Menschheit erfreuen könne, das muß die erste Sorge sein.

Die zweite muß sein, daß wir nie vergessen, daß Gott der Vater aller Menschen ist. Wer sich diesen Grundsatz recht tief einprägt, der kann nicht unedel und niederträchtig weder von sich selbst noch von Andern denken. Wenn dich der Kaiser an Sohnes Statt annähme, so würdest du unerträglich stolz darauf werden. Sollte es denn dein Gemüth nicht noch mehr erhöhen, wenn du daran denkst, daß du ein Sohn Jovis bist? Aber es ist eigen, daß die Menschen sich weit mehr auf die Seite der sterblichen Verwandtschaft hinneigen, als auf die göttliche, und daher sind sie auch so hinterlistig, so falsch, so unduldsam, und betragen sich wie Thiere, nicht wie edle freie Menschengeister."

Quintil. Ach wenn du doch, weiser Epictet, diesen Grundsatz in die Welt mit erschütterndem Tone hineinpredigen könntest, wie viel schöner würde das Leben sich gestalten. Die Römer kennen recht gut ihre Ahnen, sie kennen ihre sterblichen Gönner, aber ihres ewigen alleinigen Herrn sind sie sich nicht bewußt.

Epictet. Bei jedem Menschen, der uns nahe tritt, muß der erste Gedanke sein: Ein Sohn des Zeus! Dieser

Gedanke wird dich dem Sclaven gegenüber freundlicher, theilnehmender, dem Feind gegenüber ruhiger, versöhnlicher, dem Hohen gegenüber muthiger und freier, dem Armen und Elenden gegenüber hilfreicher, dem Fehlenden gegenüber milder, und den verschiedenen Genossenschaften der Menschen gegenüber duldsamer machen; du wirst in allen Fällen mit den Menschen besser und ruhiger verkehren lernen, als wenn du immer an das denkst, was dich von andern Menschen unterscheidet. — Doch ich wollte euch zeigen, wie der Mensch zu seiner wahren Würde gelangen könne. Er kann es nur wenn er sich in den Urquell alles Wahren, Schönen und Großen versenkt. Worin besteht dieser Quell? In Gottes-, Welt- und Selbsterkenntniß. Die Gotteserkenntniß beruht auf der Welterkenntniß. Die Welt, das Universum, hat aber drei Säulen worauf es ruht. Weisheit, Kraft und Schönheit. Diese drei Säulen muß der Mensch als die seinigen anerkennen, muß sein Leben darauf bauen, und es wird schön und gut werden. Also die Säule der Weisheit soll er zuerst aufrichten; was heißt das? Er hat sich zu hüten, daß er nicht gegen die Ordnung seines vernünftigen Geistes, nie gedankenlos handele, und sich zu bestreben, stets aus wohlerwogenen Gründen seine Schritte zu vollbringen. Er soll die Säule der Kraft und Stärke in sich errichten, d. h. er soll seine Begierden und seinen Abscheu regeln, keine Begierde in sich dulden, als nach Dingen, die wir erhalten können, die nicht gegen die wahre Weisheit streiten; und keinen Abscheu als gegen Dinge, die wirklich vermieden oder abgewendet werden können. Die dritte Säule, die Säule der Schönheit, soll er aufrichten in seinem Leben, d. h. er soll nie falsch, nie nach dem bloßen

Schein urtheilen, und nur das wahrhaft Gefällige und Anmuthige im Leben anbahnen. Hat der Mensch diese drei Säulen errichtet, o dann kann er sich schon hier ein Elysium darauf bauen.

Plinius. Ich freue mich innig deiner Wahrheiten, die du uns sagst; aber gieb uns doch auch die Hülfsmittel an, die uns zu dieser menschlichen Würde führen.

Epictet. Ich nannte sie schon; die Anschauung des Universums. Aber es sind freilich noch andere da. Das Lesen guter Bücher, der Umgang mit den Edelsten des Menschengeschlechts, die Einkehr in der Einsamkeit und Stille, kann viel thun. Aber welch ein Glück lacht dann dem treuen Arbeiter an seiner Seele! Er erreicht den Frieden, zu welchem der zerfahrene Mensch, der sich in die Strömungen der Welt auflöst, niemals gelangt; er behütet sich vor aller Furcht und Angst, weil diese nur dem rohen Menschen eigen sind; er erfreut sich seiner Gedanken an die Ewigkeit. Seht, meine Freunde, wenn irgend ein Mensch sich die Fortdauer unserer Geister beweisen kann, so ist es der Tugendhafte, der Arbeiter an der eigenen Seele. Denn der Gedanke, daß die Tugend, die er gerade in seinem eigenen Geiste gepflegt und aufgebaut hat, beim Tode mit ihm, und für ihn, vernichtet werde, würde ihm den Baumeister der Welt als ein Wesen darstellen, welches Pläne mache, und sie vernichte. Das zu denken, läßt dem Tugendhaften, der ja stets ein gesunder Denker sein muß, seine Gotterkenntniß nicht zu, und so muß er die Unsterblichkeit glauben und sich an ihr erfreuen und erheben.

Quintil. Wie herrlich und wie wohlthuend sind deine Lehren, Freund Epictet. Wenn doch alle Lehrer

Roms deine Weisheit besäßen und sie durch die Schulen hinaus in das Leben pflanzten.

Epictet. Wie leichtsinnig übernehmen die Menschen heut zu Tage den Lehrerberuf, der doch so groß und erhaben ist. Sie haben ein paar Kenntnisse sich eingesammelt; sie haben bloße Lehrsätze und Regeln gelernt, nun wollen sie dieselben sogleich wieder von sich geben, wie Leute mit schlechtem Magen die Speisen. Hast du nicht verdaut, was du gelernt hast, so wird dein Vortrag wirklich nichts anderes sein, als eine ungenießbare Speise, die nicht weiter zur Nahrung dient. Nein, zeige uns lieber durch dein Leben, daß du etwas geworden bist, dann magst du gern als Lehrer auftreten und Andere auch zu etwas machen. Es ist durchaus nicht genug, daß Einer ein Gelehrter sei, um sich mit dem Unterricht der Jugend abzugeben. Es gehört wahrhaftig dazu eine ganz besondere Fertigkeit und Tüchtigkeit; es braucht Einer sogar besondere Leibesconstitution dazu; vor Allem muß Gott selbst einen solchen Mann auf den Posten rufen. So rief er den Sokrates, so den Zeno. Der, welcher sich unberufener Weise zum Lehrfach drängt, ist ein Apotheker, der Spezereien verkauft, aber nicht weiß, in welcher Weise sie gebraucht werden, und welche Folgen sie haben. O ihr Götter, wie würde die Menschheit beschaffen sein, wenn sie nicht so viele falsche Lehrer hätte!

Quintil. Aber, theurer Freund, bedenke, daß man nichts thut um gute zu erlangen. Um Schauspieler zu bekommen, wirft man ungeheure Summen hin; um einen tüchtigen Lehrer zu erlangen, glaubt man sich nicht die geringste Mühe geben zu müssen, obwohl man zehnmal

eher einen guten Schauspieler als einen guten Lehrer erhalten kann.

Plinius. Und hat man sie, so läßt man sie verkümmern, oder macht sie zu Sclaven. Mich dauert das Volk, wenn ich mir seine Lehrer ansehe. Gebückt und demüthig, ängstlich und zaghaft schleichen sie umher, als wenn jeden Augenblick das über ihnen hängende Schwert sie treffen könnte. Solche Schleicher bilden keine Männer.

Quintil. Wir wollen nicht zu große Schuld auf sie werfen. Sie müssen sich in's Gewand der Demuth und Vorsicht hüllen, damit nur einiger Unterhalt ihnen bleibt. Weib und Kinder rufen nach Brod, und was thut der zärtliche Vater nicht ihnen zu Liebe!

Plinius. Freie Schulen, freie Völker! Das, weiser Epictet, ist unser Wahlspruch. Ich glaube es wird auch der deinige sein.

Epictet. Gewiß; wenn auch vielleicht nicht ganz in deinem Sinne. Frei sein von allen Uebeln, würde dem Lehrer die Gelegenheit nehmen sich im Kleide der schönsten Tugend, der Standhaftigkeit, zu zeigen; frei sein von Feinden und Nachstellern, würde ihn nicht als Lehrer der Feindesliebe, der Klugheit und Besonnenheit auftreten lassen. Kurz nicht frei von Uebeln, aber frei vom Lehrzwang; d. i. was auch ich verlange. Geist und Leben muß der Lehrer sein; wenn ihr ihm aber vorlegt was er dociren soll, dann ist er ein todter Canal, eine Maschine, ja oft schlimmer als dieses, ein Heuchler.

Plinius. Wer zählt die Heuchler und Maschinen, welche die Tyrannei des Domitian schon geschaffen hat?

Epictet. Seid ohne Sorgen; das Morgenroth der Freiheit wird für Rom nicht ausbleiben, wenn die

Sonne der Menschenwürde in den Römern nicht untergeht! —

Hier trennten sich die Freunde von dem Philosophen Epictet; ihr Abschied von ihm war ein wehmüthiger; wie gern hätten sie diesen Lehrer der Weisheit zurück nach Rom gebracht! Nach einer längeren Vergnügungsreise fuhren sie in der Heimath ein, wo sich bereits ein Umstand entwickelt hatte, der eine neue Veränderung in das Leben Quintilian's brachte.

---

31. Capitel.

Eadem est, inquam, praeceptorum conditio, quae seminum: multum efficiunt, etsi angusta sunt. —

Seneca.

Angekommen in seiner Wohnung, erhielt er ein Schreiben des Kaisers, worin dieser ihm die Erziehung und den Unterricht der Söhne der Domitilla (Schwester Domitian's) übertrug. Obgleich Quintilianus das Verfängliche und Gefährliche dieses Auftrags erkannte, so hoffte er doch auch auf anderer Seite Segen dadurch zu stiften; er schrieb an den Kaiser, daß er dem ehrenvollen Auftrage mit aller Treue und Aufopferung nachkommen werde. Und so traten bald die beiden Prinzen als Schüler in sein Haus ein. Wir werden ihn in seiner erzieherischen Wirksamkeit ein wenig belauschen.

Quintil. Wo seid ihr in der verflossenen Stunde gewesen?

Flavius. Wir haben eine Seeschlacht*) aufgeführt auf dem Teiche unseres Freundes Severus. Wir hatten wunderschöne Kähne; und die Schlacht ging auch herrlich zu Ende.

Quintil. Ich möchte wissen, wie eine Schlacht herrlich zu Ende geht.

Flavius. Wir fuhren recht rasch auf die Feinde los, sprangen auf ihre Kähne und nahmen sie gefangen. Ich dachte dabei an unsere Vorfahren in dem ersten Punischen Kriege.

Quintil. Es hat doch nicht Einer Schaden genommen?

Flavius. Ich glaube nicht, aber es hätte auch keine Störung in das Spiel gebracht. Du hast gesagt, Abhärtung sei die erste Stufe zur Tugend. Du sollst sehen, ich klage nicht, wenn ich auch einmal einen starken Schmerz ertragen muß.

Quintil. Wo warst denn du heute, Tarquinius?**)

Tarquinius. Ich war im Garten des Antonius, auf dem spitzen Berge, wo ein Stück alte Mauer steht. Da steckten wir uns hinter dieselbe und die Feinde wollten sie als eine Burg einnehmen. Aber wenn sie über die Mauer wollten, schoben wir sie wieder hinunter. Das war eine Lust!

---

*) Unter die mannigfaltigen Schauspiele der Römer gehörten auch die Naumachien oder Seeschlachten. Sie geschahen auf Seen, in Gräben oder im Hauptcircus, den man auf einmal unter Wasser setzen konnte. Die Kinder der Reichen ahmten diese Seeschlachten nach.

**) Domitian hatte die Söhne seiner Schwester Vespasian und Domitian genannt und zu Thronfolgern erklärt, die obigen Namen sind fingirt.

Quintil. Also auch wieder Kriegsspiele! Gebe der allmächtige Zeus, daß eure Spiele nicht zur Wahrheit werden. Der Krieg im Spiel bereitet euch Lachen und Freude, in der Wahrheit hat er Thränen und Elend in seinem Gefolge.

Tarquinius. Ach, ich wollte auch gar nicht mitspielen. Es waren ein paar Kinder von römischen Plebejern dabei, Antonius hatte sie eingeladen.

Quintil. Wie? Du hast eine Abneigung vor den Kindern aus ärmeren Häusern? Können sie dafür, daß sie arm geboren sind? Kannst du etwas dafür, daß du als ein Prinz geboren bist? Steht es ihnen an der Stirn geschrieben, daß sie schlechter sind als du? Kannst du wissen, ob nicht Einer darunter ist, welcher dich einstmals übertreffen wird, an wahrem Verdienst für's Vaterland?

Tarquinius. Die Kinder der Plebejer sind oft so roh; und unsere Diener sagen auch, daß wir nie mit den Kindern ärmerer Bürger verkehren sollen.

Quintil. Das, was sie dir gesagt haben, war vielleicht gut gemeint, ist aber schlecht verstanden worden von dir. Mit den Besten seiner Zeit soll ein Fürstensohn umgehen; Alles was wahrhaft groß und erhaben ist, soll seine Seele erfüllen, damit er seine Stellung einstmals mit Würde und mit dem rechten Selbstgefühl einnehme. Aber Edelsinn und wahre Tugend finden sich gar oft in niedern Schichten im schönsten Glanze. Denkt nach, meine Söhne, über die Helden der Vorzeit! Waren sie nicht sehr oft aus niedern Ständen? Wo ihr die wahre Tugend entdeckt, sei es in der Hütte des Bürgers, sei es im Palast, da sollt ihr eure Sympathie walten lassen und ohne Zwang und Fessel sich an ihr erfreuen. Wer seine

Achtung nur dem Stande, oder andern eingebildeten Vorzügen weiht, der ist kleinlich und kurzsichtig; wer Achtung und Verehrung für die Tugend und das Verdienst hat, der ist groß.

Tarquinius. Die bürgerlichen Knaben schmeicheln nur so viel; das ist mir widerlich!

Quintil. Brav! mein Sohn, dies Wort gefällt mir! Der Schmeichelei sollst du immer aus dem Wege gehen! Du wirst sie entdecken in niedern und höhern Kreisen. Wo sie aber auch herkommen mag, immer bleibt sie gleich gefährlich. Wo ist ein Fürst im Alterthum durch die Schmeichler des Hofes groß geworden? Grausame Tyrannen wurden sie, die ein trauriges Ende nahmen. Nero war das Urbild eines Schmeichlerfreundes, daher sank auch unter seiner Regierung der Thron am allertiefsten. O, meine Söhne! mit väterlicher Innigkeit bitte ich euch, liebt und verehrt die Prediger der Wahrheit; sondert euch nicht von ihnen ab, verfolgt sie nicht in ihrem Streben, sie mögen im Patrizierstande, oder in untern Kreisen auftreten. In Ketten und Banden haben einige Fürsten die Freunde der Wahrheit geschlagen; aber während sie in den Kerkern seufzten, drang die Wahrheit, welche sie gepredigt, nur tiefer und tiefer in's Volk, und zuletzt sahen die Verfolger ein, daß ein Regent, der nicht mit der Wahrheit regieren kann, überhaupt nicht zu regieren fähig ist.

Flavius. Jetzt erinnere ich mich, daß Einer bei unserer Seeschlacht sich in den Finger geritzt hatte. Es war auch ein Knabe aus dem Bürgerstande. Ich habe ihm den Finger verbunden; Tarquinius sagte, das hätte er nicht gethan.

Quintil. Nun sage mir, Tarquinius, wenn du halb todt bei euerem Spiel hingesunken wärest, und es hätte sich einer der bürgerlichen Knaben deiner angenommen, würdest du es gern gesehen haben? Warum willst du das, was dich an Andern freut, nicht auch an dir selbst zeigen? Hast du mehr Recht auf seine Hülfe wie er auf die deinige? Und wird nicht deine Hülfe in diesem Falle dich ganz besonders ehren, und dich erheben, statt zu erniedrigen? Wer sich auf den Standpunkt kleinlicher Formen und Rücksichten stellt, der erniedrigt sich; wer sich auf den Standpunkt der reinen, edlen Menschlichkeit stellt, der erhöht sich.

Flavius. Der Knabe wollte mich umarmen, und mir alle nur möglichen Dienste dafür thun; ich glaube, der bleibt mir für alle Zeiten gewogen.

Quintil. Da seht wie leicht sich die Liebe der Tieferstehenden erwerben läßt. Wollt ihr diese Liebe gering achten? O, sie ist mehr werth als Reichthum, als Glanz und Pracht! Getragen von ihr werdet ihr euch eurer Stellung erst recht erfreuen können. Bleibe du, mein lieber Flavius, ja dieser Liebe getreu, und gedenke der Muster, die dir vorangegangen sind unter deinen Landsleuten wie unter den Griechen. Was that Cimon als er einst ausging und einen Armen traf, der keinen Mantel hatte? Er zog seinen aus und gab ihn dem Armen. Glaubt es mir, mit Huld und mit Wohlthun schreibt ihr euch viel besser ein in's Ehrenbuch der Weltgeschichte als durch Gewaltstreiche, durch Hochmuth, durch Krieg und Blutvergießen. — Doch nun kommt, wir wollen unsere Reden üben und dann die Geschichten großer Römer lesen. Auch heute werden wir jede That, von welcher

wir lesen, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit betrachten, und mit den Thaten der jetzigen Welt vergleichen.

Knaben. Du sollst sehen, Professor, daß wir heute unsere Reden gut halten werden, wir haben viel geübt.

Quintil. Nun wohl, das freut mich. Geht alles gut, so gedenke ich morgen selbst mit euch einen Spaziergang zu unternehmen.

Die Söhne lösten ihre Aufgaben vortrefflich; sie nahmen alle Lehren willig auf und machten dem Quintilianus so viel Freude, daß er auf Augenblicke die schweren Wunden vergaß, welche ihm das Schicksal durch den Tod seiner eigenen Söhne geschlagen hatte.

---

32. Capitel.

— mortem, ut nunquam timeas, semper cogita. —

Seneca.

Am Tage nach dieser Unterredung ging Quintilianus mit seinen beiden fürstlichen Schülern die Flaminische Straße hinaus nach den Grabmälern. „Kommt meine Söhne,“ so sprach er, „wir wollen einen ernsten Gang gehen, den Gang zu der Stätte, wo die Erinnerung an die Todten unser Herz berührt. Wer immer nur im Gewühl und in der Zerstreuung der Welt sich herumtreibt, der geht zuletzt darin unter; aber es gilt von Zeit zu Zeit sich wie ein Adler aus der engen Kluft des Lebens zu erheben; es gilt, den Geist auf Felder zu führen, wo er gereinigt und geläutert wird, wo seine besten Herzenssaiten Nahrung und Stärke zu erlangen vermögen. So ein Plätzchen soll das Feld der Gräber für uns werden.“ Sie traten bald ein in die Reihen der Denksteine.

Flavius. Professor, wer ist's, der unter diesem einfachen Steine schläft?

Quintil. Ein wackerer Römer, Kinder! Er hat in mancher Schlacht gefochten und gehörte zu den Tapfersten.

Flavius. Warum ist ihm kein besseres Denkmal gesetzt?

Tarquinius. Gewiß, weil er sich durch seine Thaten schon das beste Denkmal selbst gesetzt hat.

Quintil. Du hast wahr geredet. Thaten sind die schönsten Denkmale! Aber seht, meine Lieben, der Undank, dieses fürchterliche Ungeheuer, verfolgt oft die Besten und Bravsten im Staate. Der unterm Steine hier sprach einst ein freies Wort, weil er kein unterwürfiger Knecht, weil er ein freier Römer sein wollte. Deshalb war Verfolgung und Nachstellung sein Loos, und seine großen Verdienste um den Staat wurden nicht nur ohne Anerkennung gelassen, sondern auch sogar durch List und Bosheit als Schuld und Unrecht hingestellt. Leute ohne alles Verdienst, Narren, Thoren, Günstlinge, Kriecher, haben in Rom viel schönere Denkmäler als die treuen und wahren Kämpfer für's Wohl des Staates.

Tarquinius. Da sieh, dies herrliche Denkmal! Wem gehört es?

Quintil. Einem berühmten Gaukler. Nichts hat er gethan als die Menschen in roher Weise belustigt und ihnen das Geld aus der Tasche gelockt. Die Geltung dieser Leute ist gestiegen seit in Rom die Vergnügungssucht so sehr wächst und die guten Sitten mehr und mehr absterben. Wir sind jetzt so weit wie die Athener, die einen Ballspieler mit dem Bürgerrechte und mit einem kostbaren Standbilde ehrten.

Flavius. Gehen wir weiter, lieber Professor! Ich möchte gern das Denkmal des Lehrers sehen, von dem du in diesen Tagen so viel gesprochen, und dessen Asche gewiß hier ruht.

Quintil. Er hat keins. In kühler Erde ruht er aus von seinen Mühen. Er hat nur für die höchsten Güter der Menschheit gestrebt und gelebt; die faule Zeit hat ihn nicht verstanden und ihn daher auch nicht geehrt.

Flavius. Da wollen wir für ein Denkmal sorgen! Wir wollen den Cäsar bitten, daß er ihm ein Ehrendenkmal setzen läßt, wie es kein zweites an dieser Stätte giebt.

Quintil. Das ist nicht nöthig, Kinder. Er lebt im Herzen seiner Schüler fort; sie selbst sind gleichsam seine lebendigen Denkmale. Und nennt auch kein Stein seinen Namen, so wird er doch erklingen bis in die spätesten Zeiten. Wenn die Namen so mancher Menschen nur an den Denkmalen stehen, so finden wir die Namen anderer eingetragen in das Ehrenbuch der Weltgeschichte, eingetragen in die Herzen von Tausenden, welche sie glücklich gemacht haben. Wie viele stellen jetzt ihre Bildsäulen schon in der Zeit ihres Lebens in den Häusern auf; o könnten sie lieber die Wände mit Tafeln schmücken, worauf ein Verzeichniß ihrer guten Thaten und Werke stände. Solcher Schmuck würde zwar auch eine Sünde gegen die Demuth sein, aber er könnte wenigstens manches erhebende Gefühl in dem Beschauer hervorrufen. O, meine lieben Söhne, laßt ihr euch einmal kein Denkmal setzen, bevor ihr selbst euch eines gesetzt, durch weise edle That.

Flavius (der einen Kranz auf's Grab des Lehrers

gelegt). Hast du nicht gesagt, Professor, daß du mit uns das Grabmal des Titus besuchen wolltest?

Quintil. Gewiß! Wir haben nicht weit bis dahin. Aber bevor wir diese heilige Stätte betreten, wollen wir sein Bild im Herzen recht erneuern. Wir wollen an seine Milde und Gerechtigkeit denken, die auch das kleinste Unrecht nicht duldete; wir wollen ihn als Vater der Armen, als Beschützer der Tugend, als Freund und Liebling aller seiner Unterthanen, als großmüthigen Ueberwinder seiner Feinde uns denken; wir wollen daran uns erinnern, daß er mit einem Worte in der Geschichte seines Volkes als die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts erscheint. Solche Gedanken werden uns die rechte Stimmung verleihen beim Eintritt in sein Grabmal.

Sie wandern weiter und stehen bald vor dem Mausoleum der Kaiser. Sie steigen hinab.

Quintil. Da ruht die Asche des Guten! Ach, es ist nicht so leicht in niederer Hütte ein guter Mensch zu bleiben; noch schwerer ist's auf hohem Throne, wo so viele Dämonen an dem Herzen zerren und es zu verderben suchen. — Wie mancher Seufzer des Dankes ist hier schon zu den Göttern aufgestiegen, wie manche Zähre der Wehmuth ist geflossen! Zu früh sank mit ihm ein großes Herz in den Staub, zu früh für's Römerreich, zu früh für Tausende, die auf ihn ihr Glück gebaut. Hier schwört, meine Söhne, daß ihr dem Entschlafenen gleich werden, und euch ebenso die Liebe des Volkes, und ein so freundliches Andenken erringen wollet. O wie schön ist es in dem Andenken des Volkes als ein guter Engel fortzuleben; traurig ist es als schwarzer Schatten, als Schreckbild in die Geschichte der Menschheit eingetragen zu werden, und einen

Fluch auf sich zu laden, indem man die Gefühle des Vertrauens und der Liebe mit Füßen tritt, wie ein Nero es gethan. Schwört, schwört, meine Söhne, daß ihr den Segen der Nachwelt, wie der Kaiser Titus, euch verdienen wollt!

Flavius und Tarquinius. Bei den Göttern schwören wir es!

Quintil. Lege deinen Kranz auf die Urne, Flavius, dann laßt uns wieder hinaufsteigen.

Tarquinius. Wir wollen wieder heimkehren; die Vergänglichkeit stimmt zu trüb in diesen Räumen.

Quintil. Nicht trüb; nein, ernst nur und freundlich! Freilich ist das Feld des Todes nicht für den Stolz und Hochmuth das Ruheplätzchen. Hier fällt jede eitle Zierde des Lebens in Nichts zusammen, hier zeichnet sich die Asche eines Weltgebieters nicht aus vor der Asche des Bettlers, hier ist die Schule der Demuth. Aber es ist auch wieder sehr erfreulich, diese Erinnerungsstätten durchzuwandeln. Wüßten wir, daß die, deren Denkmäler wir schauen, noch zu leiden hätten, dann würden diese Gänge sehr traurig sein. So aber wissen wir, daß der Tod kein Uebel ist, wie unser Cicero schon sagt, und deshalb ist unser Spaziergang durch die Grabmäler ein freudiger. Aber er ist auch ein erhebender, weil wir uns nirgends besser mit den geliebten Todten in Verbindung, und zwar in die reinste und heiligste Verbindung setzen als hier; und weil wir durch ruhige Gedanken an den Tod die Furcht vor ihm verlieren.

Nachdem Quintilianus mit seinen Schülern noch einige Grabmäler und deren Inschriften betrachtet, kehrten sie in die Wohnung zurück.

33. Capitel.

Gratior est pulchro veniens in corpore virtus.

Virg.

Der Kaiser Domitianus hatte eine einzige Tochter. Sie barg unter der reizenden Gestalt ihres Körpers das Gemüth eines Engels, und behielt ihre Reinheit und Seelengüte mitten in der Verworfenheit, welche sich um sie herum zeigte. So finden wir bisweilen mitten unter Unkraut, in Morast und Sumpf, ein liebliches Blümchen, dessen Glanz dort um so heller strahlt.

Obwohl Flavia nichts als Greuel- und Blutscenen erlebte, so behielt ihr Herz doch jene Zartheit und Weichheit, die uns am Weibe so erfreut; und obwohl in der damaligen Zeit äußerer Glanz und Pracht das höchste Lebensziel für den Hof war, so strebte sie doch lebhaft nach Vorzügen des Geistes. Sie sprach den Wunsch gegen ihren Vater aus, daß sie so gern Quintilian's Vorlesungen über Literatur hören möchte. Domitian liebte seine Tochter um so mehr, als sie mit ihrer Unschuld und Liebenswürdigkeit wie ein leuchtender Stern in der Nacht dastand, und erfüllte mit Freuden ihren Wunsch. Quintilianus wanderte also oft nach des Kaisers Palast, wo er in einem ruhig gelegenen Zimmer die Flavia unterrichtete. Oftmals hörten auch Domitian oder seine Gattin selbst zu. Wir können nicht unterlassen einige Bruchstücke aus der Unterhaltung Quintilian's mit der römischen Prinzessin hierherzusetzen.

Flavia. Welcher römische Dichter ist wohl mit dem Homer zu vergleichen?

Quintil. Keiner! In ihm liegt der Urquell aller Schönheit und Erhabenheit. Ihn hat keiner*) an Erhabenheit bei großen, an Eigenthümlichkeit bei kleinen Gegenständen übertroffen. Er ist munter und gedrängt, scherzhaft und ernst, im Reichthum der Worte, sowie in der Kürze bewunderungswürdig, und nicht nur in dichterischer, sondern auch in rednerischer Schönheit der Erste vor Allen. Sowohl die sanftern als die heftigen Leidenschaften hat er vollständig in seiner Gewalt, und malt sie uns ergreifend vor die Seele. Dabei ist kein Wort zu wenig, keines zu viel. Wer kann eine Erzählung kürzer fassen als er, wenn er den Tod des Patroclus berichtet und sagt: „So sprach er und gleich deckte ihn die Nacht des Todes. Aus dem Körper entschwang sich die Seele, ging zum Orkus, ihr Schicksal beklagend, und ließ die Hülle des jungen Helden zurück.“ Wer kann nachdrücklicher reden als er, wenn er das Treffen der Cureter und Aetolier meldet? Ja, man trifft bei ihm so schöne Vergleichungen, Beifügungen, Beispiele, Bilder und Beweise, daß selbst die Redner aller Zeiten von ihm gelernt haben, und diejenigen, welche über Redekunst schreiben, die meisten Zeugnisse für ihre Regeln aus diesem Dichter nehmen. Welcher Schlußsatz könnte wohl mit dem verglichen werden, in welchem Priamus den Achilles flehentlich bittet, und in welchem es also heißt: „Gedenke deines Vaters, gottähnlicher Achill. Er ist alt wie ich und an der Schwelle des Todes. Wie, wenn ihn jetzt vielleicht seine Nachbarn umgäben, und ihn drückten und keiner da wäre, der Schmach und Tod von ihm abwehrte: dennoch

*) Lehrbuch, 10. Bd.

wüßte er, daß du lebst, freute sich in seinem Busen und hoffte alle Tage den geliebten Sohn von Troja kommend wieder zu sehen. Ach, aber ich Unglücklichster; ich hatte wackere Söhne im schönen Troja, und fürchte, es lebt von ihnen nicht einer mehr. Denn der wilde Mavors hat viele zu Boden geschlagen, und der nun noch allein übrig war, der Stadt und Bruder beschützte, den hast du jüngst, als er für's Vaterland focht, getödtet, den Hektor. Um seinetwillen komme ich zur Achiverflotte, ihn von dir zu lösen, und bringe ungemessene Schätze. So ehre denn doch die Götter, Achill, und habe mit mir Erbarmen. Gedenke deines Vaters, und daß ich weit bedauernswürdiger bin. Ich habe gelitten, was nie ein sterblicher Erdensohn litt; ich muß vor dem Mörder meiner Kinder meine Hand zum Munde bewegen und demüthig flehen!"

Flavia. Ergreifend schön ist dies!

Quintil. Gewiß, und es gehört eine große Seele dazu, die Schönheiten Homer's alle mit Einsicht zu verfolgen. Aber allerdings haben wir einen römischen Dichter, der sich dem Homer wenigstens nähert. Es ist Virgil. Als Jüngling saß ich zu den Füßen des theuren Lehrers, Afer Domitius. Als ich ihn fragte, von welchem Dichter er glaube, daß er sich dem Homer am meisten nähere, so sprach er: „Der zweite ist Virgil, allein er grenzt doch mehr an den ersten wie an den dritten. Und so ist es in der That. Wir mögen immerhin dem himmlischen und unsterblichen Schöpfergeiste Homer's den Vorzug zugestehen; Virgil hat aber, das dürfen wir nicht verkennen, mehr Sorgfalt und Fleiß aufgewandt, weil sein Unternehmen mühevoller war, und so sehr wir uns auch durch die feinern Griechen müssen übertreffen lassen, so ersetzen

wir das wieder in anderer Weise, namentlich durch proportionirliche Gleichheit.

Flavia. Anders ist es mit der Beredtsamkeit, da geben unsere Redner den griechischen nichts nach. Meinst du nicht?

Quintil. Sie haben ihren Demosthenes. Bei ihm ist so viel Stärke, Alles so dicht, so gespannt auf gewisse Seiten; so ganz nichts Müssiges ist da; so sehr weiß er Maß zu halten, daß man weder etwas an ihm vermissen, das da fehlte, noch etwas wegwünschen kann, das überflüssig wäre. Aber doch setze ich ihm den Cicero getrost an die Seite. Ich halte die Schönheiten beider Männer für gleich; ich finde bei ihnen bewunderungswürdig die Ordnung, die Art zu theilen, vorzubereiten, zu beweisen, überhaupt Alles, was zur Erfindung gehört. Im Ausdrucke zeigt sich einiger Abstand. Demosthenes ist gedrängter, Cicero reicher; jener schließt in abgekürzten Sätzen, dieser ficht weiter ausholend; jener immer mit der Schärfe, dieser auch wohl mit einem heftigen Nachstoße; von jenem darf man nichts abnehmen, diesem nichts hinzusetzen; bei jenem ist mehr Kunst, bei diesem mehr Natur. Dem Demosthenes fehlen die schönen Epiloge Cicero's; aber es giebt auch wieder andere Schönheiten, welche zu erreichen die Natur der lateinischen Sprache nicht gestattet. Freilich hat Demosthenes vor Cicero gelebt, und Demosthenes hat den letztern zum Theil erst zum großen Cicero gemacht. Aber dieser bildete sich nicht allein durch Demosthenes, auch aus dem Reichthum des Plato schöpfte er, und aus der Anmuth des Sokrates. Er erreichte nicht nur durch Fleiß, was er an Jedem Gutes fand, sondern erhob und erhöhte auch durch die

Fruchtbarkeit seines unsterblichen Genies ihre meisten Schönheiten aus eigenem Antriebe. Er sammelt nicht, wie Pindar sagt, das Wasser tropfenweise, sondern er ergießt sich mit einem mächtigen Strome. Er ward durch ein Geschenk der Vorsehung geboren, damit die Beredtsamkeit an ihm ihre Kräfte versuchen und zeigen könnte. Wer vermag genauer zu unterrichten, heftiger zu rühren? Wer hat je eine gefälligere Leichtigkeit gehabt? Man sollte glauben er finde Alles ungesucht, selbst was er hervorquält, und wenn er mit seiner Gewalt den Richter wider den Strom daher zieht, so hat es dennoch den Schein als ob der Richter ihm folge, nicht als ob er fortgerissen werde. In Allem, was er spricht, liegt so ein heiliges Ansehen, so eine Würde, daß man sich schämt, anderer Meinung als er zu sein. Seine Rede ist das Schönste, was man hören kann, und tritt dennoch mit der glücklichsten Ungezwungenheit auf. Darum sagten wohl seine Zeitgenossen nicht mit Unrecht, er herrsche tyrannisch in den Gerichten. Bei der Nachkommenschaft aber hat er es soweit gebracht, daß Cicero schon jetzt nicht mehr für eines Menschen, sondern für den Namen der Beredtsamkeit selbst gehalten wird.

Flavia. Sehr gern habe ich seine philosophischen Schriften gelesen.

Quintil. Allerdings ist hier zu erinnern, daß in der Philosophie wir die Krone nicht erreicht haben. Wir haben keinen Plato und Aristoteles gehabt, und sind froh, daß Marcus Tullius wenigstens der Nacheiferer Plato's gewesen ist.

Flavia. Ich habe gehört, daß du den Seneca ver-

dammst; das thut mir leid, da ich öfters darin gelesen, und so manchen schönen Gedanken gefunden habe.

Quintil. Ich weiß wohl, daß man mich in diesem Verdacht hat, als ob ich einen bittern Haß auf den Seneca geworfen hätte. Und dies mag daher kommen, weil ich die geschmacklose und durch alle möglichen Fehler entstellte Schreibart unseres Zeitalters nach strengeren Gesetzen zu bessern bemüht bin. Seneca ist fast der einzige Schriftsteller, welchen man in den Händen unserer Jünglinge findet. Ich möchte es nicht wagen, ihnen denselben ganz zu nehmen, aber das kann ich auch nicht leiden, daß er den Bessern vorgezogen wird. Er selbst hört nicht auf zu schimpfen auf diese, weil er sich seines Abstandes von ihnen bewußt ist, und ein Mißtrauen in sich selbst setzt. Er ahnt wohl, daß er niemals solche Menschen zu Verehrern haben wird als jene. Die jungen Leute waren immer mehr in ihn verliebt, als daß sie ihn nachahmten, und fielen so tief unter ihn herab als er von den Alten abgefallen ist. Wenn nur wenigstens alle sich bestrebt hätten, diesem Manne nahe zu kommen! Allein er hatte immer nur Beifall wegen seiner Fehler, und jeder bestrebte sich, dieselben an sich noch mehr auszubilden. Da kam es denn, daß, wenn die Leute sich rühmten sich ebenso wie Seneca ausdrücken zu können, sie den Seneca selbst in den schlechtesten Ruf brachten.

Flavia. Ich bewundere an ihm die reichen Lebenskenntnisse! Namentlich sind die Briefe damit geschmückt.

Quintil. O das ist nicht zu leugnen, daß dieser Schriftsteller viele hohe Eigenschaften, daß er ein fähiges und umfassendes Genie, sehr großen Fleiß und eine Menge nützlicher Kenntnisse zeigt. Er ist freilich manch=

mal von den Forschern, an die er sich hielt, hintergangen worden. Ungemein thätig ist er gewesen, und hat fast eine jede Gattung von Studien bearbeitet. Wir haben Reden, Gedichte, Briefe, Dialoge von ihm. In seiner Philosophie war er allerdings nicht scharfsinnig genug, dennoch aber ein außerordentlich strenger Prediger gegen die Laster. Man findet daher bei ihm reiche und glänzende Gedanken, und Vieles, das man um der Moral willen durchaus lesen muß; allein das Meiste ist dem Ausdrucke nach verdorben, und desto verführerischer, weil es voll von süßen Fehlern ist. Man möchte wünschen, er habe mit seinem eigenen Witze, aber auch zugleich mit einer fremden Beurtheilungskraft geschrieben. Hätte er manche Spiele des Witzes fahren lassen; hätte er minder nach der Ehre, Original zu sein, gestrebt, weniger von seinen Einfällen gehalten, und die innere Stärke seiner Wahrheiten nicht durch so läppische Gedanken entkräftet, so verdiente er mit dem Beifall der Kenner, nicht mit der Liebe der Schulknaben, beehrt zu werden. Wir wollen ihn mit Auswahl lesen.

Flavia. Ich freue mich darauf; aber ich bitte dich vorher mit mir noch einmal Cicero's Buch über die Freundschaft zu lesen.

Quintil. Von Herzen gern soll es geschehen!

Quintilianus las viele Schriften mit seiner Schülerin, sprach dann über ihre Verfasser, über ihre Schönheiten in traulicher Weise sich aus, und weihte so die Flavia Stufe für Stufe in das Heiligthum der Alten ein. Die Kaiserstochter hing mit Aufmerksamkeit an seinem Munde, und ihr Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft war der süßeste Lohn für ihn.

In dieser Zeit war es auch wo Quintilianus viel über die weibliche Bildung nachdachte. Er war und blieb der Meinung, daß das weibliche Geschlecht, von der Hütte bis zum Throne, nur dann sich Achtung und Ehrerbietung erwerben könne, wenn es nach andern Vorzügen als nach denen des Putzes, des eitlen Glanzes strebe; wenn es mit äußerer Anmuth auch innere Tugend und Schönheit verbinde. Er sprach wiederholt mit seinem Freund Plinius über zu errichtende Mädchenschulen, in denen auch die Literatur nicht vergessen sein sollte. Aber nur das Beste wollte er gelehrt wissen; kein Gift, keine leichtsinnigen Stücke, und auch das Gute sollte nicht genascht, sondern ordentlich genossen werden.

34. Capitel.

Mulier nequidquam exornata est bene, si morata est male. —

Von dem traulichen Zimmer, in welchem Quintilian die Tochter Domitian's einführte in's Reich der Literatur, folge uns der Leser im Geiste in das Putzzimmer einer vornehmen Römerin. Die Domina, welche wir in ihren Morgenstunden betrachten wollen, ist die Gattin des Metius Carus, eines Mannes, der sich durch teuflische Nachstellungen, durch Angebereien und Spionirerei ausgezeichnet, und seinen Namen dadurch mit ewiger Schande und Schmach gebrandmarkt hatte. Sein Weib war seine Mitschuldige; sie hatte viele Geliebten, welchen sie oft während der süßen Umarmungen Geheimnisse entlockte, die dann ihr nichtswürdiger Mann zur Verfolgung Anderer benutzte. Diese vornehme Römerin hat sich vor

Kurzem aus den Armen des Schlafes losgerissen, und bietet nicht den lieblichsten Anblick. Sie hat das Gesicht voller Brodteig*), welchen sie am Abend als Schönheitspflaster aufgelegt hat. Da ihr auch die Zähne fehlen, die auf einem Tischchen liegen, ebenso die Haare, der schönste Schmuck des Weibes, so wollen wir uns nicht lange mit den Blicken an ihr weiden, ohnehin würde uns ihr boshafter Blick, der da zeigt, daß sie sich schon auf die Mißhandlung ihrer Sclavinnen vorbereitet, nicht gefallen. Wir lassen also das Heer der Sclavinnen ruhig oder vielmehr hastig um die Donna fliegen; die eine mag ihr mit einem in Eselsmilch getauchten Schwamm die Brodkrusten aus dem Gesichte waschen, eine andere sie weiß und roth malen, noch eine andere ihr die Haare mit Goldsalbe gelb anstreichen, oder ihr die Haare flechten, mit der Nadel schmücken und ihr dann den mit Edelsteinen besetzten Metallspiegel hinhalten; wir wollen warten bis sie einigermaßen menschlich aussieht. — Da steht sie in einem Empfangszimmer wieder vor uns. Sie kauft ein Kränzchen von einer schlauen, und von einem ihrer Geliebten gemietheten Verkäuferin, in welchem sie ein Liebesbriefchen ihres Anbeters findet. Nun wollen wir sie weiter betrachten, ihr schmunzelndes Lächeln zeigt, daß sie sich freut; vielleicht wird sie nun liebenswürdig werden. Doch es ist noch ein Geschäft zu verrichten, die Nägel sind abzuschneiden. O weh, die Sclavin läßt das Messer fallen, hebt es aber rasch wieder auf; die Belohnung erhielt sie sofort durch einige Nadelstiche ihrer Donna. Aber als

*) Siehe: Sabina oder Morgenstunden im Putzzimmer einer reichen Römerin, von Böttiger.

eine Sclavin ein Schmuckkästchen in aller Eile hinwirft, so fehlt nicht viel, daß sie die Domina, wie es nicht selten geschah, an die Thürpforten binden und von einer andern Sclavin mit Knotenstricken halb todt schlagen läßt. Sie ist heute gnädiger und schlägt sie mit einer aus Draht geflochtenen, mit Metallknöpfen versehenen Geißel auf die Schulter, und befiehlt derselben ihr aus den Augen zu gehen. Unter Schelten und Nadelstichen ist sie endlich hergestellt, es sind auch schon die übrigen Kleidungsstücke herbeigeholt, sodaß sie sich bald zu ihrem Morgenspaziergang, den sie aber in der Sänfte ausführt, aufmachen kann. Vorher entstand aber noch ein Gespräch zwischen ihr und ihrem Gemahl, welcher in ihrem Zimmer erschien. Wir wollen es mittheilen.

Antonia (dies war der Name der Domina). Ich zeige dir an, daß ich eine neue Palla, zwei neue Ohrgehänge, eine neue Kugel*) zum Abkühlen der Hände haben muß; auch fehlt mir ein Sommerring, ein Perlengehänge und ein Amulet.

Metius Carus. Weiter nichts?

Antonia. Du hast dich nur zu freuen, daß ich so genügsam und bescheiden bin.

Metius Carus. Diese Genügsamkeit dauert nur so lange, bis ein neuer Wunsch in dir erwacht; und du scheinst, je älter du wirst, desto mehr Wünsche zu bekommen.

---

*) Jede Römerin wollte eine Abkühlungskugel von Krystall haben, später trug man auch Bernsteinkugeln. Der Luxus wurde damit so arg getrieben, wie ihn unsere Frauen mit den Müffen oder Handschuhen treiben. (Sabina, von Böttiger.)

Antonia. Pfui, schäme dich, mir so zu antworten!

Metius Carus. Und ein Amulet! Bis jetzt hat mich nur deine Eitelkeit so vieles Geld gekostet, jetzt fängt auch noch dein Aberglaube an theuer zu werden?

Antonia. Lieber Carus (sie nähert sich ihm schmeichelnd), sieh, ich will in einigen Tagen zum Thiergefecht; du wirst doch nicht wollen, daß deine Antonia in Schatten gestellt wird durch den Glanz der übrigen Frauen!

Metius Carus. Ich habe aber wahrhaftig kein Geld mehr um deine Putzsucht zu befriedigen.

Antonia (spitzig und boshaft). Aber für die Nahrung deiner eigenen schlechten Leidenschaften hast du Geld genug! O ich weiß noch ein Mittel, welches dich bald willig machen wird. Carus, habe ich nicht in kurzer Zeit das Verlangte, so gehe ich in den Senat, um ein Geheimniß zu offenbaren, welches dir nicht lieb sein wird. (Sie lächelt boshaft.)

Metius Carus (erschrocken). Das wirst du nicht, du bist meine Mitschuldige, man würde dich schon deshalb strafen, weil du von dem Geheimniß gewußt hast!

Antonia. Mag kommen was da will! Ich will lieber untergehen, als so schmachvoll und ärmlich einhergehen! (Mit einem drohenden Blick geht sie hinweg.)

Metius Carus stand einen Augenblick still und stumm da. Dann schlug er sich verzweiflungsvoll vor die Stirn. „O", rief er aus, „daß ich mir einen solchen Plagegeist an die Seite gestellt habe, das ist zu traurig. Sie ist eine lebendige Strafe für die Enthüllungen, die ich gemacht. Wenn sie verriethe, daß ich so viele unschuldig angeklagt, oder daß ich falsche Briefe geschrieben habe, so würde das noch auszuhalten sein. Aber diese Schlange

will verrathen, daß ich an einem Morde mit betheiligt bin, der den Domitian selbst in Zorn und Wuth versetzt hat. Ein jammervoller Tod wäre mein Loos. Ich muß ihren eitlen Willen ausführen! Aber woher, beim Hercules! das Geld nehmen!" Nach diesen Worten stand Metius Carus eine zeitlang in sich versunken da. Plötzlich nahmen seine Augen einen unheimlichen Glanz an! Es ging ein Plan ihm durch den Kopf, der zwar selbst seine gemeine Seele erbeben machte, der aber vor der Hand die einzige Rettung für ihn zu sein schien. Schnell eilte er hinweg, um die Ausführung desselben vorzunehmen.

---

35. Capitel.

Poenam moratur improbus, non praeterit. —

Die Regierungszeit des Kaisers Domitian war eine Zeit der Noth und Bedrängniß wie sie Rom fast noch nicht kannte. Das ganze Volk war ein Spielball des grausamen Wüthrichs geworden. Der Senat war so feil und unterwürfig, daß er fast noch kaiserlicher als der Kaiser selbst war, und den niedrigsten Wünschen des Imperators zuvor kam. Dabei war Offenheit, Treue und Aufrichtigkeit ganz verschwunden. Die nächsten Verwandten trauten einander nicht. Sclaven erhoben sich gegen ihre Herren und klagten sie an, damit sie eine Belohnung erhielten, die gewöhnlich in einem Theile des Vermögens bestand, welches dem Angeklagten sofort entrissen wurde. So war auch Metius Carus wohlhabend geworden. Man horchte und spähte an allen Orten ob sich Jemand unkaiserlich gezeigt, ob er sich vielleicht gegen

eine Statue des Kaisers nicht ehrerbietig genug betragen, ob er vielleicht mit einem Ringe, worauf das Bild des Kaisers war, niedere Bedürfnisse befriedigt hatte; man gab auf die Trunkenen acht, man lauerte bei den arglosesten Scherzen auf; man forschte in Schriften, und brachte strafbare Anspielungen heraus, an welche die Autoren nicht im geringsten gedacht hatten. Daher war auch in allen Gemüthern eine gewisse Angst; man redete selbst in den eigenen Wohnungen nur leise, und sah mit argwöhnischen Blicken umher. Gab es doch Spione, die sich in den Häusern verkrochen, und zwischen dem Dache und der Decke der Gemächer wie die Katzen lauerten, ob sie nicht Worte hörten, mit welchen sie arme Seelen fangen könnten. Die furchtbaren Angebereien wurden selbst dem Domitian oft zum Ekel, sodaß er eine gewisse Freude zeigte, wenn er mitunter verschont von ihnen blieb. So saß er eines Tages einsam in seinem Zimmer und sprach vor sich hin: „Endlich werde ich wohl einmal eine Zeit lang Ruhe haben, und Mensch sein können. So manchen Kopf hat es in den letzten Tagen gekostet! Das Gesindel der Angeber ist ja wie die Spürhunde, sie haben feine Nasen, und wissen immer etwas Neues zu entdecken.“ Der Kaiser hatte kaum diese Worte gesprochen als Metius Carus an seiner Thür erschien.

Metius Carus (zu einem Diener). Ist der Imperator allein?

Diener. Nicht eine Fliege ist bei ihm.

Metius Carus. Melde mich.

Der Diener meldet ihn an und führt ihn dann auf Domitian's Befehl ins kaiserliche Zimmer.

Domitian. Was führt dich her zu mir, Metius Carus?

Metius Carus. Ich habe mit meiner Aufmerksamkeit entdeckt, daß zu Rom noch ein Mann lebt, der sich an deiner hohen Person vergangen hat und unter die Gefährlichsten mit gehört.

Domitian. Soll ich denn nie Ruhe haben? Müßt ihr mich zu Tode foltern? Soll ich denn nichts als Blut unter meinen Füßen sehen? Eure Verdächtigungen fangen an mich zu ekeln; — aber ich brauche euch doch, um immer zu wissen wie die Luft streicht. Wer ist dein Verbrecher?

Metius Carus. Ich bedaure es, wenn ich dich belästige, aber mein Herz, welches so innig für dein Wohl schlägt —

Domitian. Spare deine Worte! Wer ist dein Verbrecher?

Metius Carus. Er gehört zu einer Classe, welche du noch mehr überwachen mußt, als es schon geschieht; ich meine den Quintilianus.

Domitian (mit einem satyrischen Lächeln). Da bist du auf den Rechten gefallen. Ich freue mich, daß du mir seinen Namen nennst, ich habe auch schon eine Strafe für ihn bereit. Was hat er denn nach deiner Ansicht verbrochen?

Metius Carus. Er hat in seinen Schriften der Beredtsamkeit mehrmals deiner gedacht, und einige Male das Wort Gott weggelassen; schon daraus geht hervor, wie wenig Achtung er vor deiner hohen Person zeigt.

Domitian. O ihr miserables Geschlecht, ihr werdet zuletzt noch mich selbst zum Verbrecher an der Majestät

machen! Hast du sonst keine Schuld am Quintiliau entdeckt? Aber du bist fleißig in deiner Pflichterfüllung, ich muß das loben, und habe deswegen auch einen besondern Lohn für dich bereit. —

Metius Carus. Ich habe nicht aus Verlangen nach Lohn meine Pflicht gethan, blos meine Anhänglichkeit an deine hohe Person trieb mich zur That.

Domitian. Laß mir deßhalb die Freude dich würdig zu lohnen. Ich habe einen Auftrag auszuführen, der ehrenvoll ist; dazu will ich deine werthe Person gebrauchen. Du erscheinst morgen hier, und wirst dem Quintilianus den breiten Purpurstreifen überbringen!

Metius Carus. Mein Herr und —

Domitian. Kein Wort weiter. Du thust, was dir befohlen, wenn dir dein Leben lieb ist! Jetzt gehe aus meinen Augen!

Metius Carus, dieser entsetzlichste aller Spione, war durch diesen Fall auf das Heftigste erschüttert. Er verzweifelte an seiner Zukunft. Der nächste Morgen brachte die Nachricht, daß er freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht. Eine stille Freude ging durch alle Gemüther, als man seinen Tod erfuhr. Rom war eine Schlange los, die Verderben über Verderben bereitet hatte. Domitian ließ bald darauf durch einen Günstling dem Quintilianus den breiten Purpurstreifen überreichen, und ertheilte ihm etwas später auch die consularische Würde. Damit dies Bild dem Leser nicht unwahrscheinlich vorkomme, müssen wir daran erinnern, daß die blutgierigsten Herrscher mitunter Gefallen an Witzen und Scherzen (welche freilich oft bitter waren) gehabt und oft mit ihren Spionen ihre Neckerei getrieben haben. Dazu gehörte

namentlich Domitian. Wie dieser zweite Nero in seinem Leben stets launenhaft und oft unerklärlich handelte, so verfuhr er auch bei seinen Gerichten, die er hielt, bisweilen höchst sonderbar. Wie er finstere Scherze liebte, davon nur ein Beispiel, welches auch Crevier in seiner Kaisergeschichte mittheilt. Domitianus ließ einstmals die Vornehmsten aus dem Senate und aus dem Ritterorden zu Gaste laden, und sie in einen Saal führen, welcher über und über schwarz bekleidet war. Auch die Stühle waren schwarz angestrichen. Wie die Gäste Platz genommen hatten, fand jeder sich gegenüber eine kleine Säule, welche sonst nur auf Grabmälern zu sehen war. Auf der Säule stand der Name des Gastes, und eine Todtenlampe hing daran. Zur Bedienung erschienen kleine neckende, vom Kopf bis auf die Füße schwarz gemalte Kinder, welche die unterirdischen Schatten vorstellen sollten, und später um die Tafel eine Art Todtentanz tanzten, der schrecklich anzusehen war. Die Speisen, welche in schwarzen Schüsseln sich befanden, waren solche, wie man sie bei Leichenbegängnissen verabreichte. In der ganzen Versammlung war es still wie im Grabe. Nur von Zeit zu Zeit unterhielt Domitian seine Gäste durch Gespräche von Verstorbenen und von blutigen und schauderhaften Begebenheiten. Ein Schrecken verbreitete sich in den Gemüthern der Gäste, und Alle glaubten gewiß, daß ihr Ende nahe sei. Nach dem Gastmahle ließ sie Domitianus durch unbekannte Leute nach Hause fahren. Als sie dort angekommen waren, erschien auch bald ein kaiserlicher Bote; jeder glaubte, daß er den Todesbefehl brächte. Aber der Kaiser schickte durch ihn jedem Gaste ein Geschenk, welches bei dem Feste zu sehen gewesen war. Aber diese Sachen

hatten ihre Schwärze verloren und man sah die schönsten silbernen Kostbarkeiten vor sich. So scherzte der Wüthrich. Doch zurück zu unserm Quintilianus. Er hatte, wie wir wissen, die Söhne der Schwester Domitian's, die dieser zu seinen Nachfolgern bestimmt hatte, unterrichtet; er hatte auch die Tochter in die Literatur eingeführt. Die edle Fürstentochter hatte um eine Gnade für ihren Lehrer gebeten, und obgleich Domitianus nicht ein Mann war, der wahres Verdienst und Talent belohnte, so hatte er doch seiner Tochter Bitten nachgegeben, und ihr versprochen, den Quintilianus auszuzeichnen. Wider Erwarten achtete er nicht auf die Entdeckungen des Metius Carus, und gab diesem einen Befehl, der ihn zum Selbstmord trieb.

---

36. Capitel.

— Est animus tibi —
Rerumque prudens, et secundis
Temporibus dubiisque rectus —

Quintilianus nahm die Ehrenbezeigungen des Kaisers mit jener Ruhe auf, die er jede Stunde seines Lebens sich bewahrt, und die allein eines Weisen würdig ist. Er war sich bewußt, daß er als Lehrer stets nach der Vollkommenheit gestrebt und daß er als Freund seines Volkes stets das Beste gewünscht und gefördert hatte. Diese Freude in seinem Gewissen konnte ihm kein Purpurstreifen erhöhen und seine Bescheidenheit ward nicht im geringsten durch die consularische Würde gefährdet, ja dieselbe hatte ihn fast schüchtern und kleinlaut seinen Freunden gegenüber gemacht. Er hatte nie nach eitler Ehre gestrebt, fürchtete aber, daß man ihn nun anders beurtheilen werde.

Seine üble Ahnung blieb auch nicht unerfüllt. Eines Tages erschienen bei ihm seine beiden Freunde, Martial und Juvenal, und es kam namentlich der Eine, Juvenal, um ihm geradezu Vorwürfe zu machen.

Juvenal. Sei herzlich gegrüßt, Freund des edlen Kaisers!

Martial. Gestatte, daß ich dir Glück wünsche zu deiner neuen Würde!

Quintil. Seid ihr gekommen, um mich zu höhnen, so muß ich an eurer Freundschaft irre werden!

Juvenal. Das sollst du nicht! Wir aber sind bereits an deiner Offenheit, Wahrheit und an deinem Stolze irre geworden!

Quintil. Hab ich denn ein Verbrechen begangen?

Juvenal. Ich weiß nicht ob der ein Verbrechen begeht, der das Laster Tugend nennt, der statt Wahrheit, Lüge giebt, der statt Abscheu vor der Schmach zu zeigen, Beifall zollt. Quintilianus, denke an dein Lehrbuch!

Quintil. O ihr alten Freunde, wie können euch ein paar Worte, die man hinwirft, um nicht in die Schlingen zu gerathen, so erregen. Habt ihr denn in jeder Begrüßung, in jeder Anrede eines Mannes, in jeder Beurtheilung desselben die ganze nackte Wahrheit gegeben? Hat euch nicht die Klugheit befohlen, mitunter die Worte ein wenig abzuspitzen oder ihnen ein Kleid umzugeben, in welchem sie dem Verdacht und der Verfolgung entgehen? Ich weiß wohl, daß solch eine Weise nicht vor dem Richterstuhl der strengen Tugend ein mildes Urtheil finden kann, aber ich frage euch noch einmal, habt ihr nie in diese Bahn der Klugheit eingelenkt?

Martial. Ich bekenne offen, daß ich wenigstens

ähnlich wie unser Freund denke. Auch ich habe dem Domitian, wenn auch sehr kurz und kalt, bisweilen ein Compliment gemacht, um nicht ohne Noth seinen Argwohn und seine Verfolgung auf mich zu lenken.

Juvenal. Das Schweigen ist die beste und ehrlichste Waffe in solchen traurigen Zeiten.

Quintil. O, das Schweigen ist sehr oft ein Mittel den Tyrannen zu reizen und sich in das Verderben zu stürzen. Hat er nicht schon einige bestrafen lassen, die nicht eingestimmt haben in das Lob seiner Verse, die er zusammenschmiedet; giebt er nicht sogar Acht auf die Mienen, mit welchen man seine Reden anhört?

Juvenal. Nun, mag immerhin ein Wort nicht so ernstlich gewogen werden; aber die consularische Würde, womit Domitian dich ausgezeichnet, läßt uns mehr argwöhnen!

Quintil. Nie habe ich auch nur den geringsten Wunsch dem Imperator ahnen lassen, daß er mich vor der Welt mit seiner Gnade schmücken soll. Mein Amt an seiner Schwester Söhnen und an seiner Tochter habe ich erfüllt als ein Mann, der keinen Augenblick seiner Ueberzeugung untreu wird. Ich habe den Söhnen nicht geschmeichelt, ich habe offen mit ihnen verkehrt, und das Bild eines guten Regenten ihren Seelen lebhaft vorgehalten. Aber das freilich will ich euch gestehen, daß ich vor ihnen nie die Verhältnisse unseres Staates, die Zustände und Thaten des Imperators irgendwie angegriffen oder arg beklagt habe. Ich habe nur dem Werke der Erziehung und des Unterrichts gelebt; und, meine Freunde, es kann der Lehrer seinem Amte nicht mehr ohne Sorgen treu

bleiben, wenn er nicht versteht weise und besonnen aufzutreten in den Zeiten der Tyrannei.

Juvenal. All deine Weisheit wird dir kein Schild sein vor den Pfeilen des kahlköpfigen Nero, er hat vielleicht schon längst sich wieder anders besonnen in seinem wirren Kopfe, und ohne daß du es weißt, stehst du auf der Liste seiner Opfer.

Quintil. Noch fürchte ich dies nicht!

Juvenal. Wir wandern aus, um nicht im Kerker sterben zu müssen!

Quintil. Es würde mir schwer werden Rom zu verlassen, wo so manches Denkmal meiner Wirksamkeit sich befindet; wo ich so manche Freude, manches Leid überstanden, und wo ich viele treue Freunde gefunden habe.

Juvenal. Mir wird es leicht, die alte Lasterherberge zu verlassen. Was soll ich denn noch länger in Rom? Ich kann nicht lügen; ich kann kein Werk loben, das schlecht ist, ich bin kein Priester des Aberglaubens, ich mag überhaupt Niemand in seiner Schlechtigkeit unterstützen.

Quintil. Das sei ferne von dir! Aber bedenke, daß es eines Weisen würdig ist, die Schwächen seiner Zeit, wenn er sie nicht ändern oder heilen kann, ruhig zu ertragen, und wenigstens durch sein eigenes Beispiel fort und fort der Welt zu zeigen, daß die Tugend noch lebt.

Juvenal. Ich überlasse es andern, sich als Tugendmuster von der gemeinen Schaar belächeln zu lassen! Fort, fort aus diesem Reich der Schande und der Schmach! Alle Verhältnisse sind umgekehrt, alle vernünftigen Grundsätze erloschen. Da seht hin auf den Adel unserer Zeit. Er prahlt mit seiner hohen Abstammung und läßt sich

doch zu dem niedrigsten Gesindel herab. Diese Leute scheuen sich nicht die Wagenlenker zu machen, und führen überhaupt ein Leben, das man an keinem Sclaven dulden sollte. Ich kann den Hochmuth dieser Leute nicht ertragen, weil er zu unnatürlich und verdammlich ist. Schauen wir in die Geschichte der nächsten Vergangenheit. Wie hoch steht der unadelige Seneca über dem hochgeborenen Tyrannen Nero, der die Strafe des Elternmordes mehr als einmal verdient hat. Wir finden überhaupt weit mehr Verdienste unter Nichtadeligen als unter Adeligen. Denkt an die Decier, an Servius Tullius, an Horatius Cocles! Lieber von geringer Abkunft will ich sein, als durch Ausartung ein vornehmes Geschlecht schänden, zumal da der vornehmste älteste Adel oft auf einen Hirten zurückgeführt werden kann.

Quintil. Auch ich will nicht läugnen, daß die Gewalt des Adels, der sich über alle Grenzen der Schicklichkeit hinwegsetzt, der dabei höchst gleichgültig für's Wohl des Ganzen ist, und glaubt, er sei allein auf der Welt, viel Schuld hat an der Entsittlichung des Volkes. Allein wir haben auch unter den Adeligen gar Viele, welche die Abstammung nicht vergessen, auf welche auch der Bettler stolz sein kann, und die daher auch für das Wohl des armen Volkes in Rom ungemein thätig sind.

Juvenal. Sie gehören zu den größten Seltenheiten. Doch lassen wir den Adel! Das ganze Volk taugt nichts mehr. Man betrachte die Männer unserer Zeit. Eifern können sie gar herrlich gegen das Sittenverderben, aber dabei tragen sie es an sich selbst in der schnödesten Weise. Der Eine schmückt sich wie ein Weib, und steht fortwährend vor dem Spiegel; wieder ein Anderer lenkt als

ganz verweichlichter Geck die Augen auf sich, ohne sich im geringsten zu schämen. Männer heirathen Männer, wie es schon Nero that, der seinen Lieblingsknaben Sporus förmlich mit sich vermählte. So weit ist es mit denen gediehen, die sich die Herren der Erde nennen. Roms Herrschaft erstreckt sich bis zu den entferntesten Nationen, aber diese alle sind sittenreiner als ihre Beherrscher. Es wird als Merkwürdigkeit erzählt, daß ein armenischer Jüngling sich von einem römischen Tribunen hat verführen lassen; aber die Ursache seiner Schmach war nur der Umstand, daß er als Geisel in Rom lebte. Hier werden die jungen Leute in die Laster eingeführt; kaum haben sie eine zeitlang hier gelebt, so fließen die Geschenke, die Liebhaber finden sich; und bald ist das Scham- und Sittlichkeitsgefühl überwunden. Gehen diese Jünglinge dann fort von Rom, so verpflanzen sie die römischen Sünden weiter. Pfui, über das Laster speiende Rom!

Quintil. Die Laster werden ja immer noch gerichtet!

Juvenal. Ja, mit dem Munde, aber mit der Hand nachgeahmt. Seht euch nur um in Rom! Die Galle möchte Einem überlaufen, wenn der Vormund, dessen Mündel aus Dürftigkeit sich preisgeben muß, durch sein zahlreiches Gefolge die Straßen versperrt, wenn ein verurtheilter Statthalter, dem sein Vermögen gelassen ist, in seiner Verbannung goldene Tage genießt, während die von ihm zu Grunde gerichtete Provinz, die den Prozeß gewonnen hat, darben und hungern muß. Man möchte gleich auf der Straße die Tafel herausnehmen und seinen Aerger niederschreiben, wenn man sieht, wie ein Fälscher, der sich durch untergeschobene Urkunden bereichert, sich in

offener Sänfte von sechs Sclaven einhertragen läßt, oder wie eine vornehme Frau dort dreist und stolz einhergeht, die ihren Mann vergiftet und ihre Anverwandten zu ähnlichen Verbrechen verführt hat. Nur durch Verbrechen kann man jetzt zu Reichthum und zu Ehrenstellen kommen, die Rechtlichkeit findet höchstens noch einen Lobredner, aber keinen Unterstützer. Die Habsucht namentlich ist so hoch gestiegen, daß blos noch ein Tempel fehlt, worin sie statt der andern längst vergessenen Tugenden verehrt werde.

Martial. Und wie verächtlich behandelt man die Wissenschaften und ihre Träger! Ich erkläre hiermit, daß ich nicht eher nach Rom zurückkommen will, bis ich Citharide geworden bin, dann habe ich doch Hoffnung mir Geld zu verdienen, ohne welches in Rom ein jammervoller Aufenthalt ist.

Juvenal. Das Geld ist der Urquell aller Schlechtigkeit! Geld gilt Alles. Kein Zeuge selbst, wenn er auch noch so unbescholten ist, gilt, wenn er nicht reich ist. Jeder findet so viel Glauben als er Geld hat. Nach der Rechtschaffenheit eines Mannes fragt man selten; vor allen Dingen will man wissen, wie viel Sclaven er fett macht, wie viel er Land hat, wie groß die Schüsseln sind, von denen er speist. Der Arme wird verspottet, und der Sohn des gemeinsten Menschen, wenn er nur Geld zu vornehmer Kleidung hat, verschafft sich Achtung, drängt sich als Liebhaber in die Häuser, setzt sich auf den ersten Rang im Theater, welcher nur für den Rittercensus bestimmt ist. Der verdienstvollste Mann hat nicht das geringste Ansehen, wenn er kein Geld hat.

Quintil. Du verirrst dich zu weit in deinen Klagen,

Freund Junius! Wahrhaftig, wenn man euch reden hört, so möchte man nichts thun, als den Wanderstab ergreifen, und von Rom weg, so weit als möglich, fliehen.

Martial. Wer noch ein unverdorbenes Herz hat, muß auswandern. Entschließe dich mit uns, die gesunkene Heimath zu verlassen.

Quintil. Freunde, wer ein unverdorbenes Herz hat, der muß bleiben; der muß Alles thun, um die Schmach abzuwenden. Wollen wir lieber nachdenken wie Rom zu helfen ist!

Juvenal. Domitianus macht ja schon Anstalten um Rom zu heben, er giebt Gesetze gegen Ehebruch, Kinderschändung und andere Greuelthaten der Römer.

Martial. Das wäre lächerlich, wenn's nicht so abscheulich wäre. Ein Fürst, der Meister in allen Lastern ist, giebt Gesetze gegen Laster!

Juvenal. O, er thut noch mehr! Er läßt die Tempel vermehren, er stellt neue Priester an, und belohnt diese Dickwänste auf das Herrlichste, er erhöht ihre Einkünfte und ihre Gewalt; alte längst abgekommene Cultusformen stellt er wieder her, Ceremonien und Festspiele, die auf's graue ehrwürdige Alterthum hinweisen, läßt er wieder aufführen und nun sollt ihr noch einer behaupten, daß Domitian nicht der Mann ist, der Roms gesunkene Sitten wieder aufrichten wird.

Martial. Willst du noch spötteln über seine Maßregeln, sie werden ihm sauer genug. Freilich will er den Glauben und die Ehrfurcht vor den Göttern, wie er sagt, aufrecht erhalten wissen, und es ist auch klar, warum? Er kann so am besten seine Possen mit der Glorie der Selbstvergötterung treiben, er denkt in seinem Wahne

auch, der Götterglaube und die Wirksamkeit der Priester sichere ihm den Thron, den er auf Furcht und auf Schrecken erbaut hat; aber er bekommt nicht genug Priester. Schon in den Zeiten der Republik blieben hohe Priesterstellen aus Mangel an Bewerbern unbesetzt. Auch jetzt ist eine große Gleichgültigkeit gegen priesterliche Aemter vorhanden *).

Quintil. Und wäre Domitian auch ein unbefleckter und noch so kräftiger Fürst, es würde ihm nicht gelingen, die Verhältnisse der Religion auf den alten Stand zurückzuführen. Die Religion geht immer Hand in Hand mit den Welt- und Lebensanschauungen; werden diese wesentlich andere, so ändern sich auch die religiösen Meinungen und keine Gewalt der Erde kann dies hindern. Die Freiheit auf dem Felde des Glaubens hat sich nach und nach angebahnt, theils durch die Philosophenschulen, theils durch die falschen Maßregeln, welche die Günstlinge der Fürsten genommen haben. Gewalt hilft hier nichts. Und wenn Tigellinus, dieser Knecht Nero's, den Glauben der Gebildeten noch ängstlicher überwacht hätte, derselbe würde sich doch die Bahn gebrochen haben, auf welcher er sich befindet. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Jünger des alten Glaubens am allerschönsten den neuen befördern, und zwar dadurch, daß sie in ihrem eigenen Lager Streit anfangen, und sich anfeinden um gewisser Worte und Sätze willen. Sie sind die eigentlichen Nährer und Pfleger der Gleichgültigkeit, sie sind schuld, daß jetzt Unkraut in den Tempeln wächst, und daß Spinnegewebe sich

*) Schon Cato sagte, es sei zu verwundern, wenn ein Haruspex dem andern begegne und nicht lachen müsse.

um die Götterbilder hängen. Nachdem einmal der Stoicismus und Epicuräismus in Rom unter dem denkenden Theile des Volkes Eingang gefunden hat, nachdem das Werk von Euhemerus, worin die Götterlehre vollständig lächerlich gemacht ist, bereits Eigenthum eines großen Theiles der Römer geworden ist, so haben wir zuerst die Classe der Heuchler bekommen, die zwar Alles in den Tempeln mitmacht, sich auch dabei recht ehrerbietig erweist, aber nicht das Geringste glaubt, was die Priester sagen, und nur Andern zu Gefallen sich fromm stellt. Dann kommt die Classe der rohen Materialisten, welche ein höheres oder niederes Thierleben führen, deren Grundsatz ist: gewinne, genieße! und denen der Glaube an eine Gottheit unvernünftig und lächerlich erscheint; dann tritt auf die Classe des Aberglaubens, die zwar auch die Religion und den Götterdienst bespöttelt, aber dabei in die Netze des tollsten Wahnes so tief versunken ist, daß sie den allerbetrübtesten Eindruck macht. Ueber diesen Classen steht nun eine hoch erhaben, es ist die Classe derer, die zwar von dem Glauben an die Fabeln der Götter und dem lächerlichen Dienst derselben sich frei gemacht haben, aber innig und treu im Glauben an die eine Gottheit leben, die das Weltall trägt und beseelt, die uns erhält und schützt; die in diesem Glauben und in der Sittenreinheit den wahren Schmuck des Menschengeschlechts erblicken. Sie denkt wie Seneca, wenn er sagt: „Wollt ihr Gott euch vorstellen, so denkt ihn euch als groß, freundlich und ehrwürdig, in milder Erhabenheit, als einen Freund, der euch stets nahe ist, der nicht verehrt sein will durch Opfer und Blutströme, sondern durch ein reines Herz und durch edle tugendhafte Vorsätze; nicht Tempel von

hoch aufgethürmten Steinen will er sich gebaut wissen, in der eigenen Brust soll jeder ihm einen Altar errichten." Das ist die Classe, die da Aufklärung liebt, aber nicht Zerstörung und Zersetzung alles Dessen, was einem Menschen heilig bleiben wird, so lange ein gesundes Herz in ihm schlägt.

Martial. Auch diese Classe wird verfolgt!

Quintil. Aber mit großem Unrecht! Sie ist es, welche die Fürsten um jeden Preis heben und ausbreiten sollten, sie ist die beste Mauer um den Thron, sie ist es, die Rom vor dem Untergange sichern könnte. Ich kenne euer Herz, Freunde, ihr gehört selbst dieser Classe an, werdet daher der Vaterstadt nicht untreu!

Juvenal. Glaubst du denn, daß du im Stande bist, diesem Zeitverderben auch nur eine Hand breit seines Raumes abzuschneiden?

Quintil. Das Heil Roms ruht allein in den Schulen. Sie wirken, wenn sie recht eingerichtet sind, mächtiger als das Leben, als der elende Zeitgeist. Aber freilich müssen sie dann nicht blos Anstalten sein, wo man Lesen und Schreiben lernt, wo eingepfropft und angepinselt wird; es müssen Lebensanstalten sein, welche das Kind geistig und körperlich so fördern, daß es durch keine Ansteckung des Zeitgeistes sich verderben läßt; sie müssen nicht mit trocknem Regelkram das Kind langweilen, sie müssen es leben lehren; sie müssen wahre Vorhallen des Lebens sein, in welchen Alles geübt, befestigt, und so zu sagen geheiligt wird, wodurch das Kind draußen im Leben sich als ein edler Charakter mitten unter verdorbenen Seelen erhalten kann. Wenn wir so die Erziehung in den Schulen aufrichten, dann greifen wir in

die Geschichte unseres Volkes mächtig ein, dann ist Rettung für dasselbe in jeder Hinsicht vorhanden. Denn haben wir das Volk sittlich gehoben, so wird auf diese Sittenreinheit auch eine innige Gottesfurcht folgen; je reiner das Herz, desto herrlicher und inniger sein Glaube, seine Gottanschauung.

Juvenal. Wie kannst du solches hoffen von unsern geknechteten Schulen?

Quintil. Die Zeit der Tyrannei wird vorübergehen, vielleicht ist das Morgenroth der Freiheit näher als wir denken. Und heißt es wieder: Freie Schulen, freie Völker! dann wollen wir auch dafür sorgen, daß die Schulen die rechten Pflanzstätten eines bessern Geistes werden, daß der Bau, welchen Vespasianus und Titus angefangen, vollendet werde! Wie will ich mich freuen, ihr Guten, wenn ich dann wieder Hand an's Werk legen, eine Anstalt nach der andern gründen und das Ziel meines Lebens vollständig erreichen kann.

Martial. Ich habe dir so manchen Schatten an die Wand gemalt, als du das Lehrfach wähltest. Hast du auch trübe und leidvolle Tage zu überstehen gehabt, bist du doch vor den Nachstellungen deiner Feinde sicher geblieben. Aber was heut noch nicht geschehen ist, kann morgen geschehen. Den schönen Traum vom Heile Roms kannst du in Ketten und Banden fortträumen müssen. Erzeige uns die Liebe und wandere mit aus!

Juvenal. Fort, fort aus dem Reiche der Schande und Schmach; wenn du noch länger weilst, muß ich für einen Thoren dich halten.

Quintil. Mag der gnädige Zeus euch in Schutz nehmen auf der Wanderung; ich will aushalten, so lange

mir noch zu wirken etwas übrig bleibt! Gott hat jedem seine Rolle gegeben und er muß sie durchführen, so lange es ihm möglich ist.

Eine kurze Zeit nach diesem Gespräche wanderten Juvenal und Martial fort von Rom; sie ahnten, daß sie vor den Schlingen Domitian's nicht sicher waren, der bald darauf auch ihre Verbannung aussprach.

---

37. Capitel.

Quem vocet Divûm populus ruentis
Imperi rebus?

Es ist bekannt, welche Bauwuth den Kaiser Domitian ergriffen hatte. Er ließ neue Tempel und Statuen errichten, Triumphbogen*) bauen, und als das Capitol, welches bei einer Feuersbrunst verzehrt worden war, wieder hergestellt wurde, so überschritt dabei die Verschwendung alles Maß. Die Vergoldungen allein kosteten an zehn Millionen Thaler**). Und wo nahm er das Geld her? Von dem sauren Schweiße seiner Bürger. Erpressungen über Erpressungen fanden statt; das Vermögen Lebender und Todter ward unter dem nichtigsten Vorwande confiscirt, und namentlich wurden die Juden mit Geldstrafen furchtbar gepeinigt. Es war daher kein Wunder, daß die Bauten des Domitian nicht Freude und Wohlgefallen, sondern nur höchstens bittern Spott oder wohl gar Unwillen

*) Zum Andenken seiner vorgeblichen Siege ließ er so viele und große Triumphbogen in allen Ländern bauen, daß man sich in Rom darüber lustig machte.

**) Siehe Geschichte der römischen Kaiser, von Crevier. 7. Thl.

und Haß in den Gemüthern der Römer erregten. Die folgende kleine Unterredung zweier Bürger, die vor einem Triumphbogen stehen, wird dies zeigen.

Erster Bürger. Was hat der Mann gethan, der da vorbeigeführt wird?

Arbeiter. Er hat spöttische Reden über den Triumphbogen hören lassen und also unsern Herrn und Gott beleidigt.

Zweiter Bürger. Warum wird dieser Bogen gebaut?

Arbeiter. Das weißt du nicht? Zum Andenken an die Siege des Kaisers.

Erster Bürger. An die Siege mit den Frauen?

Arbeiter. Schweigt! Sonst könnt ihr bald vor das Mäcische Thor*) kommen!

Zweiter Bürger (im Gehen). Wenn wird die Stunde der Erlösung schlagen dem armen unglückseligen Rom?

Erster Bürger. So manches Flehen wird wohl noch hinauf steigen zu den Göttern, manche Thräne wird noch geweint werden, ehe die Stadt aus den blutigen Armen Domitian's sich erheben wird. Hast du nichts gehört von der hohen Versammlung, die vor einigen Tagen statt gefunden hat?

Zweiter Bürger. Nein! Sie hat doch wieder einige um die Köpfe gebracht!

Erster Bürger. Vor der Hand nur Einem, nämlich einen Fisch! Es ist bei Ancona eine ungeheure Stein-

*) Dort war der Gerichtsplatz, wo in der Kaiserzeit viele angesehene Römer bluteten.

butte gefangen worden. Da der Fischer sich vor den kaiserlichen Schergen fürchtete, die bekanntlich die ausgezeichnetsten Gaben sogleich als kaiserliches Eigenthum in Empfang nahmen und sich dabei oftmals nicht auf die feinste Art bedankten, so ging er selbst zu Domitian und übergab ihm mit vielen Schmeicheleien den Riesenfisch. Aber es fand sich keine Schüssel, in welche der Fisch hätte gelegt werden können. Das war eine ungeheure Verlegenheit, und es mußte sofort der Staatsrath sich versammeln, um über diese für das Wohl des Thrones und des Staates so wichtige Angelegenheit zu berathen. Sie kamen nun, die Männer, nein die Sclaven, mit Zittern und Zagen, denn man mußte sich ja bei dem Urtheil über das Wetter in Acht nehmen, geschweige in solcher Angelegenheit, die dem Kaiser höchst wichtig zu sein schien. Zuerst trat Pegasus der Stadtpräfect heran, dann der sanfte Vibius Crispus, dann Acilius Glabrio mit seinem Sohne, dann Rubrius Gallus. Mit wichtiger Miene folgte der Schmeerbauch Curtius Montanus, der parfümirte Crispinus, der berühmte Ohrenbläser Pompejus, der kluge Vejento, der blinde Wollüstling Messalinus —

Zweiter Bürger. Genug mit Aufzählen dieser Ehrenmänner! Sage mir lieber wie sie sich dabei verhielten?

Erster Bürger. Zuerst sprach bei der Berathung der blinde Messalinus. Er bewunderte den Fisch außerordentlich und fand mehr Herrlichkeit an ihm als die sehenden Räthe. Dann erhob Vejento seine Stimme, fing an mit großer Begeisterung zu prophezeien und sah in dem Fange dieses Wunderthieres ein großes Glück, einen Sieg Domitian's voraus. Aber den Preis bei

dieser Berathung trug Montanus*) davon. Er schlug am Schlusse seiner schönen Rede vor, den Fisch nicht zu zerschneiden, sondern eine besondere Schüssel für denselben anfertigen zu lassen; und rieth übrigens dem Kaiser noch, das Hoflager künftig bei der Wanderung auch von Töpfern begleiten zu lassen.

Zweiter Bürger. Ob sich nur nicht Einer dieser Männer solcher Possen schämte?

Erster Bürger. Wenn Einer es gewagt hätte, nicht zur Berathung zu erscheinen, so wie Thrasea einstmals zum Bartfeste Nero's nicht kam**), dem möchte wohl die Sonne nicht lange mehr geschienen haben. Auch jedes verdächtige Lächeln wäre Hochverrath gewesen. Aber das Traurigste war das Ende dieser Versammlung. Man hat zuletzt dem Kaiser wieder Argwohn gegen mehrere Personen in den Kopf gesetzt, und es sollen darunter Leute von der ehrenwerthesten Gesinnung sein.

Zweiter Bürger. O weh, die Armen! Welche Götter sollen wir anrufen, um die Befreiung der Römer von diesem Drucke zu erlangen!

Erster Bürger. Die Geschichte tröstet uns mit dem Gedanken, daß noch kein Tyrann lange in einem Lande regiert hat.

Das Gespräch brach hier ab, da die Bürger sich trennten.

---

*) Er hatte die Schwelgerei so studirt, daß er Austern und andern Dingen für den Magen den Ursprung ansah und anschmeckte.

**) Nero feierte im Jahre 59 zu Ehren des Tages, an welchem er sich im Alter von 21 Jahren zum ersten Male den Bart abnehmen ließ, das Bartfest. Seine Haare ließ er in einer goldnen Kapsel verwahren und zierte damit den capitolinischen Tempel.

38. Capitel.

Crede mihi, miseris coelestia numina parcunt,
Nec semper laesos et sine fine premunt.

Nicht lange nach der so eben geschilderten Versammlung traf manches Haus Wehe und Jammer durch die Nachricht, daß Eines seiner Glieder von Domitian auf die Strafliste gesetzt worden war. Ein Blick, den wir in dieser Zeit in die Familie Quintilian's werfen, muß uns tief erschüttern. Da sitzt er eines Abends betrübt auf einem Sessel; seine Gattin Virginia mit verweinten Augen sitzt neben ihm und hat den Arm auf seine Schulter gelegt, und seine Tochter Flora hat seine Hand ergriffen, und steht schluchzend an seiner Seite.

„Ach, welch trauriges Loos steht uns bevor," ruft die Gattin, „wenn wir dich verlieren! Wir werden nicht aufhören mit Weinen, wenn du im Kerker bist, oder gar den Weg zum Tode wandern mußt. Geh doch zum Kaiser, bitte ihn um Gnade! Auch das wildeste Thier hat oft Augenblicke, wo seine Grausamkeit nicht so hervortritt; vielleicht erweichst du ihn mit deinen Bitten und er streicht dich von der Liste."

Quintil. (ist aufgestanden). Nie werde ich, der ich mich unschuldig weiß, um Gnade den anflehen, der mir nur Dank schuldig ist. Ich zittere vor keinem Gerichte; mein Gewissen, meine Unschuld soll mir Ruhe und Standhaftigkeit bewahren.

Virginia. Ach, was wird man viel nach deiner Unschuld fragen! Du bist von einem Angeber angeklagt;

ob er Unrecht oder Recht hat, darnach fragt man ja nicht; du hast mir selbst gesagt, daß Gesetze und Rechte nicht mehr gelten, daß Meuchelmord die Edelsten und Besten trifft.

Quintil. Ein Mann muß sterben können für seine Ueberzeugung.

Virginia. O ich weiß, daß du dies können wirst. Aber es gilt ja diesmal nur das Leben vor einem Tiger zu schützen, dein theures Leben, welches uns, deiner Gattin und deinem Kinde gehört. Geh, Quintilianus, bitte den Kaiser um Gnade.

Flora. O thue es doch, Herzensvater!

Quintil. Ich kann nicht!

Virginia. Dann laß mich gehen; hinwerfen will ich mich vor seinen Thron; ich will ihn anflehen mit der Angst, die in einer Gattin lebt, die ihren treuesten Gefährten verlieren soll; ich will seine Knie umfassen und wenn noch ein Funke Mitleid in ihm ist, wird er mir die Bitte gewähren.

Quintil. Er wird sich nur weiden an deiner Angst; ein Stein kann sich, nicht ein Tyrann erbarmen. Du bist die Gattin eines Lehrers; nie werde ich dulden, daß du so tief dich erniedrigst. Noch andere Schritte sind übrig.

Virginia. Was willst du thun?

Quintil. Auswandern, und das so schnell als möglich.

Flora. Aber du nimmst uns mit, Herzensvater, wir bleiben nicht ohne dich in Rom!

Virginia. Ach, welche Noth und Sorge kann uns treffen auf dieser Wanderung! Können nicht die Häscher

hinter uns herkommen, und uns einholen? Und wohin willst du fliehen?

Quintil. Sei ohne Sorgen, mein Weib, die Unschuld findet immer ihr Asyl; weit und breit auf der Erde giebt es noch edle Geister, die der Unterdrückten sich annehmen; freie Geister, die nicht von Vorurtheilen geleitet sind, die keine Furcht kennen; vielleicht senden die Götter uns diese Freunde! Und nun weint nicht so sehr, ihr Lieben, bedenkt, daß in der schwersten Noth sehr oft ein Kleinod verborgen liegt, welches uns die Götter auf keinem andern Wege schenken konnten.

Quintilianus schwieg eine Zeit lang, er dachte darüber nach wie Recht sein Freund Martial gehabt hatte, als er ihm Verfolgung voraussagte. Es fiel ihm schwer auf's Herz, daß er so schnell die Heimath verlassen sollte, in welcher er noch so manchen Plan zum Wohle seiner Mitbürger ausführen wollte; es schnitt ihm der Gedanke tief in's Herz, daß er bei all seiner Vorsicht, bei seiner Besonnenheit doch nicht den Schlingen der Feinde entgangen war. — Dieser Augenblick der Stille ward plötzlich durch ein Pochen an die Thür unterbrochen. Stimmen von Männern wurden hörbar. Mutter und Tochter schauderten zusammen, ein Schrei entfuhr ihren Lippen; sie glaubten, daß es die Schergen Domitian's seien, die den Vater holen wollten. Aber es trat durch die geöffnete Thür, zu freudiger Ueberraschung der Familie, Plinius, der treue Freund, herein. Er und sein Diener nahten als Retter.

„Eile, eile Freund, aus Rom!“ rief er nach kurzem Gruß dem Quintilianus zu. „Wir sind beide auf der Strafliste Domitian's!“

Quintil. Ich weiß es! Doch fürchte ich nicht das Aeußerste!

Plinius. Was giebt es, das von Domitian nicht zu fürchten wäre! Jeden Augenblick kannst du geholt werden! Komm mit deinen Lieben augenblicklich in den Wagen, der schon bereit steht!

Virginia. Jetzt in der Nacht?

Plinius. Die Nacht ist zwar nicht immer die Freundin der Menschen; aber uns ist sie eine Retterin, sie verbirgt uns vor den Feinden! Eilt, eilt ihr Guten!

In wenigen Augenblicken nahmen die Flüchtlinge einige Habe zusammen, und fuhren bald zur Stadt Rom hinaus nach einem fernen Landgute des Plinius, von wo aus sie ihre Flucht weiter fortsetzen wollten, wenn die Verfolgungen des Domitian nicht aufhörten.

Angekommen in dem Asyl, bot Plinius alle Sorgfalt auf, um die Flüchtlinge zu beruhigen, und um ihnen die Stunden angenehm zu machen. Am meisten verkehrte er mit seinem Lehrer in stillen Betrachtungen, von welchen wir nur ein Bruchstück hier geben.

Quintil. Was mag nur der eigentliche Grund sein, der uns auf die Liste gebracht hat?

Plinius. So viel ich gehört habe, sind es einige freie Aeußerungen, welche man mir zur Last legt. Was dich betrifft, so soll blos der Umstand dich auf die Liste gebracht haben, daß einer der freisinnigsten Bürger, Cornelius, welcher bei einer Versammlung die Wahrheit ziemlich derb ausgesprochen hat, dein Schüler ist. Auch soll dem Domitian Jemand in's Ohr geraunt haben, daß du sehr gleichgültig gegen seine Auszeichnungen wärest.

Quintil. Gründe genug für Domitian, um mich dem Henkertode zu überliefern!

Plinius. Was für ein traurig Schicksal muß Rom erleben! Welch ein Geschlecht hat nach August's Tode den Thron bestiegen! Er war noch werth das Scepter zu führen. Er verstand großmüthig zu tragen, was ein Herrscher ertragen muß; er ging nur der offenbaren Frechheit zu Leibe, und verdammte nur die unzüchtigen und unsittlichen Schriften. Der freie gesittete Bürger war vor ihm sicher, selbst die Urheber der beißendsten Witze ließ er nicht verfolgen. Daher hat auch Niemand weder sein Leben noch seine Herrschaft angetastet.

Quintil. Höchst betrübend ist es, daß die meisten spätern Kaiser einen schönen Anlauf nahmen, daß sie erst sich freundlich zu dem Volke stellten, aber bald dann ihre Bosheit und Menschenfeindlichkeit herauskehrten. So sagte Tiberius beim Antritt seiner Regierung, daß der Fürst ein Diener des Staates sei; aber er kehrte bald seinen Spieß um, und mit dem Prozesse des Libo Drusus trat er seine grausame Rolle an, die er nicht wieder aufgegeben hat.

Plinius. Ach, wie dauert mich der arme Dichter Aemilius Scaurus, der wegen einiger Worte seines Trauerspiels Atreus zum Tode wandern mußte!*)

Quintil. Tiberius verfolgte auch die Geschichtsschreiber, so z. B. den Cremutius, weil er in seinen Annalen den Brutus gelobt hatte. Gedenken wir ferner an

*) Dieser Dichter hatte in seinem Trauerspiel die Worte ausgesprochen: „Der Herrscher Thorheit muß man tragen.“ Entrüstet darüber, zwang ihn Tiberius zum Selbstmorde. „Jener“, sagte er, „macht mich zum Atreus, ich will ihn zum Ajax machen.“

den Caligula! Trat er nicht wie ein wahrer Freiheits-engel auf? Und doch wurde in kurzer Zeit das Ungeheuer aus ihm, welches das freie Wort sogar in den Schulen verfolgte und vom Katheder vertrieb.

Plinius. Ich habe gehört, daß der Wahnsinnige sogar die Inschriften auf den Standbildern berühmter Männer verfolgte, und also sogar die Steine nicht in Ruhe ließ. Und doch konnte er die Zungen nicht zahm machen. Das beweist das, was ihm begegnete, als er auf der Tribüne den Jupiter mit großem Gepränge spielte. Einer brach in ein lautes Gelächter aus, und als ihn Caligula vor sich holen ließ und ihn fragte: „Weißt du wer ich bin?“ hatte er die Kühnheit zu sagen: „Du bist ein großer Narr!“

Quintil. Es wird auch dem Domitian nie ganz gelingen, das freie Wort auszulöschen. Und das Schlimmste ist, wo die freie Sprache verdrängt wird, da kommt es zu einer Herausforderung der That. Wer weiß, welchem traurigen Geschick Domitianus schon verfallen ist. Vielleicht sind diese Verfolgungen, womit er uns schaden will, nur die letzten ohnmächtigen Zuckungen seiner Wuth und Tücke!

Plinius. Hoffen wollen wir es, doch ist es kaum zu glauben, da er so viele unterwürfige Knechte hat, die ihn schalten und walten lassen und auch das Heer theilweise ihm noch ergeben ist.

Nicht lange hielten die Flüchtlinge in ihrem Asyl sich auf. Ein neues Ereigniß führte sie bald nach Rom zurück!

39. Capitel.

Tyranni habent exitus tragicos. —

Der kaiserliche Palast in Rom hatte mehrere Galerien, in welchen Domitian öfters auf und ab ging. Die Wände derselben hatte er mit lauter Spiegelsteinen belegen lassen, damit er sehen konnte, ob sich hinter ihm etwas rege. Denn seine Aengstlichkeit hatte sein Gemüth mehr und mehr eingenommen; mit jeder blutigen That griff sie weiter um sich, und ward für ihn zu einer quälenden Furie. Die Sterndeuter hatten ihm nichts Gutes geweissagt. Er ließ den Einen, Ascletario, sofort tödten, aber der Tod desselben löschte die Furcht in Domitian's Herzen nicht aus, sondern vergrößerte sie nur.

Es war die Nacht vom 17. bis 18. Sept. i. J. 96 angebrochen, als Domitian plötzlich von seiner Ruhestätte aufsprang, sich ankleidete, und in der einen Galerie auf und ab ging. Die Strahlen des Mondes glitten zurück von den spiegelglatten Wänden und warfen ein unheimliches Licht auf die finstern Züge des Kaisers, welche ein Gemisch von Furcht und Wuth verkündeten. Da schleicht er hin, der Grausame; er ist allein mit seinem Gewissen, welches ihm nichts als blutige Gestalten vorhält; er kann keine Ruhe mehr finden; und doch gehen neue Mordpläne durch seinen wirren Kopf. Der Mond wird nach und nach verdeckt von trüben Wolken, die aufziehen. Es wird dunkler in der Galerie. Da zuckt ein Blitzstrahl hernieder und erleuchtet den Ort. Der Kaiser fährt zusammen. „Wird er mich endlich noch niederschmettern," ruft er leise aus. „Im Familientempel, im Capitol, im Schlafzimmer hat

er mich schon aufgesucht! Nun, er treffe wenn er will." — „Was ist das dort am Ende der Galerie? Kommt schon ein Mörder? Nein, es ist nur ein Schatten. Hu, es ist zu öde hier; ich will sehen, ob ich die Angst im Bett verschlafen kann."

Er begiebt sich hierauf zurück in sein Schlafkabinet. Aber kaum hat er sich gelegt und ist halb eingeschlafen, so fährt er erschrocken empor. „Wer ist da?" ruft er halb im Traume. „Seid ihr es, ihr Geister der Erschlagenen? Ja, ja, ich sehe dich Helvidius, Clemens! Ascletario, auch du hier, was willst du?" (Er fällt zurück auf sein Lager.) „O, ihr abscheulichen Träume, die ihr mich jede Nacht foltert und quält, könnte ich euch aus der Seele bannen! Horch, horch! Ist das nicht Lärm? Sie kommen! Sie wollen mich holen! Ich muß heraus und ihnen zuvorkommen." Er geht aus seinem Bette, und schleicht sich auf die Gänge; aber es ist Alles ruhig. Da weckt er seine Diener auf, und befiehlt ihnen in sein Cabinet zu kommen. Alle schaudern, als sie den Kaiser in der Nacht so erregt sehen, und Einer macht ihn auf die blutende Stirn aufmerksam, auf welcher er sich eine Warze abgerissen hat. Er antwortet: „O, wenn es doch damit gut wäre!"

Als sich die Diener um ihn versammelt haben, fährt er fort: „Hört nur, was ich für schöne Träume habe! Da sah ich mich in der Unterwelt vor den Todtenrichtern stehen, ich verlangte den Eintritt zu dem Elysium, und nannte meinen Namen. Da hielten sie ein kurzes Gericht, und endlich trat der Rhadamanthos vor mich hin, und sagte mir frei in's Gesicht, ich sei kein Fürst, sondern ein Mörder; ich solle dort hingehen, wo die mit Fluch

beladenen Geister weilten, statt der Krone sei das mit Schlangen umwundene Rad des Ixion*) mein Ziel!"

Ein Diener. Wehe, wehe!

Domitian. Ha, es wurde noch schöner! Die Träume jagen sich jetzt in meinem Kopfe. Ich stand auf meinem Throne, ich war mit aller Pracht und Glorie geschmückt und sah eine Schaar Christianer vor mir, über welche ich Gericht zu halten hatte. Schon wollte ich die Todesstrafe über sie aussprechen, da that sich die Thür auf und herein kam eine verklärte Gestalt, in welcher ich den Christus erkannte, dem die Christianer sich widmen. Er hatte ein Kreuz in der Hand; das hielt er über die Christianer in die Höhe und sprach: „Sie sind mein! ohnmächtiger Tyrann, und Niemand soll sie aus meiner Hand reißen." Da gewahrte ich, wie aller Plunder, alle meine Pracht mir vom Leibe fiel; nackt und entblößt stand ich da. Die Christianer hielten sich an das Kreuz und stimmten einen Gesang an, dessen Töne mich erschütterten. Ich wollte sie zum Schweigen bringen, aber ich konnte nicht von der Stelle. Die Gestalt hielt auch mir das Kreuz hin; ich sollte es ergreifen, aber ich griff nach meinem Schwerte, und in dem Augenblicke versank ich in einen tiefen Abgrund! Nicht wahr, das sind sonderbare Träume?

Die Umstehenden (schaudernd). Mögen die Götter dich bewahren und schützen!

---

*) Ixion, ein thessalischer Fürst, wurde seiner Verbrechen wegen von dem erzürnten Zeus in den Tartarus hinabgeschleudert. Dort ist er mit Schlangen um ein Rad gebunden, welches vom Sturmwinde unaufhörlich herumgetrieben wird, so daß er ewig die Schmerzen des Räderns empfindet.

Domitian. Hört noch einen Traum! Ich sah die Göttin der Wahrheit vor mir stehen. Sie hielt eine Liste in der Hand, worauf die Thaten der Menschen standen. Als ich herzutrat, hielt sie mir auch mein Register vor. Ich schlug nach ihrem Haupte, aber mit jedem Schlage erhielt sie einen neuen Strahl in ihrer Krone, bis ich zuletzt geblendet niedersank. — Das sind merkwürdige Träume; laßt doch den Sterndeuter Larginus Perculus*) holen, er soll mir meine Träume deuten!

Der Gefangene wird vorgeführt, und Domitian erzählt ihm seine Träume. „Es werden nach diesen Träumen große Staatsveränderungen vorgehen!" erwiederte der Sterndeuter. „Daß dich der Erdboden verschlänge mit deinen Veränderungen," donnerte Domitian, „die erste will ich mit dir selbst vornehmen lassen, morgen sollst du deinen Lohn für deine Auslegung erhalten. Aus meinen Augen!"

Der Sterndeuter ward zurück in sein Gefängniß geführt, und Domitian redete zu den Umstehenden weiter: „Erzählt mir doch etwas aus meinem Leben, woran ich mich erfreuen kann; nennt mir etwas Großes und Schönes, was durch mich geschehen! Ihr glotzt mich an, ihr wißt wohl nichts? Seid ihr so unbarmherzig wie meine Träume, die mich nur mit schauerlichen Bildern und Scenen unterhalten? Erzählt mir doch eine Heldenthat, die ich vollbracht! Ihr schweigt; o ich will euch euer Gedächtniß schärfen; morgen will ich unter euch eine Sichtung vor-

*) Er hatte Domitian's Tod vorausgesagt, war in Germanien eingezogen worden, und sollte den 19. Sept. hingerichtet werden. Er entging der Strafe, und Nerva beschenkte ihn reichlich.

nehmen; diejenigen, die ihre Anhänglichkeit bisher mir treu erhalten haben, sollen fort und fort in meinem Hause bleiben, die übrigen aber werde ich zur Auswanderung in die Unterwelt zwingen, wenn ich nicht selbst schon die verhaßte Reise angetreten habe. Wie spät ist es?

Diener. Es ist 6 Uhr vorüber. (Man sagte mit Fleiß eine spätere Stunde, weil Domitian sich vor der fünften fürchtete.)

Domitian. „Geht hinaus, laßt mich allein. Also ist die fünfte glücklich überstanden. Ich sehe es, daß mich das Schicksal immer wieder verschonen will. Oder neckt und narrt es mich nur? Hat es vielleicht doch sein Schwert schon aufgehoben gegen mich? Ach ich möchte jubeln, aber es klingen so viele Seufzer in meinen Ohren; ich möchte wieder muthig einherschreiten, aber es ist mir, als träte ich auf Leichen; ich will lachen, aber ich sehe immer grinsende Schädel um mich herum, ach es ist ein ekelhaftes Dasein; doch — daß ich die Lust zum Leben nicht ganz verliere, will ich auf neue Zerstreuungen sinnen, ich will neue blutige Scenen aufführen, ich will" — Er wurde hier in seinen Gedanken gestört; der Verwalter Stephanus trat herein und übergab ihm die Entdeckung einer Verschwörung gegen ihn. Schon fingen die Augen des Domitianus unheimlich zu leuchten an, ein boshaft tückisches Lächeln spielte um seinen Mund, er gedachte an das Schauspiel, was er mit den Verschworenen aufführen wollte — da traf ihn der Dolch des Stephanus, und machte all seinen Racheplänen ein Ende. Sein Leichnam ward auf einer gemeinen Bahre hinweggetragen. Seine Amme Phyllis verbrannte denselben auf seiner Villa und setzte die Asche heimlich in den Flavischen Familientempel bei.

40. Capitel.

Imber adest soli, comitantur gaudia fletum. —

Wie einem Menschen zu Muthe ist, wenn er nach langer schwüler Gewitternacht, in welcher dringende Gefahren um sein Haupt schwebten, die ersten Strahlen der Morgensonne erblickt; wie der Bergarbeiter, wenn er aus seiner Höhle tritt, die ihm möglicher Weise Tod und Verderben bringen kann, freudig zum Himmel blickt, wie das lang gefesselte, aber wieder befreite Vöglein sich behaglich auf den Zweigen wiegt und seine Fittige zu regen beginnt, so zeigte sich das römische Volk nach dem Tode Domitian's. Die lang genährte Sehnsucht nach Freiheit war endlich befriedigt, tausend erfüllte Hoffnungen reichten sich die Hände und mancher tiefe Seufzer wandelte sich in lauten Jubel um. Nerva wurde Kaiser. Er war ein liebenswürdiger Greis, der kein anderes Streben hatte, als das Böse, was die vorige Regierung gestiftet hatte, auf alle Weise gut zu machen, und die Römer nach der langen Zeit des Druckes wieder recht glücklich zu machen. Manche Scene ereignete sich, die tief ergreifend für gefühlvolle Gemüther war. Auch unser Quintilianus erlebte eine solche. Er war bald nach Nerva's Thronbesteigung aus seinem Asyl nach Rom zurück gekehrt, und suchte hier auf der Straße Vianova eine alte Freundin auf. Als er bei ihr eintrat, fand er sie vor ihrem Hausaltar beschäftigt mit Bitten und Flehen zum Zeus. Ihre Gebete galten ihrem Sohne, der noch im Gefängniß lebte. Thränen rannen über ihre Wangen, und traurig und niedergeschlagen bot sie dem Quintilianus die Hand.

Quintil. Weine nicht noch um deinen Sohn, theure Mutter, bald wird er gerettet sein!

Tullia. Ach, wenn die Schutzgötter meines Hauses nicht taub gegen das Schreien einer Mutter sind, die ihr Bestes, was sie besaß, ihren geliebten Sohn, verloren hat, so hoffe ich wohl ihn noch wieder zu sehen; aber mein Herz ist jetzt fast öde geworden; so viele Hoffnungen, die ich gehegt, erstarben mir, und ließen nur Wunden zurück!

Quintil. Das Glück und die Freude sind mit Nerva eingezogen; sie werden auch in dein Haus hineinstrahlen, und dir die Thränen trocknen, die du um deinen Sohn vergossen hast.

Tullia. Was hab ich ausgestanden um dieses Sohnes willen! Schon als Kind, wenn er bei seinen Spielen durch seinen kühnen Sinn sich Gefahren aussetzte, hat er mir mein Mutterherz erbeben gemacht; bei mancher Krankheit, die ihn überfiel, habe ich gezittert; bei mancher Feindschaft, die er sich durch sein gerades offenes Wesen geschaffen, habe ich mich gehärmt; und oft, wenn des Vaters Strenge ihm Trotz und Groll einimpfen wollte, mußte ich mit meiner Zärtlichkeit seinem Herzen die kindliche Reinheit und Freudigkeit wiedergeben. Ach, aber die tausend Seufzer, die ich für ihn, für sein Glück zu den Göttern gesandt, sie sind vergeblich gewesen.

Quintil. Ich kenne deinen treuen Sinn; du bist mir stets das Urbild mütterlicher Sorgfalt gewesen. Ich sehe dich noch, als du ihn auf dem Schoos hattest und ihm mit wahrer Seligkeit die ersten Lehren beibrachtest; ich sehe dich noch, wie du ihm die Wangen streicheltest und den Schweiß von der Stirn trocknetest, wenn er bei den

gymnastischen Uebungen wieder einmal etwas zu heftig gewesen war, oder wie du über seine Preise, die er in den Redeübungen davon trug, verklärt dich freutest und ihn mit Küssen ersticken wolltest. O zage nicht, keiner deiner Seufzer ist vergeblich gewesen, der Allmächtige hat einen jeden gehört und gezählt. Sind denn nicht deine Wünsche auch vielfach gekrönt worden? Wie ist dein Cornelius aufgeblüht an Geist und Herz! Er ist einer meiner besten Schüler gewesen. Er arbeitete immer in seinem Eifer mehr als ich aufgab, er war nie mit sich zufrieden; es beschämte ihn sichtlich, wenn ich ihn lobte und vor andern als Muster aufstellte.

Tullia. Ich weiß es wohl! Du bist sein zweiter Vater gewesen; du warst sein Ein und Alles! Er hing an dir mit dem größten Vertrauen und mit einer Liebe, die ihn zu jedem Opfer bereit machte. Aber obgleich ich weiß, wie viel ich deiner Sorgfalt Dank schuldig bin, ich möchte dir grollen. Du hast ihm die gefährliche Waffe der Beredtsamkeit in seine Hand gegeben, und hast sie ihn führen gelehrt. Hätte er sie nicht kennen gelernt, er wäre heute noch in meinen Armen, denn nur sein scharfes Wort in der letzten Versammlung war der Grund seiner Verhaftung.

Quintil. Das ist nicht dein Ernst, wenn du mir zürnst. Willst du mit den Göttern rechten, daß sie ihm so viel Schärfe des Geistes gaben, daß sie seinen Fleiß so reichlich segneten, daß sie ihn ausstatteten mit einem Körper so angenehm und kräftig, wie ihn ein Redner haben muß? Getrost, Mutterherz! Das Wiedersehen wird alle Sorgen dir vergelten!

Tullia. Und wird er nicht immer die Schmach mit

sich herum tragen, wenn er auch nach Rom zurückkehrt, wird er je wieder zu seiner früheren Würde gelangen?

Quintil. Mit Ehre wird er überhäuft werden!

Tullia. Nun sei dem auch, wie ihm wolle, wenn ich ihn nur noch einmal umarmen könnte, aber ich kann mich nicht mehr der Hoffnung hingeben; vielleicht hat er sich gar selbst den Tod gegeben; ach so viele ängstliche Bilder erfüllen mein Herz.

Tullia senkte ihr Haupt auf's Neue und fuhr fort zu weinen. Quintilianus bedauerte sie tief; ihr Gram ging ihm durch die eigene Seele. Da that sich plötzlich die Thür auf und der Sohn trat herein mit den Worten: „Meine Mutter, ich bin frei! Nerva hat befohlen, mich zu entlassen, und mir sagen lassen, daß ich von seiner Seite nichts als Achtung zu erwarten hätte."

Diese Scene will nicht beschrieben, will gefühlt sein. Mit einem lauten Schrei empfing die Mutter ihren befreiten Sohn in ihren Armen; ihre Jammerthränen wurden Freudenthränen, ihre Seufzer Dankgebete, ihre Klagen Jubeltöne, und die Küsse, die ihr der theure Sohn gab, sie waren erquickender Balsam, der ihr armes niedergedrücktes Herz erhob und beseligte. „Ach", rief Quintilianus bei sich aus, „sähe Nerva dies, wie müßte es ihn entzücken; wie beneide ich ihn um das Amt der Gnade! Durch die Befreiung der gefangenen Patrioten hat er sich eine Krone aufgesetzt, in welcher er hoch erhaben dasteht über die Tyrannen, welche zu ihrer eigenen Brandmarkung die Edelsten des Volkes in Ketten und Banden halten." Der Schüler war erfreut auch seinen Lehrer zu finden, der so viel Theil an seinem Geschick genommen hatte, und erzählte diesem viel von seiner aus-

gestandenen Haft, und von den Leiden, die ihn im Gefängniß getroffen.

Solche Scenen ereigneten sich öfters, da täglich Gefangene oder Verbannte heimkehrten in das Vaterland, welches vom Tyrannen befreit, unter der Hand eines gerechten und milden Kaisers sich erholte und wieder aufathmete.

---

41. Capitel.

Justitia virtus omnium est domina et regina virtutum.
Cicero.

Kurze Zeit nach Nerva's Thronbesteigung kam Plinius nach Rom, um seinen geliebten Lehrer Quintilianus aufzusuchen und anzufragen, ob er glücklich wieder eingewandert sei, und ob er auch sorgenlos seine Laufbahn in Rom wieder beginnen könnte. Er traf ihn nachdenkend in seinem Zimmer auf- und abgehend.

„Sei mir gegrüßt, mein Theurer," redete ihn Plinius an.

„Willkommen, geliebter Secundus, du erscheinst in einem Augenblicke, wo ich über eine wichtige Aufgabe meines Lebens nachdenke."

„Und ich komme, um dir zu sagen, wie ich eine heilige Aufgabe meines Herzens erfüllen will. Doch laß mich erst die deinige hören!"

Quintil. Du wirst gewiß auch schon gehört haben, welcher Jubel beim Tode Domitian's sich erhoben hat?

Plinius. Ich habe mit eingestimmt in denselben, und gewiß auch du, zumal da in den letztvergangenen Tagen auch dir die Blitze des Tyrannen drohten.

Quintil. Es kann sich Niemand mehr im Innern freuen, als ich in diesen Tagen; doch freue ich mich nur über das Glück des Vaterlandes, über die Hoffnungen, welchen sich die Lehrer und die Schulen hingeben können, aber nicht über den Tod Domitian's, obgleich er die Ursache dazu ist. Du weißt, wie verhaßt mir jeder Meuchelmord ist, und ich bedaure es, daß er die Brücke zur Auferstehung für das Vaterland sein mußte.

Plinius. Vergiß nicht, daß Domitian zum wilden Thier geworden war, das keine Schonung mehr kannte. Da Niemand mehr sicher war vor ihm, so mußte man sich seiner entledigen, wie man sich eines Ungeheuers entledigt, welches jeden Augenblick Lebensgefahr herbeiführen kann.

Quintil. Nun, wollte ich auch dies Alles zugeben, so billige ich doch nicht, was der Senat und das Volk gethan haben in diesen Tagen. Die Senatoren haben verordnet, daß sein Leichnam geschändet werden soll, daß man alle Brustbilder, alle Gemälde, alle Bildsäulen, die an ihn erinnern, augenblicklich auf die Erde werfen und zertrümmern solle, daß sein Name aus allen Urkunden und Jahrbüchern gestrichen und mit ewiger Schmach bedeckt werde. Das Volk, wiewohl es theilweise gleichgültig ist, nimmt doch auch hier und da Theil an dem neuen Umschwunge, es kratzt alle Inschriften, die an Domitian erinnern, aus den öffentlichen Gebäuden und Statuen heraus.

Plinius. Hat er dies nicht verdient?

Quintil. Ob und in wieweit er es verdient habe, überlassen wir den Todtenrichtern! Wenn das Volk jetzt so toll verfährt, so zeigt es ja, daß es nicht besser ist als

sein gemordeter Tyrann. Der Stein kann nichts für den, welchen er vorstellt. Alle solche Verwüstungen, wie sie in diesen Tagen vorgenommen werden, ehren das Volk und den Senat ebensowenig, wie sie den Caligula ehrten, der auch Inschriften und Bildsäulen zerstören ließ.

Plinius. Wenn ein Volk recht lange geknechtet worden ist, und dann zur Freiheit erwacht, so geht es wohl in seinem Freudentaumel mitunter zu weit; es werden Kräfte mit entfesselt, die dem Staate durchaus nichts nützen können; der Strom der Freiheit, der brausend dahingeht, führt auch eine Menge trüben Schlamm mit sich, der ungesund und gefährlich ist; an die Reformen ketten sich Zerstörungen, die manches Unheil an sich tragen. Doch das ist nicht zu ändern!

Quintil. Aber es ist die Gefahr zu vermeiden, wenn alle weisen und besonnenen Bürger sich einträchtig mit einander verbinden, und der Tollheit niemals das Feld räumen. Und wer hätte wohl in solchen Zeiten eine schönere Mission als die Lehrer! Nicht gleichgültig oder schüchtern sollen sie zusehen, oder wohl gar sich aus Eigennutz oder Kriecherei auf die Seite derer schlagen, die der neuen Freiheit nicht huldigen, entweder weil sie ihre träge Ruhe stört, oder weil sie ihnen einen Grad ihrer eingebildeten Würde nimmt, oder wohl auch ein Stücklein irdisch Gut als Opfer verlangt. Noch viel weniger sollen sie sich zu denen schlagen, die als Tollhäusler gegen alles Alte wüthen, die in ihrer Verblendung so weit gehen, daß sie Anordnungen verdammen, welche sie nicht geprüft und erforscht haben; die überall nichts als Argwohn säen, die das Vertrauen untergraben, welches das Volk an den neuen Regenten ketten soll, und das angebahnte Gute

nicht einmal ungestört zur Entwickelung kommen lassen. Die Mission der Lehrer in Zeiten der Bewegungen besteht in Aufklärung und Versöhnung. Es ist wahr, daß wenn das Feuer der Empörung lodert, der menschliche Geist aus seiner Stumpfheit aufwacht, daß dies Feuer oft kleinliche Leidenschaften vertilgt, und daß der kleinliche, herabgewürdigte Mensch entschlossen und muthig wieder auf hohe Ziele hingelenkt wird, daß ein idealer Geist oft selbst in niederen Sphären sich Bahn bricht; aber es ist eben so wahr, daß dann tausend Vorurtheile, tausend neue Irrthümer sich einschleichen, daß man im Drange sich zu befreien, auch Hand an die Dinge legt, die dem Menschen zu allen Zeiten heilig und theuer sein sollen, an die Verehrung der Gottheit, an die Ehrfurcht vor den Gesetzen. Daß solch Gebahren aber niemals sich ausbreite, muß der Lehrer Sorge sein. Sie müssen das Volk auf weise und ruhige Art zu überzeugen suchen, daß es durch Unterwühlung der Gesetze, durch Frevel aller Art, sich nur um die Freiheit bringt und neue Tyrannei schafft; daß in jedem Sturme man mit Aufrichten sich beschäftigen muß, doch so, daß man das Faule und Morsche begräbt, das Gute schützt und wahrt; sie müssen den goldenen Gedanken über die Fluthen emporhalten, daß ein Volk nur dann wahrhaft frei wird, wenn es sich sittlich frei macht, das heißt, wenn es versteht seine schlechten Leidenschaften zu zügeln, und mit Ruhe und Besonnenheit für das allgemeine Beste zu leben und zu streben; sie müssen aber auch der Jugend vor allen Dingen den rechten Drang einpflanzen, sich nicht durch rohe Empörungsgelüste zu zeigen, sondern durch edles Streben und Wirken für das Vaterland sich verdient zu machen. Und das können sie gar herrlich in

ihrem Amte. Sie müssen der Jugend edle Züge aus alter Zeit lebendig vor die Seele malen, sie müssen deutlich erkennen lassen, warum diese Männer als solche Zierden des Staates dastehen, warum ihre Thaten als Denkmäler hoher Weisheit gelten; sie müssen die Beredtsamkeit üben an der Darlegung des Segens vortrefflicher Gesetze, und die Liebe zum edlen Fürsten auf alle Weise zu erhöhen suchen.

Plinius. Ohne Zweifel gestehe ich dir dies Alles zu!

Quintil. Gewiß giebst du auch zu, daß den Lehrern in Zeiten der Gährung noch das Amt der Versöhnung gar herrlich ansteht. Wie viele Parteien treten oft auf; wie feinden sie sich an; keine will der andern den Vorrang lassen, und es sieht bei ihnen dann aus, als ob sie gar nicht das Vaterland im Sinne hätten, sondern blos ein eifersüchtiges, ehrgeiziges Fechtspiel mit einander trieben. Das größte Hinderniß für die erwachende Freiheit sind diese einander aufreibenden Parteien; während sie sich zanken, keimt schon das Böse wieder und ergreift den Zügel. Der Lehrer muß zu ketten suchen, nicht zu zerreißen; er muß die Kleinlichkeit bekämpfen, die um eines Buchstabens willen oft nicht die Hand zum Bunde reichen will; er muß versöhnen und ausgleichen. Aber nicht nur die Parteien, auch die einzelnen Personen! Ist es nicht Thatsache, daß sie dem Publicius das Haus zertrümmert, seine Bildsäulen umgeworfen haben und ihm selbst mit dem fürchterlichsten Hohne begegnet sind, als er die Menge anreden wollte. Durch solche Auftritte wird der beginnenden Freiheit nur geschadet; Frontinus hat deswegen auch gesagt: „Es ist schlimm, wenn man

einen Kaiser hat, unter dem man Nichts thun darf, aber es ist noch schlimmer einen Kaiser zu haben, unter welchem man Alles thun darf." Der Lehrer muß deshalb solche persönliche Feindschaften, wenn er es kann, so viel als möglich dämpfen und überall den Geist der Eintracht zum Wohle des Vaterlandes zu erhalten suchen. Was ich selbst zu diesem Zwecke thun kann, soll mit ganzem Herzen geschehen!

Plinius. Ich ehre deine Aufgabe, sie ist ganz deiner würdig. Doch höre nun auch die meinige! Du siehst, wie in diesen Tagen die alte Gerechtigkeitsliebe wieder erwacht. Daß sie mehr und mehr sich erhebe und erstarke, dafür will ich mit sorgen. Aber es muß gleich mit der That begonnen werden. Die Schurken, welche das Recht mit Füßen getreten, und die Unschuld verfolgt haben, müssen vor das Gericht gezogen werden und den Lohn für ihre verworfenen Schandthaten erhalten.

Quintil. Das sieht wie Rache aus, und sie hat immer etwas Schreckliches. Immer ketten sich die Furien an sie, und reißen oft den Rächer mit in den Abgrund. Großmuth liegt so fest in deiner Seele, daß du sie auch in diesen Tagen üben wirst.

Plinius. Gewiß! Ich habe nichts gemein mit jenem rohen Haufen, der jetzt über alte Feinde herfällt. Ich bin zu stolz, als daß ich mich an meinen frühern Widersachern rächen könnte; sie würden dadurch die Achtung wegwerfen, die ich ihnen aufgedrungen habe. Aber vergiß nicht, mein Theurer, daß die Rache bisweilen zur Tugend werden kann. Eine solche führe ich aus, wenn ich jetzt den Verräther Certus, der meinen geliebten

Helvidius vor das Gericht geschleppt hat, anklage, und ihm den verdienten Lohn für seine That anweise.

Quintil. Wird nicht jener Bösewicht zeit seines Lebens das Gericht in sich tragen?

Plinius. Wohl, aber bedenke, was die Zeit jenem Uebelthäter bringen kann. Domitian hat ihn zum Oberschatzmeister gemacht, und ihn für das Consulat bestimmt. Sollen wir dulden, daß ein solcher Mensch auch an Nerva's Throne sich erhebt? Solche Geduld wäre ein Verbrechen. Triebe mich auch nicht das Verlangen, der Gemahlin meines Helvidius beizustehen, die beleidigte Tugend zu rächen: schon die Sorge um das Vaterland müßte mich für meine That entflammen.

Quintil. Er hat noch viele Freunde und Anhänger, du wirst einen harten Kampf zu bestehen haben.

Plinius. Ich freue mich darauf!

Quintil. Vergiß nur nicht, alle Waffen der Beredtsamkeit mit anzulegen. Du weißt was ich dir gerathen habe in allen Fällen, wo es gefährlich ist nur mit klaren Worten zu reden. Man muß sich alsdann solcher Worte bedienen, die einen doppelten Sinn haben, aber den Zuhörer doch unvermerkt errathen lassen, was man will*). Diese versteckte Rede kann dich vor unnöthigen Nachstellungen sichern.

Plinius. Bedenke, daß Nerva ein Schild und Schutz der Tugend ist. Ich werde gerade herausreden, und unter deinen Lehren die von der Steigung nicht vergessen**). Beim Herkules, wenn hätte ich je bessere Gelegenheit

*) Lehrbuch, 9. Bd., Cap. 2.

**) Lehrbuch, 8. Bd., Cap. 4.

gehabt sie anzuwenden. Ich werde das Unrecht von der untersten Stufe bis zur höchsten hinauf an das Licht stellen, unbekümmert, was mir daraus erwachse. Hat je ein Bürger Roms Schmach über Schmach auf sich gehäuft, so ist es Certus.

Beide Freunde sprachen noch viel über ihre beiderseitigen Aufgaben, welche sie sich gestellt hatten; und es war ein rührender Anblick, diese beiden Männer, die voll glühender Vaterlandsliebe waren, sich so sorgfältig, und so innig erwärmt über die Mittel berathen zu hören, die am besten und auf die edelste Art das Heil Roms bewirken könnten.

---

42. Capitel.

Justum esse facile est, cui vacat
pectus metu.
Seneca.

Schon waren die ersten Tage der Freude über Nerva's Thronbesteigung vorüber; schon hatten manche, die in Kerkern geseufzt, ihren Beruf wieder angetreten, viele Verfolgte waren eingewandert, und der Friede und die Glückseligkeit schienen auf's Neue Rom beglücken zu wollen. Um keinen Mißton im Reiche erklingen zu hören, schaffte Nerva die Christenverfolgungen ab, und gab auch Befehl, daß Niemand der jüdischen Religion wegen angeklagt werden solle. Der Senat gelangte wieder zu hohen Ehren, und das freie Wort kam in ihm zur Geltung; doch gab es in den ersten Zeiten noch manche stürmische Versammlung. Wir werden jetzt über eine solche berichten, und zwar über die, welche Plinius sich ausersehen hatte zur

Ausführung seines alten Entschlusses und Racheplanes. Er hatte bereits eine Anklage ausgearbeitet und dieselbe von der Gemahlin des Helvidius und von den Müttern: Arria und Fannia unterschreiben lassen. Gleich nach der Eröffnung der Senatssitzung bat er um Erlaubniß zu reden. Er erhielt sie.

Plinius. Senatoren, Bürger Roms! Die Zeit der Freiheit ist angebrochen und hat überall Leben und Freude entzündet. Die Herzen beginnen auf's Neue zu schlagen, und dem ganzen Volke ist zu Muthe wie einem, der aus dumpfem schwülen Kerker in die freie, lichte, lebensfrische Natur hinaustritt. Wie zeigen wir nun aber, daß wir selbst noch Lebensfrische besitzen, daß wir es verdienen die Zeit erlebt zu haben? Nur durch Thaten; der bloße Jubel ist noch keine Ehre für uns. Wir haben nach zwei Seiten hin Thaten zu thun. Erstlich müssen wir das Recht, welches wie ein zertretener Wurm unter Domitian's Regierung dalag, auf alle Weise pflegen, wir müssen den Gerechtigkeitssinn der Römer auffrischen und die Unschuld und das Verdienst, die in den Staub gezogen worden sind, wieder aufrichten und mit dem verdienten Kranze schmücken; wir müssen aber auch wachen, daß nicht zwischen den Furchen der Freiheit eine neue böse Saat keime; es gilt jetzt die Tugend überall im Römerreiche als erstes Ziel hinzustellen. Aber, Senatoren, wir dürfen auch dann zweitens nicht vergessen, so sauer es uns auch werden mag, das Laster nunmehr mit dem rechten Namen zu nennen, die Bosheit aus ihren finstern Schlupfwinkeln hervorzuziehen und der gerechten Strafe zu überliefern. Wollten wir nichts thun in dieser Hinsicht, so würden wir einem Gärtner gleichen, der einen neuen

schönen Garten herstellt, aber die Wurzeln des alten Unkrautes nicht vertilgt, welches dann in kurzer Zeit wieder emporwuchert und das Leben der edlen Pflanzen stört. Und werden nicht die Uebelthäter es für Schwäche an uns auslegen, wenn sie ungestraft für ihre Thaten ausgehen, wenn man ihnen die Ehrenämter und Auszeichnungen läßt, die sie nicht verdient haben? Senatoren, ich habe bis jetzt nur das Wort ergriffen, wenn meine Freunde in Gefahr waren, wenn mich die gekränkten Rechte der Menschheit verlangten, wenn ein Miethling treulos einen Prozeß aufgab, oder wenn ich ein heilsames Beispiel vor aller Augen führen wollte; heute habe ich ein schlimmeres Amt, ich will einen Bösewicht entlarven und anklagen; aber ich glaube, daß ich niemals mehr mit dem Beifall meines Herzens aufgetreten bin, als jetzt, und ich bin überzeugt, daß auch ihr, würdige Väter Roms, mit Freuden mir beistimmen werdet. Domitian hatte viele Spürhunde, die jede Regung des Selbstgefühls im Volke auswitterten und dann auf den Untergang der Edelsten hinarbeiteten. Wir wollen jetzt keinen Stein mehr auf diese Menschen werfen, sie waren armselige Creaturen in der Hand des Tyrannen; aber es gab auch Männer — es durchschauert mich, wenn ich mir ihre Namen in's Gedächtniß zurückrufe — welche eine Freude darin fanden, die reinste Unschuld zu verrathen, und selbst die schnödesten Mißhandlungen an ihr vorzunehmen. So ist einer unserer edelsten Bürger Roms, weil er ein Nachspiel schrieb, in welches man Majestätsbeleidigungen hineintrug, hingerichtet worden, und ein Mann hat dem Domitian die Hand geführt bei dieser Mordthat.

Stimme. Wer ist der Mann?

Andere Stimmen. Jetzt ist darüber nicht zu reden!

Man hörte einige durch einander schreien: „Schon wieder neue Noth! Lasse man uns doch nun in Frieden leben!"

Consul. Mein lieber Secundus, wenn du etwas dieser Art vorzubringen hast, so bitte ich dich dies zu thun, wenn die übrigen Sachen erledigt sein werden.

Plinius mußte schweigen.

Es wurden nun mehrere gleichgültige Dinge durch die Versammlung besprochen und während dieser Zeit stürzten einige von den versammelten Senatoren auf den Plinius los, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Der Eine sagte: „Du wirst machen, daß die folgenden Kaiser auf dich aufmerksam werden." „Sei es," erwiederte Plinius, „wofern es nur schlimme Kaiser sind." Kaum war dieser von ihm weg, so redete ihn ein anderer an: „Was wagst du, wo willst du hinaus? Welchen Gefahren setzest du dich aus? Du verläßt dich auf die gegenwärtige Lage der Verhältnisse, weißt aber nicht wie es künftig gehen wird. Du greifst einen Mann an, der bereits Präfect des Aerariums ist und in kurzer Zeit Consul sein wird, und der noch außerdem große Gönner und Freunde hat." Auch diesem trat Plinius mit dem festen Worte entgegen: „Das Alles dacht ich mir schon, und erwog es längst schon im Herzen, und ich weigere mich nicht, wenn es so sein soll, wegen einer edlen Handlung zu leiden, wenn ich nur eine so schändliche That räche."

Nachdem die vorliegenden Sachen erörtert waren,

kam man wieder auf die Sache des Plinius zurück. Es traten aber einige vor ihm auf.

Proculus. Der Mann, welchen Secundus anklagen will, ist uns bekannt; aber seine Handlungsweise scheint mir durchaus nicht so ungerecht zu sein. Er hat ja nichts gethan, als dem Domitian das Nachspiel des Helvidius übergeben, und ihn auf gewisse Stellen aufmerksam gemacht. Daß dies den Tod des letztern herbeiführen könnte, hat er gewiß nicht geglaubt. Und warum soll das jetzt erst verhandelt werden? Die Zeit ist viel zu wichtig, als daß wir uns mit Weiberklagen lange beschäftigen könnten.

Cornutus. Ich stehe als Vormund für die Tochter des Helvidius hier; ich will aber meinem Schmerze Grenzen setzen, ich sehe ab von einem Antrage auf harte Bestrafung, ich will nur, daß die That des Certus mit einem censorischen Schimpf belegt werde*). Hierauf erhob sich Plinius und begann also:

„Senatoren! Bürger Roms! Es ist wahr, Manches ist geschehen in den Tagen der Vergangenheit, das unsere Augen erstarren, unsere Herzen erbeben ließ. Hingerichtet sind Männer, denen das Vaterland theuer und heilig, und seine Knechtschaft unerträglich war. Ein Schrei des Entsetzens ging oftmals durch die Herzen der Bürger, wenn das blutige Schicksal eines edlen Mannes bekannt wurde; aber ist wohl je der Schmerz Aller inniger und auch gerechter gewesen, als bei dem Tode des Helvidius? Ich brauche euch nicht seine Person noch einmal vorzu-

*) Die Censoren konnten einen Senator aus dem Senate stoßen und dieses hieß dann nota censoria.

führen, ihr alle tragt sein Bild in euch; ihr kennt seine Güte und Milde, seine strenge Ehrenhaftigkeit, seine aufopfernde Gefälligkeit, seine Hochherzigkeit gegen Freund und Feind, seine treue und glühende Vaterlandsliebe. Ich will auch in mir selbst den alten Schmerz um den Verlust seiner Person nicht erneuern, ich will heute nur die That des Certus beleuchten. Sehen wir zuerst auf ihre Quellen. Hat den Verräther etwa Jemand aufgefordert, daß er das Nachspiel untersuchen und übergeben solle, wodurch seine That einen Schein von Treue gegen Amt und Pflicht erhalten könnte? Nein! Er hat es unaufgefordert dem Tyrannen übergeben, und ihm Dinge ins Ohr geflüstert, die derselbe mit seinem durch und durch argwöhnischen Geiste nicht einmal gefunden haben würde; Certus allein, kein anderer Mensch in Rom, hat in Paris und Oenone eine Satyre auf Domitian entdeckt. Also nicht Zwang, nicht Furcht, nicht Unvorsichtigkeit — nein, die grausamste Bosheit, das schlechteste Herz, ist die Quelle der verrätherischen That. Doch sehen wir nun auf die Art und Weise mit welcher sie vollbracht wurde. Haben wir nicht alle geschaudert, als wir hörten, daß Certus sich das Nachspiel vom Helvidius selbst hat darreichen lassen, was jener auch, da er sich schuldlos fühlte, bereitwillig that; daß er ferner sich in lauter Schmeicheleien gegen den Domitian ergangen hat, bevor er die Hand an sein Bubenstück legte; daß er zuletzt so weit sich erniedrigte und selbst die rohe Verhaftung und Mißhandlung des Helvidius mit ausführte. Es gehört eine ungeheure geistige Festigkeit dazu, nicht aufzuwallen in Zorn bei solchen Erinnerungen. Aber betrachten wir ruhig die Bedeutung der That. Bürger Roms! Ist es nicht etwas Herrliches

um das Emporstreben eines edlen Geistes, selbst wenn er irrt; ist es nicht entzückend, die Wahrheit und Offenheit reden zu hören; ist es nicht beseligend, wenn wir sehen, wie in einer Menschenseele die Gebilde ewiger Schönheit sich entfalten, wie die Kunst einen neuen und würdigen Priester erhält! Und was verdient wohl ein Mann, der Alles dies mit Füßen tritt, weil in seinem rohen Herzen auch nicht ein Fünkchen Sympathie dafür sich regt, der das Licht haßt, und den Fackelträger zermalmt? Was verdient ein Mann, der sich wie eine Natter um den Sänger schleicht, und ihn in dem Augenblick mit Gift bespritzt, wo am schönsten seines Geistes Flügelschlag sich regen will? Aber, Senatoren, vergessen wir auch nicht die Folgen der That! Durch seine falsche Anklage hat Certus den Freunden einen unersetzlichen Freund, dem Vaterlande einen der edelsten Bürger, einer braven Familie den theuren und zärtlichen Vater geraubt. Tausend Thränen sind um ihn geflossen. Doch ich stehe nicht hier, um eure Rührung zu bewirken, nur euren Gerechtigkeitssinn rufe ich an. Hat etwa Helvidius ein Fünkchen Schuld auf sich geladen? Hat er die schuldige Ehrfurcht gegen den Kaiser verletzt? Hat er auf die traurigen Verhältnisse desselben angespielt? Oder hat er in seinem Nachspiel irgend wie eine Aufreizung zur Empörung sich zu Schulden kommen lassen? Nein! Helvidius ist unschuldig, und es ist nur gerecht, wenn wir seine Unschuld öffentlich aussprechen und den, welcher ihn mit abscheulicher List verleumdet und gemordet, zur Strafe ziehen. Ihr könnt euch auch, ehrwürdige Väter, von der Bestrafung dieser That nicht zurück ziehen, selbst wenn ihr wolltet. Eine Mutter mit ihren Kindern fleht um

Gerechtigkeit und klagt den Certus an. Wollten wir ihre Klagen, die sie so lange haben in der Brust verschließen müssen, die sie in der Verbannung mit sich herumgetragen, nicht beachten, wir wären Barbaren; ja ich spreche es offen aus, wir wären die Freiheit nicht werth, die wir erlangt haben. Untergang der Bosheit, Hülfe und Beistand der Unschuld und Tugend, das soll unser Wahlspruch von nun an sein. Aber die Bestrafung des Certus ist nicht allein gerecht, sie ist auch nothwendig und heilsam. Oder wollt ihr dulden, daß Certus, wenn er ungestraft bleibt, vielleicht auch noch Consul wird? Soll sich das Laster wieder neben die zu Ehren kommende Tugend setzen; soll die neu aufgewachte Strebsamkeit und Selbstständigkeit ihren alten lieblosen Verfolger behalten, der ganz in der Stille sein Gift für brave Männer sammelt; soll in diesen Zeiten der Gerechtigkeit ein Mann mit Ehrenzeichen herum schleichen, die er sich durch Schandthaten verdient hat; soll er ein lebender Vorwurf für uns bleiben, daß wir parteiisch gewesen sind, daß wir uns feig und nachlässig verhalten haben, wo es galt, einen vornehmen Bösewicht seinem Gericht zu überliefern? O, das wäre undankbar gegen die Götter, welche uns die Freiheit geschenkt haben; da wollte ich diese bessere Zeit lieber nicht erlebt haben. Und glaubt ihr etwa, daß ihr im Sinne Nerva's handelt, wenn ihr den Verbrecher frei ausgehen laßt? Ihr würdet euch sehr irren, wenn es so wäre. Nerva ist mild und nachsichtig, aber er will nicht, daß Leute, die als Verbrecher dastehen, im Staate zu Ehren und Auszeichnung gelangen. Wir werden nur uns selbst, das Vaterland und den Kaiser ehren, wenn wir gerecht und männlich handeln! Senatoren, ich trage darauf an, daß Certus

seiner Aemter entsetzt wird, daß er also seine Belohnung, die er unter dem schlimmsten Fürsten erhalten, unter dem besten zurück gebe, und daß ihm durch einen censorischen Schimpf die Verachtung des freigewordenen römischen Volkes ausgesprochen werde!"

Kaum hatte Plinius geendet, so brach ein ungeheurer Lärm und Jubel aus. Mehrere wollten gegen Plinius sprechen, aber sie wurden nicht gehört. Der Consul hob endlich die Versammlung auf, ohne daß etwas entschieden wurde. Plinius war in seiner Rede mehrmals durch Beifall unterbrochen worden; als er endete, umarmten und küßten ihn viele mit ganzer Innigkeit. Lange war nicht so frei und patriotisch gesprochen worden. Die Rede hatte auch ihre Folgen. Nerva verweigerte dem Certus das Consulat, welches ihm bestimmt war. War diese Strafe auch zu mild, so hatte sie doch für den Certus eine vernichtende Gewalt. Nach der Bekanntmachung der Rede und des Entschlusses, welchen Nerva gefaßt, fiel der Verräther in eine schwere Krankheit. Seine Phantasie malte ihm unter andern Schreckgestalten auch den Plinius vor Augen, den er mit einem Schwerte auf sich zukommen sah*). Am meisten unter Allen freute sich Quintilianus über die Rede seines Schülers. Er umarmte ihn beim Heraustreten aus dem Senat und rief aus: „Ich bin stolz einen solchen Schüler zu haben! Du wirst Großes im Staate ausführen, wenn du in solcher Weise fortfährst." Welch ein herrliches Gefühl ist es für einen Lehrer, wenn er sieht wie seine Saaten aufgehen, wie das, was er angelegt in einer Menschenseele, so herrlich

*) Plinius, 9. Buch, 13. Brief.

gedeiht, wie es Heil und Segen schafft, wie es die schönsten Hoffnungen rege macht. O, das ist eine Belohnung für die Mühe, wie sie durch keine andere Auszeichnung gewährt werden kann!

---

43. Capitel.

Pulchrum eminere est inter illustres viros.
Seneca.

Wir schreiten weiter fort in dem Leben unseres Helden und gelangen an die verklärten Stellen seines Lebens, wo er seine Ideale verwirklicht sah, wo er die Höhepunkte seines Strebens erreichte. Nerva's Regierung war zur Freude Quintilian's nur auf Gerechtigkeit und Liebe gegründet, sie ward verherrlicht durch eine Menge schöner Thaten. Schon das Edict, welches er erließ am Anfange seiner Regentschaft, beweist es. „Ich habe," sagt er, das gemeine Beste meiner Ruhe vorgezogen, und meine Absicht bei Annehmung der kaiserlichen Würde ist diese gewesen, daß ich neue Wohlthaten austheilen und die alten bestätigen wollte. Diejenigen, welche schon im Genusse von Wohlthaten sind, sollen nicht nöthig haben, die Bestätigung von mir sich zu erbitten. Sie mögen mir die Sorge, neue Geschenke auszutheilen, überlassen, und sie sollen wissen, daß ich nur um Dasjenige, was man noch nicht hat, gebeten sein will." Es war dies eine aufrichtige Sprache. Nerva verwandte beträchtliche Summen, um Landgüter anzukaufen, die er dann unter arme Bürger vertheilte. Er sorgte für die Erziehung und den Unterricht armer Kinder, und machte vielen Städten, die Drangsale erlitten hatten, bedeutende Geschenke. Nach

seinem Willen mußte der Senat Commissarien niedersetzen, welche an der Einschränkung des Staatsaufwandes arbeiten sollten; er schränkte auch selbst den seinigen ein, er verminderte die feierlichen Gepränge und die Schauspiele, welche übermäßige Kosten erforderten. Fehlte es ihm einmal an Geld, gute Werke zu verrichten, so verkaufte er Kostbarkeiten, Edelsteine und sogar Grundstücke, sowohl von seinen Erb- als auch von seinen Kammergütern. Daher ward er auch vom Volke in hohem Maße geehrt und geliebt und die Dichter und Geschichtschreiber suchten ihn durch Lobsprüche zu verewigen. Trotzdem behielt er aber die größte Bescheidenheit; er schlug alle übertriebenen Ehrenbezeigungen aus, verbot es, ihm eine Bildsäule von Gold oder Silber zu setzen, und machte sich eine Ehre daraus, Privatpersonen sich gleichzustellen. Hatten Plinius, dessen Vormund Nerva war, und Quintilianus sich schon über das Walten dieses guten Kaisers gefreut, so wurde ihre Freude zum Jubel als Trajan erst von Nerva adoptirt und später Kaiser wurde. In Trajan vereinigten sich alle Eigenschaften, die einen Herrscher zieren. Er hatte einen starken und gesunden Körper, und war von langer Statur, sein Ausdruck des Gesichtes war würdig und majestätisch, sein Auge klar und freundlich. Obwohl er bei seiner Thronbesteigung etwas über 40 Jahre alt war, so hatte er doch noch den Geist und das Feuer eines Jünglings in sich. Die Wahl zum Kaiser hatte ihm nicht im geringsten den Schmuck der Bescheidenheit angetastet. Sein Einzug in Rom war nicht der eines Monarchen, sondern der eines Vaters in seine Familie. Da er früher als Privatmann in Rom gelebt, so hatte er viele Freunde. Als er nun zu Fuß, ohne alles Aufsehen in die Stadt

einzog, so umarmte er wie in frühern Zeiten seine Freunde, und freute sich kindlich wenn sie ihn, der Jahre lang weggewesen war, wieder erkannten. Und so bescheiden und liebreich wie er, war auch seine theure Gattin Plotina. „Auf diese Art," so sprach sie als sie die Stufen des kaiserlichen Palastes betrat, „wie ich diesen Palast jetzt betrete, will ich ihn auch wieder verlassen." Und sie hielt Wort, sie ist den Römern eine wahre Mutter gewesen, die ihren Gemahl in seinem edlen Streben unterstützte, die ihn sogar aufforderte, die Missethäter zu bestrafen, welche die armen Provinzen hart plagten, was auch sofort vom Trajan geschah, nachdem eine Untersuchung stattgefunden hatte. Die Bescheidenheit Trajan's zeigte sich besonders auch noch dadurch, daß er das Consulat ausschlug und zwei Privatmänner an seiner Statt dasselbe antreten ließ. Den Titel eines Vater des Vaterlandes nahm er zwar an, aber nicht, wie er offen bekannte, als Ehre, sondern als Verbindlichkeit, die Bürger immer so lieb und theuer wie seine Kinder zu halten. Alle falschen Ankläger mußten sofort das Land meiden, er ließ mehrere verhaften und streng bestrafen. Schmeichelei war ihm als das Nichtswürdigste verhaßt, und namentlich konnte er die Schmeichelei nicht leiden, die man unter dem Eifer für sein Bestes verstecken wollte. Sein Palast, in welchem er ein unbescholtenes, einträchtliches, glückliches und häusliches Leben führte, schien auch die Wohnung aller Bürger zu sein, denn fortwährend gingen da Leute aus und ein; er lebte in der That wie ein Vater unter seinen Kindern. Da gab's keine verdoppelten Wachen wie bei Domitian; dem Trajan brachte die Liebe der Unterthanen eine Sicherheit, welche Domitian mit der furchtbarsten Grausamkeit

nicht hatte erlangen können. Liebe wird nicht durch Befehle und Drohungen, sondern nur durch Liebe erlangt. Wenn man ihn tadelte, daß er als Kaiser doch zu vertraut mit den Unterthanen umginge, so pflegte er zu sagen: „So wie ich im Privatstande gewünscht habe, daß sich die Kaiser gegen mich bezeigen sollten, so will ich mich nun auch, da ich jetzt selbst Kaiser bin, gegen die Privatpersonen bezeigen.“ Einzig in seiner Art möchte es sein, wenn er einem Obrist der Leibwache den Degen, das Kennzeichen der Würde, mit den Worten überreicht*): „Ich übergebe dir diesen Degen zu meiner Vertheidigung, wenn ich gut regiere; führe ich mich nicht gut auf, so sollst du ihn wider mich gebrauchen.“ Eben so einzig war es, wenn er anordnete, daß alle Gebete und Wünsche, die öffentlich für ihn gethan wurden, den Zusatz haben sollten: „Wenn er gut und zum allgemeinen Besten der Republik regieren wird.“ Und es ist in der That wahr, ein Regent hat sich vor nichts weniger zu fürchten als vor der Demuth und Bescheidenheit. Trajanus wurde von seinen Römern unaussprechlich geliebt, und wenn er seinen Sitz im Schauspielhause mitten unter seinen Bürgern nahm, oder wenn er einen Candidaten, der zu einem Amte ernannt worden war, wie einen Bruder beglückwünschte und ihn umarmte, wenn er oft die niedrigsten Leute, wenn sie edel und brav handelten, erhob und in Stellen und Aemter setzte, wenn er die freimüthigen Sprecher in den Versammlungen lobte und ehrte, und ihnen Dank erwies, wenn er Bildsäulen, die man ihm setzen wollte, ausschlug, und das Geld zu bessern Zwecken zu

*) Siehe Crevier's Geschichte der römischen Kaiser.

verwenden befahl, ach, da hörte man oft aus tiefster Seele die Römer rufen: „Glückliche Bürger, glücklicher Kaiser!“ Trafen diese Worte sein Ohr, so erröthete er und vergoß Thränen der Freude. Lieber Leser, zürne mir nicht, daß ich diesem Capitel eine lange Vorrede gegeben habe; ich mußte diesen herrlichen Kaiser dir einigermaßen schildern, damit dir das nun folgende Bild nicht unwahrscheinlich werde. —

Wir versetzen uns in ein geschmackvoll ausgestattetes Zimmer des kaiserlichen Palastes. Hier ist der Kaiser Trajan versammelt mit drei Römern, die zu den Besten ihrer Zeit gehörten. Ihre Namen sind: Plinius, Tacitus und Quintilianus. Der Imperator hat sie eingeladen, um mit ihnen freundschaftlich zu verkehren, und sich ihren Rath über viele Dinge auszubitten.

Trajan. Seid willkommen, edle Römer! Ich freue mich, euch bei mir zu sehen. Ich weiß, daß ihr einen geistigen Bund geschlossen habt für das Wohl eures Volkes, ich bitte euch, laßt mich der Führer dieses Bundes sein. Gönnt mir diesen Stolz! Meine Vorfahren waren zum Theil Wagenlenker, ich möchte der Geisteslenker meiner Römer sein. Das Glück hat mir die höchste Stelle im Staate gegeben; ich habe daher alle Ursache, mich zu bemühen, daß ich auch zu den Besten gehöre, damit ich das Geschenk der Götter nicht mißbrauche!

Plinius. Wohl haben wir einen Bund geschlossen, für das Wohl der Römer alle Opfer zu bringen; aber was wäre er ohne deine Wirksamkeit, Herr; du wirst ihm die beste Weihe geben, du allein kannst sein Gedeihen schützen und wahren, von dir geleitet, werden wir mit Freuden alle Sorgen und Mühen übernehmen!

Trajan. Wie freue ich mich, daß wir vereint mit einander das Beste des Volkes berathen können. Wir wollen nichts unversucht lassen, was die Tugend und das Verdienst krönen, das Laster vernichten, das Unrecht unterdrücken und den Frieden im Reiche überall anbahnen kann!

Plinius. Du gehst mit deiner Tugend leuchtend dem Volke voran. Man hält es jetzt für eine Schande unter solch einem Kaiser, der die Tugend liebt, ehrt und übt, sich dem Laster zu weihen. Das gute Beispiel, welches vom Throne ausgeht, leuchtet weit hin, eben so wie das schlechte weit hin Gefahr und Verderben bringt.

Trajan. Mein lieber Secundus, so lieb mir dein Wort ist, so sehr möchte ich es strafen, weil es eingehüllt ist in den süßen Weihrauch der Schmeichelei. Ich bin noch weit vom Ziele entfernt ein guter Kaiser zu sein, aber ich strebe ihm nach. Daher höre ich gern die freien Mahnungen edler Geister; ich will nicht, daß die Bürger kleinlaut und schüchtern auftreten; ich will auch ihre Bedürfnisse klar erkennen lernen, um ihnen abhelfen zu können.

Tacitus. Herr*), die Selbstständigkeit, die du anbahnst im Volke, ist eine herrliche Krone, die du ihm aufsetzest. Der alte Römersinn fängt schon an wieder zu erwachen, die Redner, die bisher gefesselt nur hinkten, schreiten muthiger einher, sie dürfen nicht mehr im Senat die Folter ausstehen, entweder ganz stumm und sprachlos dazusitzen, oder gegen ihre bessere Ueberzeugung zu stimmen. Ein Volk aber, welches mit der Krone der Selbstständigkeit geschmückt ist, wird es verschmähen niederträchtig und

*) Ein Titel, der dem französischen Sire entspricht, vor Trajan's Zeiten aber anstößig war.

gemein zu handeln; der Sclave und der geknechtete Mensch ist in der Regel auch der rohe und lasterhafte.

Plinius. Erst jetzt fühlen sich die Bürger wieder als Glieder eines Ganzen, und weihen sich mit Begeisterung in all ihrem Thun dem Kaiser und dem Vaterlande.

Trajan. Sie sollen sich zuerst dem Vaterlande weihen, lieber Secundus, und dann dem Kaiser, wenn er das Vaterland in rechter Weise zum Heile führt. Hört nun, was ich noch zu thun gedenke. Vor allen Dingen will ich die braven und edlen Römer ehren. Schon habe ich einigen verdienten Männern Bildsäulen setzen lassen; aber ich werde auch der Jugend den Kranz hinhalten und sie auffordern sich ihn zu verdienen. Ich gedenke dem Jüngling Tranquillus, der sich als Redner schon mehrmals den Preis errungen, und dessen Leben mit einem blühenden Kranz von Tugenden geziert ist, ebenfalls eine Bildsäule setzen zu lassen. Werde ich dadurch vielleicht Dünkel anbahnen oder das Alter verletzen? Sprecht!

Plinius. Ich freue mich nur darüber; solche herrliche Belohnungen werden, wenn sie eben nur den würdigsten ertheilt werden, unsere römischen Jünglinge mit Macht auf eine edle Bahn hinlenken.

Quintil. Herr, wohl soll der ächte Römer dem Vaterlande seine Kraft weihen, ohne Aussicht auf Lohn und Anerkennung; das Gedeihen der Republik und dein Glück und Wohl muß ihm höher stehen als eine Belohnung; aber es gelangen in solcher Weise immer nur wenige ganz auf diese Höhe. Man muß ihnen daher das Steigen durch freundliche Aussicht erleichtern. Weist man sie hin auf die Preise im Alter, so ist das weniger lockend, weil Keiner weiß, ob er ein hohes Lebensziel

erreichen wird. Dann glaube ich auch, daß solch eine Säule weniger zur Quelle des Dünkels als vielmehr zu einem Mahnstein werden kann, der den Geehrten stets auffordert, sich durch Weiterstreben seine Ehre zu verdienen.

Plinius. Meine Freude, Herr, ist aber auch deshalb so groß, weil du die schöne That ehrest, wenn auch der Vollbringer nicht von hohem Stande war. Ach, es möchte einem das Herz wehmüthig und traurig werden, wenn man überlegt, wie so manche werthlose That, die ein Hochgestellter mit eitlem Schein verrichtete, mit Auszeichnungen aller Art belohnt wurde und wie so manche wahrhaft große und schöne Handlung in der Nacht der Vergessenheit schlummert, weil ihr Urheber keine glänzende Außenseite hatte und man ihn deshalb der Auszeichnung nicht für werth hielt.

Trajan. Meine Freunde, so lange Trajan regiert, werden solche Fälle nicht eingezeichnet werden in das Buch der Weltgeschichte. Aber nun hört weiter, welches meine Pläne sind. Es giebt noch viele arme Bürger im römischen Reiche. Die Erziehung ihrer Kinder wird ihnen sauer und schwer. Gerade bei ihnen will ich mit meiner Freigebigkeit anfangen. Ich will auch nicht erst warten bis ich gebeten werde. Die Wohlthaten, die ein Kaiser erst nach Bitten streut, kommen nur halb auf seine Rechnung. Ich möchte ein ganzer Wohlthäter meiner Römer sein. Schon habe ich daher Befehl gegeben, daß vielen armen Vätern in Rom Geschenke für ihre Kinder ausgetheilt werden; und ich werde mit diesen Schenkungen auch in den Provinzen fortfahren.

Plinius. So werden deine Bürger schon in den

ersten Jahren ihrer Kindheit einen gemeinschaftlichen Vater an dir finden, sie werden zu deiner Freude emporwachsen, und wenn sie einstmals das Schwert für dich ziehen, da wird ihnen der Gedanke, daß sie dir beinahe so viel zu danken haben, als dem, durch welchen sie das Leben erhielten, Muth und Freudigkeit verleihen.

Quintil. Will ein Staat sich heben, so muß er nicht von oben, sondern von unten anfangen. Er muß suchen die Noth und das Elend der niedern Classen zu mildern; denn die Noth treibt sie oft zu Verbrechen aller Art, die dem Staate keine Ehre machen; er muß die Erziehung derer in die Hand nehmen, die sich, wenn sie ausarten, als Hinderniß dem Fortschreiten des Staates in den Weg legen; die Strafen und Sicherheitsmaßregeln nöthig machen, welche etwas unfreundliches und niederdrückendes haben. Wie wohl hast du gethan, erhabenster Kaiser, daß du deine liebevolle Aufmerksamkeit auf die Kinder der Armen gelenkt hast! Die Entsittlichung des niedern Volkes ist ein Grab, welches mit seinen Ausdünstungen auch die bessern Regionen vergiftet. Darf ich dir, Herr, noch eine Bitte vorlegen, so ist es die: Baue ein Waisenhaus! Sieh, so viele arme Waisen laufen hungernd noch umher; der Vater starb im Kampfe für's Vaterland und seine Söhne und Töchter will das Vaterland nicht einmal zum Danke ernähren. Wird uns nicht solche Liebe, die wir den Verlassenen weihen, selbst ehren und von den Barbaren unterscheiden?

Trajan. Habe Dank, Quintilianus; dein Vorschlag gefällt mir. Wir wollen nicht lange warten mit seiner Ausführung. Denke du selbst über die Einrichtung des-

selben nach. Was die Kosten anbelangt, so will ich sie schon herbeischaffen helfen.

Und nun, meine Freunde, reicht mir alle drei die Hand, und gelobt mir, daß ihr mit mir vereint das Wohl des Vaterlandes mit allen Kräften erstreben wollt. Was wir als redliche Männer bauen, wird den Göttern theuer sein, und sie werden es beschirmen und schützen. Du, mein lieber Secundus, hilf mir auch ferner mit deiner Umsicht und Sorgfalt die innern Verhältnisse des Staates regeln, hilf mir Recht und Gerechtigkeit ausüben und die Willkür vertreiben; du, lieber Quintilianus, sei du geistiger Steuermann meiner Römer. So wie der Steuermann hinten im Schiff sitzt, so sind auch die Lehrer wenig beachtet von der Welt; aber sie sind es trotzdem, die das Schiff der Volkswohlfahrt leiten, denn was sie in der Jugend anlegen, das kommt in der erwachsenen Menschheit zu Tage; die Elemente, welche sie ausbildeten, greifen zuletzt in alle Fächer ein; ich ehre deine Wirksamkeit, bewahre deinen Eifer; du, mein lieber Tacitus, der du mit deinem Tiefblick so gern die Vergangenheit überschaust, fahre fort uns den Spiegel der alten Zeit vorzuhalten, in welchem wir unsere Fehler erkennen, oder wenigstens vor solchen gewarnt werden; nenne immerhin die Dinge mit dem rechten Namen, wie es deiner strengen Wahrheitsliebe geziemt! So, meine Freunde, laßt uns wirken und streben; unser Bund bleibe ein heiliger, treuer und unauflöslicher!

Die drei vortrefflichen Römer waren über diese Rede ihres edlen Kaisers im Innersten gerührt; und aus tiefster Seele legten sie ihre Gelübde ab, daß sie, so lang ihr

Herz schlüge, mit ihm für das Heil des Römerreiches kämpfen und wirken wollten.

Der Kaiser mußte sich von ihnen trennen, da mehrere römische Bürger Gehör verlangten. Mit den Worten: „Ich darf meine Kinder nicht zu lange warten lassen, sie könnten schnelle Hülfe nöthig haben,“ und mit den herzlichsten Grüßen entließ er seine Freunde.

---

44. Capitel.

Rex velit honesta, nemo non eadem volet.
Seneca.

Folge mir der Leser nun nach dem Laurentinischen Landgute des Plinius. Er hatte dort seine schönste Villa *). Sie war am Seeufer angelegt und bot reizende Aussichten. Wir begeben uns zu seinem Gartenhause, in welches er so sehr verliebt war, und in welchem er seine schönsten Stunden zubrachte. Namentlich flüchtete er in den Tagen der Saturnalien aus dem Gewühl und Geräusch hierher in die Einsamkeit und Stille. Hier hatte er ein Stübchen, welches ein wahrhaft romantisches Plätzchen war. Lag man hier auf dem Ruhebette ausgestreckt, so hatte man zu den Füßen das Meer, hinter sich die Villa, und gerade vor sich hin Wald und Gebirge. Wir betreten nicht das Stübchen, sondern gehen einige Schritte davon weg auf ein freies Plätzchen, wo die Aussicht wahrhaft majestätisch ist. Hier in diesem Paradiese

*) Ihre Beschreibung siehe Briefe, II. Buch, 17. Brief.

der Natur finden wir die drei edlen Römer wieder, die ja einen Bund geschlossen haben für alles Große und Erhabene. Ach, es ist auf der Welt nichts entzückender als gute Menschen umgeben von schöner Natur. Der erhabene Geist, der aus den Wundern des Weltalls spricht, vereinigt sich dann so innig mit dem aufstrebenden Menschengeiste, und hebt ihn empor auf Flügeln heiliger Gedanken über die kleine Erde und all ihren Jammer. Die drei Römer feierten hier selige Stunden, aber nicht blos in süßer Schwärmerei; ihre Betrachtungen galten dem Wohle des Vaterlandes; und ihre wichtigste Frage, an deren Lösung sie alle ihre Kraft setzten, war: Wie kann man ein gesunkenes Volk wieder heben und glücklich machen? Nur ein Bruchstück ihrer Betrachtungen folge hier.

Plinius. Wohl uns, daß wir einen solchen herrlichen Fürsten zum Führer haben! Obwohl wir nichts weniger als seine Sclaven sind, sind wir doch weiches Wachs in seinen Händen, wir folgen ihm allenthalben, wohin er uns führt. Wir wollen uns gern seine Hochachtung verdienen; und damit können sich diejenigen nicht schmeicheln, die ihm nicht ähnlich sind. Er ist selbst der vortrefflichste Führer zur Tugend und zum Glück, und der beste Wegweiser für unser gesunkenes Volk.

Tacitus. Ein seltenes Glück hat er uns dadurch gebracht, daß er das Wort entfesselt hat und daß er frei ist von der belächelnswerthen Thorheit der Bücherverbote. Wie hat Domitian das Wort verfolgt von Haus zu Haus; er hat es zu vertreiben gesucht vom Katheder, und selbst in den Kinderschulen hat er ihm nachgestellt. Wir haben einen starken Beweis von Geduld gegeben, und wenn die Vorzeit den höchsten Gipfel der Freiheit sah,

so waren wir in den tiefsten Abgrund der Sclaverei gerathen, da uns durch Nachspähungen selbst der Sprache und des Ohres Verkehr geraubt war. Auch selbst die Erinnerungskraft hätten wir mit der Stimme verloren, stände es eben so in unserer Macht zu vergessen wie zu schweigen. Aber, Dank dem Allmächtigen, es ist anders geworden; die Sonne der Freiheit lacht uns wieder. Um nun das Volk nicht wieder in den Pfuhl der Nichtswürdigkeit sinken zu lassen, um es mehr und mehr zur Höhe eines wahrhaft freien Volkes hinaufzuheben, muß man ihm recht oft die Bilder der Vorzeit vor das Auge führen, und Licht und Schatten davon zeigen; ich werde in meinen Annalen die Wahrheit wieder zu Ehren bringen, ich werde dem Volke die Regenten und hervorragenden Männer getreu nach der Natur zeichnen; ich werde die Schrecknisse, von denen ein sclavisches Volk heimgesucht wird, in ihrem ganzen Einflusse zeigen und das Laster mit der Schmach belegen, die ihm gebührt.

Plinius. Ich freue mich auf dein Werk. Solch ein Spiegel den Römern vorgehalten, muß sie zur tiefsten Selbsterkenntniß, aber auch zum Gefühle ihrer Würde zurückführen. Ich will Alles thun, um das in Luxus und Ausschweifung versunkene Volk wieder für Kunst und Wissenschaft wahrhaft zu erwärmen; sie haben eine anregende, erhebende und schützende Kraft; so mancher Jüngling würde nicht so leicht sich wegwerfen, wäre er eingeweiht in den ernsten und edlen Geist unserer herrlichen Denker und Dichter. Daher will ich überall Bibliotheken anlegen lassen, und dieselben mit den besten Werken versehen, damit der gute Geist, der in diesen Werken lebt, immer mehr in's Volk hinein sich Bahn breche. Die

schlechten schlüpfrigen Machwerke wollen wir verbannen und vertilgen, so viel wir können. Zu Comum habe ich bereits eine Bibliothek angelegt. Aber um das Studium der Wissenschaften zu befördern, habe ich auch in der neuesten Zeit eine jährliche Summe ausgesetzt für junge Leute aus beiden Geschlechtern, die zwar aus gebildeten Familien stammen, aber ohne Unterstützung ihre Ausbildung nicht fördern können. Kunst und Wissenschaft muß dem Volke wieder heilig gemacht werden, damit ihm der Luxus und die Ausschweifung verhaßt wird.

Quintil. Geschichte, Kunst und Wissenschaft, wenn man sie recht tief in's Herz des Volkes pflanzt, d. h. nicht so, daß man die Jugend blos darüber schwatzen lehrt, sondern daß man sie warm macht dafür, können gewiß Wunderdinge thun! Aber vergeßt nicht, meine Lieben, daß ein gesunkenes Volk sich ganz von der Natur losgemacht hat! Unsere Römer sind schon lange keine Menschen mehr, sie sind Maschinen, die sich von tausend erkünstelten Verhältnissen in der Welt herumtreiben und zu Narren machen lassen; die sich ihre Freude, ihr ganzes Dasein durch unnatürliche Dinge vergiften. Das muß anders werden. Nicht ablassen wollen wir, der Einfachheit, der Liebe zur Natur Loblieder zu singen, wir wollen die Jugend bei ihren Spielen darauf hinweisen; wir wollen den Kaiser bitten, daß er die Beschäftigungen mit der Natur durch Begünstigungen anbahne, und wir selbst wollen den Römern bei jeder Gelegenheit zeigen, wie lieb und theuer uns die Natur ist. Hat der Bürger erst wieder die Natur in's Herz geschlossen, dann ist er auch wieder Mensch, dann wird ihm die abscheuliche, gekünstelte, wahnsinnige Lebensart zuwider sein, dann wird er sich

auch nicht an ekelhaften Schauspielen mehr laben, es wird sein Herz wieder sanft und friedlich werden, und Mord und Blutvergießen wird ihm nicht mehr zur Unterhaltung, wie es zu sein pflegte, sondern zum Schrecken dienen.

Plinius. Ich fühle die Wichtigkeit deiner Worte, mein Freund und Lehrer. Du weißt, wie sehr ich für das Naturleben schwärme. Wenn man so allein in der Stille, in schöner Gegend verweilt, da gehört man erst sich recht an, und Leute, die fort und fort im Geräusch und Gewühl leben, die sind eigentlich nur in andern Händen, die leben nicht für sich. Wenn ich hier in meinem Laurentinum bin, da kommt mir allemal der Gedanke, wie viel Tage deines Lebens hast du doch mit ganz faden Dingen verschwendet. Hier höre und spreche ich nichts, was mich gereuen könnte, gehört oder gesprochen zu haben. Da schwatzt mir Niemand Böses von Andern vor, und auch ich tadle Niemand als mich selbst, wenn ich nicht gut genug arbeite. Ach, das Leben in der Natur ist ein wahres, unschuldvolles Leben. „O Meer, o Gestade," rufe ich oft bei mir aus, „ihr wahren von der Welt abgeschiedenen Heiligthümer der Musen, was für fruchtbare Gedankenschöpfer, was für wohlthätige Lehrer seid ihr!" O brächten wir unsere Römer nur dahin, daß sie mehr die häuslichen stillen Kreise aufsuchten, daß sie nicht ewig in den Popinen*) säßen, und dort geistig und körperlich sich ruinirten. Die Popinen sind wahre Schulen des Lasters und die Aedilen berichten über die ekelhaftesten Schauspiele, die sich dort oft zutragen. Und nicht etwa

*) Wirthshäuser.

blos das niedere Volk treibt sich in den Popinen herum, auch gar vornehme Wüstlinge sieht man manchmal in solche Häuser sich einschleichen. Naturleben, Liebe zum häuslichen Heerd, Einfachheit, ihr Säulen des menschlichen Glückes, ach wie seid ihr gelockert und dem Umsturz nahe! Doch nein, meine Freunde, wir werden Alles thun, um sie zu halten. Trajan hat mich zu seinem ersten Rathgeber gemacht; ich will mich der Ehre würdig machen durch treues Wirken in seinem Sinne. Ich werde auch darauf mit hinarbeiten, daß, sowie die häßlichen Fechterspiele und andere verführerische Schauspiele bereits abgeschafft sind, auch die gemeine Wirthschaft in den Popinen aufhört, damit das Volk nicht so viele schlechte Beispiele vor Augen sieht. Es wird einen Kampf kosten, aber die Tugend ist immer stärker wie das Laster und gelangt doch zum Siege. Alle Elemente des öffentlichen Lebens, die jeden bessern Keim im Volke ersticken, werde ich beseitigen. Es laufen in Rom so viele Zauberer und Wahrsager umher, die den grassesten Aberglauben nähren; es treiben eine Menge Leute in Rom schandbare Dinge, um sich ihren Unterhalt damit zu verdienen; es geschehen im Circus Scenen, die im höchsten Grade verführerisch sind; kurz unser ganzes öffentliches Leben ist geschwängert mit lauter verderblichen Elementen. Ihnen gilt mein Kampf! Und wo ich kann, werde ich durch mein Beispiel wirken. Wir können heute freilich Niemand aus dem Senat stoßen, weil sein Silbergeschirr zehn Pfund beträgt, wie es in früheren Zeiten zu geschehen pflegte*), aber wir selbst können wenigstens die Schwelgerei durch unser Beispiel

*) In der Zeit vor den punischen Kriegen.

dann und wann auf's Haupt schlagen. Als mich neulich Catilius zum Essen einlud, schrieb ich ihm: „Ich will kommen, aber Eins bedinge ich mir aus, die Mahlzeit muß kurz und frugal sein, nur an Sokratischen Gesprächen mag sie Ueberfluß haben." Dieser eine Brief hat zu vielen Gesprächen über die Beseitigung der Schwelgerei Veranlassung gegeben.

Tacitus. Um ein gesunkenes Volk zu heben, muß man ihm die Ideale des Volkslebens durch Wort und That recht vor die Seele malen. Namentlich muß man das Ideal der Eintracht und der Gemeinschaft recht wach erhalten. So lange ein Volk einig in sich ist, so lange ist es nicht nur groß und stark, und jedem Angriffe des Feindes gewachsen, sondern auch edel und tugendhaft. Die Zerrissenheit und Zerfahrenheit in einem Staate ist zugleich der Krater, aus dem alles unsittliche Wesen, es mag nun heißen Betrug, Haß, Neid oder sonst noch anders, aufsteigt. Um die rechte Eintracht im Volke lebendig zu machen, müssen auch die Feste und Spiele mitwirken. Ich erinnere nur an das Latinische Fest, welches zum Andenken an die Vereinigung der Völkerschaften Latiums mit den Römern gestiftet wurde, und ein gar enges Band um die Feiernden schloß. So habe ich mich auch neulich über die Feier außerordentlich gefreut, welche zum Andenken an Trajan's Regierungsantritt veranstaltet wurde; da fühlte sich jeder Bürger als glücklicher Römer; da schienen Alle auf ein Ziel hingewandt, auf das Heil des theuren Vaterlandes. Freilich haben wir in Rom viele Feste, die nichts als Possenspiele sind, und unserer Zeit zur Schande gereichen. Oder heben die Feste das Volk, welche man feiert, um die Stadt von Gespenstern zu

reinigen*); sind die Feste der Bona dea**), oder die Floralia nicht wahre Mördergruben aller Sittlichkeit, und treiben dabei nicht die Gaukler, Luftspringer, die Taschenspieler, die Banden von Possenreißern und Musikern, die durch wollüstige Tänze und Gesänge belustigen, eine Wirksamkeit, die zwar ungefährlich aussieht, aber doch einen Theil des Volkes um alle Reinheit des Herzens bringt und auf die schlechtesten Bahnen lenkt? Feste müssen wir feiern, die den Römer an seine erhabene Aufgabe, sich als edler treuer Bürger dem Vaterlande zu weihen, erinnern; die das Volk nicht verweichlichen und verdummen, sondern in seinem männlichen Sinn kräftigen und in seiner Liebe zur wahren Freiheit erhalten. Frühere Kaiser haben es freilich gern gehabt, wenn von weiter nichts als von Wagenlenkern und andern niederen Dingen im Staate gesprochen wurde; sie hatten nichts dagegen, wenn das Volk sich aus Leidenschaft dabei schlug, wenn es fluchte und schimpfte, oder andere Unsittlichkeiten trieb; jedes Fest aber, welches einen ächt vaterländischen Charakter gehabt hätte, wäre verboten worden. Daher ist auch aller Patriotismus geschwunden; und wir müssen Alles thun, um ihn wieder zu entzünden.

Quintil. Die besten Rettungsanker für ein gesunkenes Volk sind die Schulen. Gelingt es uns, einen bessern Geist in ihnen heimisch zu machen, so ist Hoffnung da auf eine wahre Veredlung des ganzen Volkes.

Plinius. Mein Theurer, du kennst meine Ansichten

---

*) Anniversaria Februatio urbis.

**) Die Damen tranken dabei Wein, den sie Milch nannten, und begingen die gräßlichsten Ausschweifungen.

über Schule und Erziehung. Alles, was nur den entferntesten Einfluß auf unsere Schulen haben könnte, werde ich dem Trajan rathen und empfehlen. Ein Lehrer und Erzieher der Jugend zu sein, welch ein heiliger, ehrwürdiger Beruf ist dies; ich freue mich stets, wenn ein Lehrer in mein Haus tritt, und es kann Jeder, dem ich irgend wie helfen kann, sicher auf meine Unterstützung rechnen*). Aber ihre Zahl ist so gering. Natürlich, um einen Mann dahin zu bringen, daß er das Verdrießliche und Mühevolle des Unterrichts gern übernimmt, dazu hat man nicht blos Belohnungen, sondern auch alle Künste der Beredtsamkeit nöthig. Meine theure Vaterstadt Comum hätte vielleicht jetzt noch keine tüchtigen Lehrer, wenn du, lieber Tacitus, nicht Alles gethan hättest, um in Rom einige würdige Erzieher zu finden. Wenn ich selbst in Rom bin, da wenden sich die gebildeten Familien immer an mich, hinsichtlich der Anstellung eines Lehrers; und ich übernehme diesen ehrenvollen Auftrag sehr gern. Aber ich habe viel Mühe nothwendig gehabt, ehe ich der geliebten Hispulla für ihren Sohn den Julius Genitor empfehlen konnte. Aber wie freue ich mich, daß ich gerade diesen für sie gefunden habe. Er ist ein würdiger untadelhafter Mann, der nur für unser zügelloses Zeitalter vielleicht ein wenig zu hart und rauh ist, der aber seine Zöglinge trefflich wahren und schützen und in Allem unterrichten wird, was sie brauchen. Sieh, mein Freund Quintilianus, dieser Mangel an guten Lehrern ist es, welchen ich zuerst aufzuheben suchen werde; ich werde es an Aufmunterung zum Lehrfach nicht fehlen lassen, ich

---

*) Leben des Plinius, von Schäfer.

werde ihnen im römischen Staate die Achtung sichern, die sie verdienen, und ihre Gehalte durch Sparsamkeit an andern Orten erhöhen. Da wird sich mancher begabte Jüngling wieder dem Lehramte widmen.

Quintil. Dann gehen wir einer bessern, schönern Zukunft entgegen. Ein Volk, welches seine Lehrer ehrt, ehrt sich selbst. Der Lehrstand gehört mit zu dem Kopf des Volkes, weil in ihm die Intelligenz ruht, und von da aus in alle übrigen Theile verpflanzt wird. Ein Volk, welches seine Lehrer darben und hungern läßt, zeigt, daß es noch sehr tief steht, daß es für seine eigene Bildung und für die der künftigen Generation sich nicht erwärmen kann, daß es keiner Aufklärung, keiner Freiheit werth ist, daß es eben nur geschaffen ist, sich mit materiellem Gewinn und Genuß zu beschäftigen und also Kaufleute, Soldaten, Polizei und Advocaten braucht, nur keine Lehrer.

Plinius. Deine Schlüsse klingen mir etwas kühn; aber ich bin im Ganzen doch deiner Meinung. Laßt uns aber auf etwas Anderes übergehen, auf die Vorbereitung zum Lehrstand. Sie ist noch sehr mangelhaft. Wie wurde im alten Rom der Redner gebildet? Der Jüngling mußte seinen Lehrer überall hinbegleiten, sobald er in den untern Schulen gehörig vorbereitet war; wenn er nun seinen Lehrer vor Gericht, auf dem Forum täglich sah, und mit dessen ganzer Art zu streiten, zu widerlegen, zu ermuntern, vertraut wurde, da war er nach einiger Zeit ein Redner geworden, ohne daß er es selbst merkte. So muß es auch mit der Lehrerbildung geschehen. Der Jüngling muß den Lehrer, der sein Musterbild sein soll, in die Schule begleiten, er muß ihn vor seinem Katheder stehen

sehen, muß gewahren wie er sich mit den Kindern freut, wie er ihnen Schwieriges deutlich macht, wie er zum Herzen redet, wie er lohnt, straft, welche Vortheile er beim Lehren anwendet. Das ist mehr werth als alle Theorie. Da wird der Jüngling in der That eher Lehrer, als er einer ist; da braucht er nicht an den armen Kinderseelen herum zu experimentiren, braucht nicht umher zu tappen, ehe er das Rechte trifft. Was ihm dann in wissenschaftlicher Hinsicht fehlt, holt er bald nach. Wie gefällt dir mein Vorschlag, Quintilianus? *).

Quintil. Er scheint mir den einzigen Weg anzudeuten, auf welchem gute Lehrer zu erringen sind. Lehren und Erziehen ist etwas so Großes, ja ich möchte fast sagen Geheimnißvolles, daß man es nie so recht durch bloße Worte und Erklärungen wird fortpflanzen können. Man muß einen Erzieher sehen, um einer werden zu können; und da zeigt es sich auch gleich, wie Einer dazu paßt. Wer nicht mit seinem Vorbilde warm werden kann beim Unterricht, bei den Festen der Jugend, bei ihren Spielen, der gehe heim, und werde noch etwas Anderes; denn selbst alle Theorie wird ihn doch nur zuletzt zu einem leidlichen Schulhalter, nicht zu einem Lehrer machen. Kenntnisse muß zwar der Lehrer besitzen, aber sie sind nicht hinreichend für seine Befähigung zum Lehramt. Der Gelehr-

*) Wie gefällt er dem Leser? Wäre es nicht auch für unsere Zeit gut, wenn die, welche Lehrer werden wollen, an die besten Schulmänner des Landes gewiesen würden und diese einige Jahre in die Schule begleiten müßten? Ich glaube auf diesem Wege würde mehr erreicht als auf dem Seminarwege. Wenigstens könnte diese Anschauung der Theorie des Seminars vorausgehen; die letztere würde dann viel besser begriffen werden.

teste kann der schlechteste Lehrer sein, wenn er das Geheimniß nicht versteht, die jungen Seelen so aufzuschließen, daß sie ihn mit Freuden hören, wenn er von seinem Geiste bis zu dem zarten Geiste des Kindes nicht die rechte Brücke zu schlagen versteht. Doch darüber einmal später.

Plinius. Das Erste, was wir nun ausführen, meine Freunde, soll die Erbauung eines Waisenhauses sein, damit wir deinen Rath, Quintilianus, befolgen. Wir werden so bauen, daß wir uns nicht zu schämen haben. Rom hat genug Paläste, die nur auf Vergnügen, auf eitlen Ruhm hinzielen; was hat die Menschheit im großen Ganzen von ihnen? Wir wollen prächtige Schulen und Erziehungshäuser bauen, wir werden uns damit bei der Nachwelt schönern Ruhm anlegen als mit den vielen Theatern, die gebaut worden sind, damit die Sitten darin begraben werden. Mit Hülfe unserer Schulen wollen wir dem gesunkenen Volke die Augen öffnen, und seinen Sinn auf Wahrheit, Recht und Sitte wieder hinlenken.

Die Freunde ergötzten sich hierauf noch eine zeitlang in der schönen, freien Natur. Tacitus und Quintilianus kehrten dann nach Rom zurück, aber sie erinnerten sich oft der seligen Stunden, welche sie bei dem Plinius verlebt hatten, der in der liebenswürdigsten Weise für seine Gäste sorgte. Gern möchte ich hier eine kurze Charakteristik dieses edlen Römers geben. Ich möchte zeigen, wie er sich durch sein sanftes wohlwollendes Herz, durch seine Uneigennützigkeit, durch seine Aufrichtigkeit, mit welcher er fremdes Verdienst so gern erhob und anerkannte, viele Freunde erwarb; wie er, obgleich er vom Trajan mit dem Drei-

kinderrechte *), mit der Präfectur des Aerariums und mit dem Consulat geehrt wurde, doch der bescheidenste Römer blieb; wie er seinen Einfluß nur anwandte, um zu nützen, und Andern zu dienen, wie er die Billigkeit oft der Gesetzlichkeit vorzog, wie er Wohlthaten über Wohlthaten (z. B. seiner Amme) spendete; wie er selbst in religiöser Hinsicht duldsam war, obgleich er die Christen, welche er in seiner Unkenntniß als für den Staat gefährliche Unterthanen erkannte, verfolgte (und hat er dabei nicht große Schonung bewiesen?); ich möchte sein eheliches Glück schildern, seine Zärtlichkeit gegen seine Frauen, seine Milde gegen seine Sclaven, kurz sein ächt menschliches Auftreten zu jeder Zeit, an jedem Orte. Aber es ist hier nicht Raum dazu. Nur so viel sei bemerkt, hätten die Römer immer lauter solche Tribunen und Führer gehabt, sie würden nie zu Sclaven, die Kaiser nie zu Tyrannen geworden sein.

45. Capitel.

— quae dementia est supervacua discere
in tanta temporis egestate! —
— non scholae sed vitae —

Längere Zeit nach dem Besuche, welchen die drei edlen Römer dem Plinius abgestattet hatten, kam der letztere

*) Rom wurde durch die bürgerlichen Kriege so entvölkert, daß einige Kaiser auf den ehelosen Stand Strafen, und auf den Ehestand Belohnungen setzten. So entstand das jus trium liberorum, Dreikinderrecht. Wer wenigstens drei Kinder hatte, genoß viel Vortheile (Ehrenstellen, Rang, Staatswürden). Das Recht ertheilte der Kaiser ausschließlich und zwar auch Männern, die gar keine Kinder hatten, zum Beweis der Gnade.

zu seinem Lehrer Quintilianus nach Rom. „Nun, wie gefällt dir das neue Waisenhaus?“ Das war die Frage, die er nach kurzem Gruße an Quintilian richtete.

Quintil. Ich freue mich außerordentlich über seine Einrichtung; ich glaube auch die Kinder werden dort eine sehr liebreiche Pflege haben. Ich werde nicht unterlassen, recht oft hinzugehen, um mich zu überzeugen, ob die Leitung der Kinder die rechte ist; ob sie auch in ihrer Lage so aufgerichtet werden, wie ich es wünsche; denn gerade sie brauchen viel Liebe, viel Aufsicht, viel Theilnahme!

Plinius. Ach, die Feier der Einweihung war eine heilige für mich. Es war so ganz anders als bei der Einweihung der Triumphbogen Domitian's. Dort nichts als Furcht, hier Trost und Hoffnung; dort Verstellung, hier aufrichtige Theilnahme; dort lächerlicher Pomp, hier Thränen der Rührung und der Freude. Mögen die Götter das Haus schützen, und die darinnen sind in ihre Arme nehmen! Doch ich komme heute, um deine Ansichten über die Gründung einiger neuen Schulen zu hören. Was du mir mittheilst, werde ich dann dem Trajan zur Ausführung vorschlagen.

Quintil. Mein lieber Secundus, keine Bitte von dir könnte mich angenehmer berühren als diese. Ich habe in der letzten Zeit oft über unsere Schulen nachgedacht und werde dir das durch mein Denken Gewonnene mittheilen. Die Schulen, so wie sie jetzt sind, erweisen sich noch immer nicht als wahre Lebensschulen; sie treiben Kram, der nicht nothwendig ist. Steht eine Schule nicht mitten im Leben, d. h. geht sie nicht streng auf die Bedürfnisse ihrer Zeit ein, lehrt sie nicht das Kind sich in seinem Kreise zurecht finden, so steht sie auf todtem Boden, und ist dann

eher ein Hinderniß für die wahre Bildung, als eine Segensquelle. Gedenke zuerst der Aufklärung! Soll der lächerliche Aberglaube, der in unsern Römern noch spukt, aufhören, so müssen die Schulen an lauter Lebensfällen zeigen, wie er auf Täuschung, auf Unwissenheit und Betrügerei beruht, und so ein furchtbares Uebel ist. Dabei müssen sie die wahre Verehrung der Götter anbahnen und heben, und zwar nicht durch langes Ermahnen und Erklären, durch langes Lippengeplärre, sondern wie eine Mutter durch's Leben. Ein Beispiel soll es zeigen, wie ich's meine. Es ist bei gottesfürchtigen Römern Sitte, daß sie, ehe sie an etwas Wichtiges, entweder an eine Reise oder sonst an ein schweres Werk gehen, die Hausgötter anrufen, und sich ihren Beistand erbitten. Dazu nehme man auch die Kinder, damit sie sich frühzeitig mit einer höhern Macht verbinden lernen. Wenn der Lehrer nun alle die Gelegenheiten wahrnimmt, wo entweder ein großes Ereigniß, oder ein erhebender Gedanke, oder eine mächtige Freude die Kinder durchzittert, so kann er dann den Samen der Gottesverehrung in herrlicher lebenskräftiger Weise streuen. Aber laß uns übergehen zu dem Unterricht in der Sprache. Was für Aufgaben stellt man jetzt in den Schulen? Man läßt über erdichtete Fälle declamiren, die im Leben gar nicht vorkommen können, oder man treibt die Kinder auf Gemeinplätzen herum, die ihnen zum Ekel sind; man giebt Aufgaben über Dinge, welche den Kindern noch lange unbekannt bleiben sollten; man läßt die Knaben sich über Gegenstände des Alterthums aussprechen, während sie dabei in ihrer Zeit, in ihrer Welt fremd bleiben. Und wozu die vielen Declamationen über Tyrannenhaß! Wir müssen die Jugend vielmehr

anhalten, darüber nachzudenken, wie sie unserem edlen Trajan die rechte Liebe erweisen, und sich für ihn und das Vaterland verdient machen können. Die Aufgaben unserer neuen Schulen müssen ganz zu den nothwendigen Bedürfnissen unserer Römer passen.' Und dann ist zu verlangen, daß sich die Schulen nicht abschließen von den Errungenschaften in Kunst und Wissenschaft. Die Schule soll keine Anstalt sein, welche die Kinder nur angenehm unterhält, welche mit ihnen tändelt, oder Kunststückchen macht, sie soll fort und fort das im Auge behalten, was einem gebildeten Volke zum Fortschritt auf den Gebieten des Lebens mitzutheilen ist. Wie strebt der menschliche Geist so mächtig auf, wie suchen die großen Männer Stufe für Stufe zu ersteigen und zu sammeln für das Wohl der Menschheit. Und was sie erlangt, entdeckt haben, das soll die Schule zum Gemeingut des Volkes machen. Welch eine heilige Aufgabe ist dies! Aber sie darf sich dann niemals einer trägen Ruhe, oder einem einförmigen Laufe in der alten Bahn hingeben, sie muß wie eine gute Mutter auf Alles merken, und Alles auszuführen suchen, was ihren Kindern heilsam sein könnte.

Plinius. Ich stimme dir aus ganzem Herzen bei. Meinst du aber nicht auch, daß es gut sei, bei der Einsammlung von Kenntnissen hübsch vom Nahen zum Entfernten fortzugehen? Es ist eine traurige Erscheinung, daß wir gegen das Naheliegende gleichgültig sind, und immer nach dem Entfernten streben*). Aber die Schule muß durchaus diesen Uebelstand beseitigen, sie muß nicht von Achaja, Aegypten, Asien und andern Ländern reden,

*) Plinius, 8. Buch, 20. Brief.

bevor sie die Kinder vollständig in der Heimath herumgeführt hat; Rom und seine Umgegenden bieten so viel Merkwürdiges, daß es gar nicht nothwendig ist, in der Schule über das Vaterland hinaus zu gehen.

Quintil. Gewiß! Um nun die Kinder zum Einsammeln von Kenntnissen recht fähig zu machen, müssen wir in den Schulen vor allen Dingen das Gedächtniß stärken. Es giebt viele Mittel in der Gedächtnißkunst, die uns Simonides überliefert hat; sie mögen auch alle ihr Gutes haben; aber fordert man von mir die sicherste und wirksamste Gedächtnißkunst, so sage ich, die ist Uebung und Fleiß*). Auswendig lernen, viel und wenn es geschehen kann, täglich meditiren, das ist das Vortheilhafteste. Nichts kann so sehr durch Mühe gebessert, und durch Nachlässigkeit verschlimmert werden, als das Gedächtniß. Daher müssen schon Kinder sehr viel auswendig lernen. Man muß ihnen anfangs nur einige Zeilen geben, dann immer etwas mehr, aber so, daß sie den Zuwachs nicht sehr merken; auf diese Weise kann man ihr Gedächtniß bis zu einer großen Vollkommenheit schärfen. Erst nimmt man Stellen aus Dichtern, dann aus Rednern, dann aus schwierigen Schriften, wie z. B. ans den Schriften der Rechtsgelehrten. Wie viel aber das Gedächtniß, wenn es gehörig gepflegt wird, vermag, zeigt Themistokles klar, der in einem Jahre sehr gut persisch sprechen lernte; Mithridat, dem die zweiundzwanzig Sprachen der Nationen, über die er herrschte, bekannt gewesen sein sollen; Cyrus, von dem man glaubt, daß er alle Namen seiner Soldaten gewußt hat. Die Schule giebt dem Menschen

*) Lehrbuch, 11. Buch.

ungeheuer viel mit für's Leben, wenn sie ihn mit einem starken Gedächtniß versieht.

Plinius. Wichtiger noch als alle Aufspeicherung im Gedächtnisse scheint mir aber die Ausbildung des Geistes in sittlicher Hinsicht zu sein. Die Kinder sehen und lernen viel Schlechtes von ihren Eltern; Habsucht, Schwelgerei, unzüchtiges Wesen ist überall zu finden. Dem muß die Schule einen Damm entgegen setzen.

Quintil. Aber nicht mit Ermahnungen! Sie muß die Tugend üben, nicht lehren. Das Einzige, was sie durch Lehre bewirken kann, ist die Begeisterung. Sie muß den Schülern das Leben der edlen Männer der Vorzeit so vor die Seele malen, daß sie lebhaft wünschen, eben so sich auszeichnen zu können; daß sie Abscheu vor dem Bösen, Liebe zur Tugend bekommen. Dann aber muß bei allen Spielen, bei Festen, bei Wettkämpfen, die Schule wie eine Mutter hinter den Kindern her sein, und ihnen den Kranz der Tugend hinhalten, daß sie ihn ergreifen. Vieles Reden über Tugend erzeugt Widerwillen; aber ihr Bild zu schauen und nachzuahmen, erweckt Freude.

Und nun, mein lieber Secundus, dürfen wir in den neuen Schulen die Pflege des Körpers nicht vergessen. Sieh unsere jungen Römer an; wie die Schatten sehen sie aus, es ergreift mich ein Schauder, wenn ich diese jungen Greise sehe. Wir müssen der Schlange der Ausschweifung, die sie umzüngelt hat, auf den Kopf treten, und die Kinder in spartanischer Weise von früh an abzuhärten suchen. Gelegenheit dazu werden schon Spiele und gymnastische Uebungen geben.

Plinius. Heil unserm Rom, wenn wir solche Lebensschulen überall eingerichtet haben!

Quintil. Von ungeheurer Wichtigkeit ist aber dann die Anstellung der rechten Lehrer. Die jüngern Schüler müssen geistige, regsame, lebendige Lehrer haben. Trockene Geister muß man von ihnen verbannen, so wie man zarte Pflanzen vor dürrem Erdreich in Acht nimmt *). Zarte Seelen wollen mit der Milch eines süßen Unterrichtes gesättigt sein; nur durch solchen erstarken sie, und wachsen und blühen auf. Aeltere Schüler verlangen gründliche Lehrer; dieselben müssen darauf sehen, daß die Kinder nicht blos naschen in den Wissenschaften, sondern das, was sie lernen, gründlich und vollständig lernen. Daher müssen sie aufgegebene Stücke lieber durch Aufschub erleichtern, als durch Drängen zur Flüchtigkeit verführen. Nichts ist lächerlicher, als wenn ein Schüler überall gekostet, und nichts ordentlich verstanden und gelernt hat. Solche Jünglinge, die dann oft in den Augen der Narren gelehrt scheinen wollen, sind in den Augen der Gelehrten Narren. Vor solcher Narrheit muß die Schule schützen. Besonders aber muß sie sich immer der Schwachen annehmen und bei ihrer Behandlung den Eifer und die Mühe verdoppeln.

Plinius. Auch wollen wir dafür sorgen, daß die Kinder das Nachstudium nicht vergessen.

Quintil. Das liegt noch sehr im Argen! Wie wenig Zeit verwendet die reifere Jugend auf das Studiren! Einige Stunden verderben sie mit der geistlosen Beschäftigung des Begrüßens Anderer; einige werden mit Nichts-

---

*) Lehrbuch, 1. Buch, Cap. 6.

thun und leerem Geschwätz vertändelt; andere mit Lustbarkeiten, andere mit Schmausen. Dann denke man an die vielen Arten der Spiele, an die unsinnige lächerliche Ausstattung des Körpers; ferner rechne man ab die Zeit der Reisen, des Trunkes, die Befriedigung verderblicher Lüste! Wird man sich dann wundern, daß unsere Jugend zurück ist in der wahren Bildung?

Plinius. Es gilt hier aufzumuntern durch Preise, durch Auszeichnungen u. s. w., und das soll nicht fehlen.

Quintil. Aber, lieber Secundus, noch eine Forderung ist an die neuen Schulen zu stellen, die nur schwer auszuführen sein wird. Kein Lehrer darf bis in sein höchstes Alter hinauf thätig sein. Seine Spannkraft läßt dann nach; sein Ruhm nimmt ab. Das ist für ihn und die Schüler nicht gut. Domitius Afer hörte viel zu spät auf; er war zuletzt unbeachtet, oder wurde verlacht, was mir immer sehr weh gethan hat. Der Lehrer ziehe sich, wenn das höhere Alter kommt, in den Hafen der Ruhe zurück. Er kann dann entweder für die Nachwelt arbeiten, oder, wie Crassus beim Cicero sich vornimmt, für forschende Freunde; oder ein System seiner Kunst, oder eine Uebersicht seines bewegten Lebens schreiben, oder sonst wie der Jugend rathen und helfen. Sein Haus werden nach Sitte der Alten edle Jünglinge besuchen und von ihm, wie von einem Orakel, die wahre Erziehungskunst lernen. Er wird sie als Vater bilden und wie ein erfahrener Steuermann lehren, wie sie Wetter voraus sehen können, wie sie das Schiff bei günstigem, wie bei widrigem Winde lenken müssen; und das Alles wird er nicht nur

aus bloßer Menschenliebe, sondern aus Neigung für das Geschäft thun. Ich weiß nicht ob ich irre, wenn ich den für den Glücklichsten halte, der in seiner Einsamkeit, wie ein Gott, glücklich, frei vom Neide, fern von allem Zwist, seinen Ruhm in's Sichere gebracht hat, und lebend schon diejenige Verehrung erhält, die sonst erst nach dem Tode erfolgt, der also voraussehen kann, was er der Nachwelt sein werde.

Plinius. Ich danke dir, mein Theurer, für alle deine Winke, die sich auf Weisheit und Erfahrung gründen. Sie sollen, so weit es möglich ist, befolgt und ausgeführt werden.

Beide Männer, Plinius und Quintilianus, arbeiteten rüstig an der Vervollkommnung der römischen Schulen, und genossen die Freude, dieselben mehr und mehr aufblühen zu sehen.

---

46. Capitel.

Connubia in coelo spondentur. —
Conjunctio animi maxima est cognatio. —

Ein erfreuliches schönes Bild tritt jetzt vor unsere Augen. Ein beglückter Vater hält sein beglücktes Kind in den Armen. Quintilianus hatte seine ganze Zärtlichkeit, die er früher seinen Söhnen widmete, auf seine einzige Tochter Flora übertragen. Sie war der Stern seines Alters; und er kannte keinen innigern Wunsch, als sie glücklich zu sehen. Die Götter hatten sein Flehen erhört; Flora war die Braut eines edlen und braven Römers. Aber wenn einen Menschen das Schicksal im Leben recht

oft geneckt hat, dann hat es ihn auch zum immerwährenden Wächter gemacht. Quintilianus war einen Augenblick vertieft gewesen in das Verhältniß seiner Tochter. „Nonius Celer ist aus vornehmem Stande, meine Tochter nur ein Lehrerskind; er ist sehr reich, mein Kind arm; er nimmt eine hervorragende Stellung ein, er verlangt vielleicht von seiner Frau allerhand Gesellschaftskünste, meine Tochter ist unerfahren darin, in der Stille ist sie am häuslichen Heerde aufgewachsen. Was hat ihn bewogen, unsere einfache bescheidene Wohnung zu betreten?" Solche Gedanken waren es, die ihn beunruhigen wollten, aber als er in die verklärten Augen seines glücklichen Kindes sah, da schwanden die Zweifel und Besorgnisse; da war er wieder ganz der glückliche Vater.

„Ist Nonius heut noch nicht hier gewesen," mein geliebter Vater, fragte die Tochter.

Quintil. Nein, meine Tochter; du erwartest ihn gewiß mit Sehnsucht.

Flora. Denke nur, Vater, gestern hat er eine Rede gehalten im Senat; da sind Alle auf ihn losgestürzt und haben ihn umarmt; auch hat er eine Belobigung vom Trajan erhalten. Ach, ich freue mich zu sehr!

Quintil. Du liebst ihn von Herzen, theures Kind, bist du denn auch seiner Liebe so gewiß?

Flora. Wie kannst du nur so fragen, Väterchen?

Quintil. Aber meine Flora, du wirst eine recht einfache Braut sein; ich kann dich nicht mit kostbarem Schmuck ausstatten, wie ihn die Römerinnen der jetzigen Zeit lieben.

Flora. Das ist nicht nöthig. Mein Nonius liebt

elbst die Einfachheit wie ich. Er ist empört darüber, daß jetzt in Rom die Kleider mehr gelten als die Menschen, und als ich neulich mein bestes Kleid anhatte, da scherzte er, und sagte: „Flora, wie kannst du dich unterstehen wollen, mein Auge und Herz von deiner lieben Person auf ein Kleid zu lenken; aber es soll dir nicht gelingen, ich verstehe über Putz hinweg zu sehen.“

Virginia, die Gattin Quintilian's, Mutter der Flora, tritt herein.

Virginia. Ein jeder Tag bringt jetzt neue Sorgen. Es thut mir leid, daß so Manches unserer Flora noch fehlt; was wird Nonius sagen, wenn er bemerkt, wie arm sie ist an schönen Wirthschaftssachen und andern Kostbarkeiten. Ueberhaupt wird mir manchmal bange, wenn ich denke, daß unsere Tochter an den Kreis von Menschen, in welchen sie eintritt, nicht gewöhnt ist; sie wird ein ganz neues Leben anfangen, gebe der Allmächtige, daß es ein erfreuliches wird!

Quintil. Sei ohne Sorgen, Virginia! Wir haben zwar unsere Tochter nicht für die Welt, aber für das Haus erzogen; dort soll sie zuerst sorgen und walten; versteht sie das Hauswesen gut zu leiten, so wird sich Nonius freuen, und ihr gern einen Fehler verzeihen, den sie in der großen Welt macht; wir haben unserer Tochter keine Sucht nach Zerstreuungen und Vergnügen anerzogen, aber Liebe zur Familie; sie wird auch im Hause des Nonius sich heimisch fühlen, und ihm durch Zärtlichkeit und Treue das ersetzen, was ihr an Reichthum fehlt; wir haben ihr nicht die Kunst zu prahlen gelehrt, aber die Kunst glücklich zu machen. Sie wird mit der letztern

viel weiter kommen, als andere Römerinnen mit der erstern.

Flora. Sieh, Vater, da kommt ein Bote mit einem Briefe; er ist gewiß geschickt von meinem Nonius.

Der Bote tritt ein und übergiebt dem Quintilianus einen Brief.

Quintil. Von meinem lieben Secundus! (Er liest den Brief laut): „Du bist zwar selbst ein Mann, der sehr wenig Bedürfnisse hat, und hast auch deinem Kinde eine Erziehung gegeben, so wie sie einer Tochter von dir und einer Enkelin des Tutilius*) gehörte. Indessen, da sie nun die Gemahlin eines so vornehmen Mannes, wie Nonius Celer ist, werden soll, dem es seine politischen Verhältnisse zur Nothwendigkeit machen, mit einem gewissen Glanze zu leben, so muß sie doch eine Garderobe und Bedienung erhalten, die dem Stande ihres Gemahls angemessen ist; wodurch sie zwar Nichts an Achtung, aber doch an äußerlicher Würde gewinnt. Nun weiß ich, daß du bei allem Reichthum des Herzens keine übermäßigen Glücksgüter besitzest; du mußt also einen Theil deiner Last mir überlassen und von mir, wie von einem zweiten Vater, für deine Tochter einen Beitrag von 50,000 Sesterzien**) annehmen. Ich würde noch mehr beitragen, wenn ich nicht deine Bescheidenheit kennte, und wenn ich nicht mehr als zu sehr überzeugt wäre, daß der geringe Werth des Geschenkes allein es ist, der dich vermögen kann, es nicht zu verschmähen. Lebe recht wohl!***)

*) Tutilius war ein römischer Ritter, von welchem Quintilian eine Tochter zur zweiten Frau hatte.

**) 3125 Gulden.

***) Briefe der Plinius, 6. Buch, 32. Brief.

Quintilianus legte den Brief weg; eine Thräne stand in seinem Auge. Er war tiefgerührt von der zarten Aufmerksamkeit seines Schülers und von dem großen Opfer, welches derselbe ihm bringen wollte.

„Ach, mein Plinius," rief er aus, „die Götter haben mich doppelt und dreifach für meine Mühen dadurch belohnt, daß sie mir dich als Schüler gegeben haben. Wie oft hast du schon meiner gedacht, in allen guten und bösen Stunden bist du mir nahe gewesen, und auch jetzt bist du wieder der, welcher dem freudigen Familienereigniß die Krone aufsetzt."

Mutter und Tochter jubelten, und fielen einander in die Arme. Alle Sorgen waren gehoben, und mit ganzer Freude konnten sie dem Hochzeitstage entgegen sehen.

Manche rümpften wohl die Nasen, als sie hörten, daß Nonius eine Lehrerstochter sich zur Frau erkoren; sie konnten sich das Verhältniß nicht als natürlich denken, und wollten in ihren schadenfrohen Herzen ahnen, daß es nicht die besten Früchte tragen werde. Aber die Ehen werden im Himmel geschlossen, und dort wird nicht nach Reichthum, nach Glanz, nach Stand und Rang, sondern nach der Stimmung der Herzen gefragt. Nonius und Flora waren ein Herz und eine Seele. Wie ein heller Stern strahlte Nonius in der zum Theil verblichenen Jugend Roms; er war reich an Edelmuth und Tugend. Und diese suchte er auch in einem weiblichen Herzen. Er fand sie in der Flora des Quintilianus, und daher umschlang sein Herz dieselbe mit der glühendsten Liebe. Die Ehe der beiden Liebenden ward eine überaus glückliche; und Quintilianus verlebte manche heitere Stunde im

Kreise seiner Kinder. Sein Lehramt hatte er ganz aufgegeben; sein Lehrbuch der Beredtsamkeit war beendet, und er genoß die Ruhe und den Frieden, welche sein Herz verdient hatte. Doch war er niemals ganz unthätig; seine liebste Beschäftigung war der Verkehr mit jüngeren Lehrern, die er aufmunterte und anregte. Hell strahlte sein Blick, wenn er in eine Schule kam, und sah wie die Grundsätze, die er gepredigt, ausgeführt wurden. Solche Freuden waren strahlende Lichtpunkte in seinem Alter.

47. Capitel.

Exegi monumentum aere perennius —

Horat.

Quintilianus hatte bereits sein siebzigstes Lebensjahr angetreten, als eine besondere Ehre ihm zu Theil wurde. Trajan ließ ihm eine Ehrensäule aus weißem Marmor setzen, und verband damit eine erhebende Feier, welche dem treuverdienten Lehrer tief in die Seele ging. „Du hast," redete ihn Trajanus dabei an, „wie ein Held die schöne Laufbahn eines Lehrers vollendet, du hast nach Wahrheit und Weisheit unermüdlich gerungen und deine erworbenen Schätze redlich zum Wohle unseres Volkes angewandt; du bist in allen Stürmen deines Lebens und in allen gefahrvollen Zeiten deinem Amte als deiner höchsten Aufgabe treu geblieben; Schaaren von Jünglingen haben zu deinen Füßen gesessen und dich als ihr Muster verehrt, geliebt und nachgeahmt; so viele Schulen, in welchen die zarte Jugend ihre Nahrung erhält, sind dein

Werk, und wo immerhin in Rom etwas Segensreiches geschehen ist, da hat auch deine Hand mit gearbeitet und geholfen. Du hast keine Feldzüge mitgemacht, hast in keiner Schlacht gekämpft, aber dein ganzes Leben war ein einziger Feldzug, ein Kampf gegen die finstern Mächte der Unwissenheit, des Aberglaubens, des Unrechtes; du hast größere Eroberungen mit deinem Geiste gemacht als wir mit dem Schwerte. Und so gestatte, daß wir deine Verdienste krönen; möge dieser weiße Marmor, der uns dein freundliches Bild zeigt, noch den Nachkommen sagen, daß wir dein Andenken in Ehren halten, daß wir dankbar gegen dich sein wollten; möge dein Bild aber auch die römische Jugend fort und fort mahnen, daß sie deine Tugenden nachahme und deine Lehren befolge, und sich eben so wie du dem Heile Roms mit ganzer Seele widme.“ Trajan ging nach diesen Worten auf den Gefeierten zu, und umarmte und küßte ihn.

Quintilianus konnte nur wenige Worte auf diese huldvolle Anrede seines Kaisers erwiedern. „Erhabener Kaiser, du hast mich so hoch geehrt, daß ich mich tief beschämt fühle; du hast mich in ein Licht gestellt, welches ich nicht verdient habe. Wie soll ich dir danken? Was kann ich, der Greis, noch thun, um dir zu zeigen, wie sehr ich mich deiner Güte würdig machen möchte. Ich habe nichts als Dankesseufzer, Bitten und Wünsche, die ich zu den Göttern hinauf für dein Wohl sende. Mit dir ist die Liebe wieder eingezogen in Rom, die Liebe, welche ja die Ursache von allem Großen und Erhabenen in der Welt ist; ohne die es keine Tugend, keine Heldenthaten, keine Seligkeit giebt. Mag die Liebe, die du gesäet, dir immer reichliche Ernten der Liebe deines Volkes geben. Da steht

das Denkmal vor meinen Augen! Erhabener Kaiser, ich möchte wehmüthig werden, wenn ich auf dasselbe blicke. Ach, es giebt so viele treue Arbeiter in den Schulen, die des Tages Last und Hitze unverdrossen tragen, die eines Denkmals würdiger gewesen wären als ich. In allen Kreisen giebt es Aufmunterung; der Eine erhält ein äußerliches Zeichen der Hochachtung; der Andere, und wenn er nur Gaukler, oder Koch, oder Vorschneider war, wird von seiner Herrschaft geehrt; wieder ein Anderer wird durch Wohlstand, in welchen ihn sein Fleiß versetzt, aufgemuntert; aber die Lehrer der niederen Schulen, ach, sie haben in den vergangenen Jahrzehnten gar keine Vergeltung und Anregung, höchstens eine Rüge als Lohn erhalten. Herr, laß deine Liebe auch ihnen zutheil werden, und wenn die Großen des Reichs mit glänzenden Ehrenzeichen geschmückt werden, so schenke auch den armen Lehrern von Zeit zu Zeit einen Becher der Freude ein, damit ihnen ihr saures Amt etwas leichter werde. Verzeihe, daß ich zu meinem Dank diese Bitte lege; sie erfüllte schon lange mein Herz." Trajan versicherte dem Quintilianus in der freundlichsten Weise, daß er seinen Wunsch schon in der nächsten Zeit erfüllen, und die Treuesten und Besten des Lehrerstandes auszeichnen werde.

Still, selig und vertieft in sein vergangenes Leben, saß Quintilianus an diesem Tage in seinem traulichen Zimmer. Hören wir seinen Betrachtungen zu!

„So stehe ich denn am Abende meines Lebens! Nicht weit vielleicht bin ich vom Schritt zum Tode entfernt! Wohl mir, daß ich ohne Grauen die Tage meiner Erdenreise überdenken kann. Ach, welch ein bewegtes Leben

ist ein Lehrerleben! Wie reich ist es an Erfahrungen, an Kämpfen, an Sorgen, an Freuden und Leiden! Wenn ich aber mein Leben von der frühesten Zeit an überdenke bis zur Gegenwart, so muß ich der Gottheit Dank, innigen Dank opfern. Immer hat sie mir neben den Leidenstrank auch den Becher der Freude gestellt; immer trat, wenn ich in Noth war, gar bald ein Augenblick ein, der mich wunderbar herausführte. Die Wechselfälle des Lebens sind wohlthätig für mich gewesen; sie haben mich die Kunst der Standhaftigkeit und Wachsamkeit gelehrt, und ich kann wohl mit Seneca sagen: „„Ich habe dem Glücke niemals getraut, auch wenn es Frieden zu halten schien; alles, was es mit seiner hohen Gunst mir gewährte, Geld, Ehrenstellen, Ruhm, habe ich an einen solchen Ort gestellt, wo es solches, ohne daß es mich anrührte, wieder nehmen konnte. Ich habe zwischen jenen Dingen und mir eine große Kluft befestigt, daß es dieselben nur wegzunehmen, nicht loszureißen brauchte.““ Neben dem freundlichen Danke einzelner Schüler habe ich auch Undank erfahren. Aber ich habe ihn nicht mit Zorn, nur mit Bedauern aufgenommen, weil er ein Zeichen der Schwachheit meiner Schüler oder ein Zeichen meiner Unvollkommenheit war. So manches Werk ist ausgeführt worden von mir, mag der Allmächtige seine Hand darüber halten! Manche Schule ist durch mich gegründet worden, mögen sie alle zu reichlichen Quellen des Segens für Rom werden! Und nun segne du, Allmächtiger, meine letzten Lebenstage mit Frieden und mit Ruhe; und nimm, wenn ich nicht mehr mit Thaten opfern kann, meine Seufzer für das Wohl der Menschheit freundlich auf.“

Die letzten Lebenstage Quintilian's waren so wie er sich dieselben gewünscht hatte. Mit dem Kranz der Ehre geschmückt, zärtlich geliebt von den Seinigen, hochverehrt von den Freunden, ausgezeichnet von dem besten Kaiser Roms, stand er da, und ein reines und gutes Gewissen verklärte und beseligte ihn.

48. Capitel.

Morte repentina noli gaudere malorum
Felices obeunt, quorum sine crimine vita est.

Lieber Leser, hast du meinen Helden bisher mit Geduld begleitet, ist dir seine Gestalt, die du in gar verschiedenen Verhältnissen gesehen hast, ehrwürdig geworden, so tritt auch an die Stätte mit heran, an welcher seine edle Seele Abschied von der Welt nahm. Er fühlte einige Jahre nach seiner Auszeichnung durch das Denkmal eine Schwäche in seinem Körper, die heftig zunahm, und ihn zuletzt an sein Lager fesselte. Ein Sterbebette ist ein trauriger Ort. Die Schmerzen des Sterbenden dringen ein in die Herzen der Umstehenden, die Trennung fordert Thränen und oft sind Verzweiflung, Gram und Sorge die Mächte, welche hinter dem Todtenbette stehen. Nicht also war es bei Quintilianus. Seine letzten Stunden waren leicht und schmerzlos, sein Auge noch ungetrübt. Mit Zärtlichkeit ruhte es auf seinen Kindern und Freunden, und es gab Augenblicke, wo er sich mit seiner Umgebung noch ruhig unterhalten konnte.

Plinius, der treue Schüler, kam recht oft zu ihm, und sprach mit ihm über die Unsterblichkeit. „Nie habe ich," sprach der Sterbende dann, „den Tod gefürchtet. Die Gottheit hat ihn als Schlußpunkt des Erdenlebens eingerichtet; und vor ihren Anordnungen haben wir uns nie zu fürchten, wir haben sie nur zu verehren. Wer seinen Gott gefunden hat, der hat die sicherste Stütze für Leben und Tod. Wie habe ich ihn gesucht im Volksglauben, in Opfern und Ceremonien, aber nicht gefunden; ich habe nach ihm geforscht in der Philosophie, aber ich habe nur ein Nebelbild gefunden; ich habe mich in die Natur versenkt, da habe ich wohl seines Geistes Odem gefunden, aber nicht ein treues Bild; ich habe ihn aber auch gesucht in meinem wechselvollen langen Leben. Und hier habe ich ihn gefunden und klar erkannt als einen Allgütigen, Allweisen und Erhabenen, der über seine Menschenkinder treulich wacht. Gern will ich mich zurück legen an sein Herz, nachdem ich auf der Erde seinen Plan auszuführen gesucht habe. Gern will ich dorthin gehen, wo seine Hand mich weiter hinführen wird."

„Der Tod," erwiederte Plinius, „ist bei einem edlen Manne nicht Sterben, sondern Aufhören der Sterblichkeit. Es werden nur Diejenigen den Tod scheuen, die ein verfehltes Leben hinter sich haben, welche die Tage und Stunden vergeudet, und statt zu wirken und zu streben, in träger Ruhe sich ergötzt haben. Derjenige, dessen Leben keine schöne Harmonie bildete, wird auch an seinem Schlusse sich nicht erfreuen können. Du bist dagegen glücklich vor Tausenden, mein Theurer; du siehst zurück auf wohlvollbrachte Tage; du siehst aber auch hinein in die schöne Zukunft, die vor uns liegt, und ihr freund-

liches Bild geleitet dich hinüber in's Reich der Schatten."

„O möchte," fuhr Quintilianus fort, „noch lange Trajan's Weisheit, Güte und Gerechtigkeit herrschen, damit auch die Schulen ihr Endziel und ihre Blüthe nie wieder verlieren; werden die Römer über ihre Schulen wachen, so werden sie die Freiheit sich für alle Zeiten sichern, und sich ihrer auch werth machen. Reich mir deine Hand, mein theurer Secundus, und versprich mir, daß du auch nach meinem Tode ein treuer Schutzgeist der Schulen und des Lehrstandes bleiben willst!" Plinius erfaßte die Hand des Quintilianus, küßte sie, und sprach: „Mein theurer Freund, so lange ich am Ruder bin, so lange wird dein Wort seine Geltung behalten: Freie Schulen, ein freies Rom!"

Quintilianus fühlte mehr und mehr sein Ende nahen. Er rief die Seinigen an's Bette, nahm Abschied von ihnen und empfahl sie der Gnade Gottes. „Lebt wohl — ihr Guten — Gott sei mit euch! Heil dem Vaterlande, Heil den Schulen Roms" — — — Das waren seine letzten Worte. —

So schloß er seine Augen zu, der edle Römer. Sein Tod war ein sanfter und friedlicher. Wie Moses auf dem Berge Nebo, schaute er in das goldene Land der Zukunft hinein; umschwebt war er von dem schönen lichten Traume seines Lebens, der ihm erfüllt worden war. Mit dem heiligsten Gedanken seiner Erdentage, mit Wünschen für die Schule, schlief er auch ein. Sein Vermächtniß der Tugend und der wahren Vaterlandsliebe ward heilig gehalten, und oft wurde seiner liebend gedacht. Aber das schöne Morgenroth der Freiheit, in welches Quintilianus gesehen hatte, es ward nur zu bald

zur finstern, schwülen Nacht, welche Sclaverei und Verderben brachte. Die Römer versanken auf's Neue in den Strudel der Entsittlichung, damit fielen sie der Tyrannei wieder in die Hände; die Schulen wurden noch mehr als früher geknechtet und in ihrer Wirksamkeit gestört. Und so mußte endlich die stolze Roma, da der Geist der Tugend, der Freiheit und Vaterlandsliebe ganz aus ihr gewichen war, zu Grunde gehen!

Nachträge.

Seite 1. Wohl ist dem Verfasser der vorliegenden Schrift bekannt, daß man jetzt annimmt, Quintilianus sei nicht in Rom geboren, sondern in Spanien. Aber da die Sache doch nicht ganz sicher ist, so wollte der Verfasser für seinen Zweck lieber die Ansicht benutzen, daß Quintilianus von Geburt Römer sei.

Seite 7. Lucian läßt in einer scherzhaften Beschreibung der Unterwelt die Könige und Satrapen dieser Welt im Jenseits Bettler, Verkäufer gesalzner Fische oder Schulmeister werden.

Seite 15. Die Gladiatorengefechte, die Thiergefechte, Stier-, Wildschwein- und Bärengefechte, waren um so glänzender, je mehr Menschen dabei um's Leben kamen. An solchen traurigen Scenen weidete man sich.

Seite 26. Die ausgesetzten Kinder wurden in der Regel die Opfer eigennütziger, ruchloser Menschen. Einige verkauften sie, wenn sie erwachsen waren, als Sclaven oder in öffentliche Häuser der Schande. Andere erzogen Zwerge aus ihnen, indem sie mit unmenschlicher Grausamkeit sie in Kasten sperrten, und ihnen die kümmerlichste Nahrung gaben, um das Wachsthum zu hindern.

Seite 93. Hier ist statt dem 80. Jahre das Jahr 78 zu lesen. Im Jahre 79 starb Vespasianus.

Seite 119. Wer sich weiter über das verschwenderische und ausschweifende Leben der Römer, und über ihre Sitten und Gebräuche unterrichten will, der nehme das höchst interessante Buch: „Gallus" von Becker, zur Hand. Es gewährt reiche Aufschlüsse über das Wesen und Treiben der Römer.

Seite 121. Man klagte auch über die Aerzte, daß sie die Sucht hätten, die Krankheiten zu verlängern. Viele curirten auch mit Aberglauben, z. B. gaben sie Mäusegehirn gegen Kopfschmerzen, verbrannten Hundszahn gegen Zahnschmerzen u. s. w.

Seite 136. Hendecasyllaben sind Verse von elf Silben. Auch Plinius beschäftigte sich mit diesen Tändeleien, wie der 14. Brief des 4. Buches nachweist.

Seite 161. Wohl steht es in manchen Gegenden nicht so schlimm mit den Lehrern; und der Verfasser ist stolz darauf, daß er einem Vaterlande angehört, welches sich der Lehrer schon oft recht warm angenommen hat und welches einen allgemein verehrten und geliebten Fürsten an der Spitze hat, der es durch unverkennbare Züge schon oft bewiesen hat, daß ihm, der selbst Gelehrsamkeit in höchstem Grade besitzt, Wissenschaft und Schule theuer und werth ist. Aber gerade deshalb geht dem Verfasser die Noth vieler seiner deutschen Brüder um somehr zu Herzen. Und wahrlich, es giebt noch genug bedrängte Lehrerfamilien, die wohl eine Bestätigung meiner Schilderung geben könnten.

Seite 224. Bestrafungen der Majestätsverbrechen geschahen durch Tödtung (die Verbrecher wurden lebendig verbrannt, den wilden Thieren vorgeworfen rc.), durch ein unehrenhaftes Begräbniß, oder durch Trauerverbote. Auch wurden die Kinder mit gestraft durch Entziehung des Vermögens und der bürgerlichen Ehre. Und dies trat selbst

dann ein, wenn die Eltern nach dem Tode erst verklagt wurden. —

Seite 234. Die Schriftsteller halfen recht gründlich mit das Volk in den Abgrund führen. Bücher gab es, welche über Wollust geschrieben und mit Bildern verziert waren. Sie gingen reißend ab. Auch wurden die Gedichte des Properz, der den Cultus des Fleisches lehrte, eifrig gelesen. Auch Horaz wurde mehr wegen der Weihe gelesen, welche er dem liederlichen Hofleben gab, als wegen seiner ernsten und schönen Gedanken.

Seite 235. Es gab einen Ritter- und einen Senatorenstand. Der Ritterstand verlangte 30,000 Thlr., der Senatorenstand 70,000 Thaler Vermögen. Das Geld machte die Stände. Wem einige Hunderte fehlten an der Summe, der wurde zum Pöbel gerechnet trotz seiner Bildung und Rechtschaffenheit. Selbst Kneipenwirthe trugen den goldenen Ring, welcher für die Ritter bestimmt war. Diese hatten auch besondere Plätze im Theater und einen schmalen Purpurstreifen. Der Senatorenstand trug einen breiten Purpurstreifen.

Seite 241. Juvenal soll erst unter Hadrian oder richtiger unter Trajan verbannt worden sein (s. Juvenal, ein Lebens- und Charakterbild, von Dr. Völker); aber es ist früher auch behauptet worden, er sei kurz vor dem Tode Domitian's verbannt worden und möchte die Sache wohl noch nicht als vollständig ausgemacht zu betrachten sein. Die Verbannung Martial's ist fingirt.

Capitel 46. Das Setzen von Bildsäulen war ganz gewöhnlich in der Kaiserzeit. Die Meisel durften nicht ruhen. Oft ließen einzelne Römer, wenn der Senat die Errichtung einer Säule beschlossen hatte, sich dieselben von ihrem Gelde setzen, oder waren schon mit der Ehre zufrieden und wiesen die Ausführung der Säule zurück.

Seite 306. Plinius spricht im 13. Briefe des 4. Buches zu einem Landsmanne: „Fasset also mit einander einen einmüthigen Entschluß (nämlich eine Schule zu gründen) und laßt euch durch mein Beispiel desto mehr anfeuern; denn mir ist es ein wahrer Herzenswunsch, daß der Beitrag, der mich trifft, recht stark sein möge. Ihr könnt ja wahrhaftig für eure Kinder nichts Edleres und für euer Vaterland nichts Verbindlicheres thun. Machet, daß die Kinder, die hier geboren werden, auch hier ihre Erziehung erhalten und sogleich von ihrer Kindheit an sich zur Liebe und Anhänglichkeit für ihren vaterländischen Boden gewöhnen. Und, o möchtet ihr doch Lehrer hierher bringen, die rühmlich genug bekannt sind, daß auch die benachbarten Städte von hier aus den Unterricht holen."

Seite 302. Quintilianus giebt im 11. Buch eine ausführliche Beschreibung der Mnemonik, die also auch damals schon ziemlich ausgebildet war.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.